This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Wanderungen in Tibet.

S. C. Rijnhart.

E31029

Frau Dr. Rijnhart.

Calwer Familienbibliothek.
60. Band.

Wanderungen in Tibet

Von

Sulie C. Rijnhart, Dr. med.

Autorisierte Verdeutschung.

Mit Bildern und einer Karte.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1904.

DS785
K5

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

1. Bis zur tibetischen Grenze.

Im äußersten Nordwesten der chinesisch-tibetischen Grenze liegt am Fuß zweier Hügel das große Buddhistenkloster Kumbum, das unter den Verehrern Buddhas für einen der heiligsten Orte gilt. In den entlegensten Teilen Chinas, der Mandschurei, der Mongolei, selbst an dem Fuß des Himalaja, ist es als Mittelpunkt buddhistischer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit bekannt, und nur Lhasa, die Hauptstadt von Tibet, genießt noch höheres Ansehen. Ungefähr 4000 Lamas bringen ihr Leben dort in klösterlicher Zurückgezogenheit zu, und während der Festzeiten ist es das Ziel der Wallfahrten aus den an Tibet grenzenden Ländern.

Es war unser Wunsch, Missionsarbeit unter den Tibetern zu treiben, und wir verließen deshalb im Herbst 1894 Amerika. Das Ziel unserer Reise war Kumbum. Wir wollten uns in Lusar niederlassen und dort eine ärztliche Mission anfangen. Lusar, ein Dorf nur fünf Minuten vom Kloster entfernt, in dem die Lamas ihre Geschäfte besorgen, kann eigentlich als der weltliche Teil desselben bezeichnet werden.

Mein Mann, Petrus Rijnhart (sprich: Reinhart), hatte schon drei Jahre vorher den Plan gefaßt, von der chinesischen Seite aus in Tibet einzudringen. Nach den Erfahrungen der Lazaristen Huc und Gabet, denen es gelungen war, auf einer durch die Tartarei und China

führenden Straße in das verbotene Land zu kommen, schloß er, daß die Feindschaft gegen fremde Eindringlinge, die sich an der südlichen und westlichen Grenze durch scharf bewachte Pässe kundgab, an der nordöstlichen Grenze in weit geringerem Maß vorhanden sei. Nachdem er China durchreist hatte, kam er 1892 nach Lusar; dort wohnte er zehn Monate ganz in der Nähe des Klosters und verkündete das Evangelium. Die Priester, die ihn „den weißen Lama des Westens" nannten, nahmen ihn freundlich auf. Seine Wirksamkeit bestand damals hauptsächlich in Gesprächen mit den Lamas und in kurzen Reisen unter den Nomaden der Gegend. Er lehrte und predigte und ließ seine bescheidenen medizinischen Kenntnisse den Kranken zu gut kommen. Hoch und nieder, tibetische und mongolische Häuptlinge, Beamte, Kaufleute, Hirten und sogar Räuber suchten Hilfe bei ihm. Das Entgegenkommen, das er fand, ermutigte ihn sehr, und sein Wunsch, den Tibetern das Evangelium zu bringen, wurde immer stärker. Viele Leute, mit denen er in Berührung kam, hatten noch nie einen Europäer gesehen und noch nie den Namen Jesu gehört. Einige Lamas meinten, die christliche Lehre sei zu gut, um wahr zu sein; andere fragten, warum die Christen ihnen erst jetzt, „nach so vielen Monden", die gute Botschaft brächten.

Auf einer seiner Reisen kam „ein lebender Buddha" samt seinem Gefolge von Würdenträgern zu Rijnhart ins Zelt. Der buddhistische Lehrer hatte gehört, daß ein Mann mit einem weißen Gesicht da sei, und er saß nun zu den Füßen des weißen Fremdlings und lauschte aufmerksam auf die wunderbare Lehre von dem Heiland der Welt.

Weder chinesische noch tibetische Beamte hatten nach meines Mannes Paß gefragt, geschweige denn nachgeforscht, ob er in das Innere eindringen wolle. Die Verhältnisse

waren unerwartet günstig; es war kein Mißtrauen und Vorurteil gegen ihn da, die Leute waren freundlich und gastfrei, und so hatte er reichlich Gelegenheit, das Leben, die Gemütsart und die Bedürfnisse des Volkes kennen zu lernen. So waren wir sicher, daß unser Empfang in Lusar freundlich sein werde. Dieser Ort war auch sehr günstig gelegen, als Knotenpunkt verschiedener wichtiger Straßen, die nach China, nach der Mongolei und nach Lhasa führten. Wir konnten uns hier leicht Lebensmittel verschaffen, und infolge des großen Verkehrs hatten wir Aussicht, mit einer Menge von Leuten in Berührung zu kommen. Auch die Gegend selbst war von einer sehr verschiedenartigen Bevölkerung bewohnt; da gab es Mongolen, Chinesen, Tibeter, auch einige Turkestaner und Mohammedaner; so hatten wir reichliche Gelegenheit, uns in den Sprachen zu üben, die wir kennen mußten, wenn wir uns dauernd in Innerasien niederlassen wollten.

Da wir von keiner Missionsgesellschaft ausgesandt waren, hatten wir auf keine regelmäßigen Einnahmen zu rechnen. Mein Mann hatte zwar durch Vorträge in Holland, in Kanada und in den Vereinigten Staaten Freunde gewonnen und die Teilnahme für die Mission in Tibet geweckt; trotzdem waren unsere sichtbaren Hilfsquellen im besten Fall beschränkt. Wir gingen aber mit festem Vertrauen auf Gott an unsere Arbeit und waren überzeugt, daß er nach seiner Verheißung denen, die zuerst nach seinem Reich trachten, auch das darreichen werde, was zur Ausbreitung seines Worts nötig war. Wir fühlten, daß gerade wir dazu berufen seien, diese Pionierarbeit zu tun, und obgleich wir uns die Schwierigkeiten nicht verhehlten, waren wir doch voll Freudigkeit, in der Hoffnung, den edlen Samen in bis jetzt noch unbebautes Land säen zu dürfen.

Wir beschlossen, auf demselben Weg nach Tibet zu reisen, den mein Mann auf seiner letzten Reise eingeschlagen hatte; nämlich von Schanghai den Jangtse hinauf bis Hankou mit dem Dampfschiff, und von da an auf dem Fluß Han bis zu dem etwa 640 Kilometer entfernten Fangtscheng auf einem sogenannten Hausboot. Der übrige Teil der Reise mußte dann auf dem Landweg mit Maultieren und Karren zurückgelegt werden. Außer meinem Mann und mir gehörte zu der Reisegesellschaft noch Herr William Neil Ferguson, der uns bei unserer Arbeit helfen wollte. In Amerika hatten wir uns so vollständig als möglich für die Reise und für den Aufenthalt in einem unzivilisierten Land ausgerüstet, denn wir mußten darauf rechnen, daß wir zeitweise ganz abgeschnitten sein würden. Unsere Ausrüstung war in 13 großen Kisten verpackt; sie bestand aus Kleidungsstücken, Küchen- und Haushaltungsgerät, Arzneimitteln, chirurgischen Instrumenten, Waffen und Schießbedarf, einem photographischen Apparat, Büchern (darunter tibetische Bibeln) und Schreibbedarf; außerdem noch aus Thermometern und Kompassen, einer Nähmaschine und einem Fahrrad. In Schanghai versahen wir uns mit Nahrungsmitteln für die Reise auf dem Fluß, mit chinesischen Öllampen, mit Tauschwaren und Kleidern. Wir wußten, daß es am praktischsten war, wenn wir in der Nationaltracht reisten, und so hüllten wir uns alle drei in chinesische Gewänder. Ich besuchte in Schanghai den christlichen Gottesdienst und entdeckte da zu meinem Schrecken, daß ich das Unterkleid außen trug und dadurch das chinesische Anstandsgefühl jedenfalls auf das tiefste verletzte.

Mein Mann konnte schon sehr gut chinesisch, was ihm bei den Vorbereitungen für unsere Reise in das Innere sehr zu statten kam. Die Aussichten dafür waren nicht sehr verlockend; denn das ganze Land war in Aufregung

wegen des damals herrschenden Kriegs mit Japan. In Hankou, unserem ersten Reiseziel, war alles voll kriegerischer Vorbereitungen, und viele Schiffe im Hafen waren voll von rot- und blauröckigen Soldaten, die auf den Kriegsschauplatz befördert wurden. Hier mußten wir uns auf dem unvermeidlichen Hausboot einschiffen. Wenn ein günstiger Wind wehte, genügten die Segel, um das schwerfällige Fahrzeug fortzubewegen; aber das war nur selten der Fall, und so wurde es gewöhnlich von kräftigen Männern weiter gezogen. Bei schönem Wetter stiegen wir oft aus und gingen eine Strecke weit zu Fuß; dann drängten sich die Leute herzu, um die weiße Frau zu sehen, deren große Füße ihnen besonders merkwürdig waren. Am 7. Januar 1895 kamen wir wohlbehalten in Fangtscheng an; dort hielten wir uns einige Tage bei skandinavischen Missionaren auf, um die nötigen Vorkehrungen zu unserer Landreise im Wagen zu treffen. Das Mieten der Wagen machte keine geringen Schwierigkeiten, aber endlich kam ein Vertrag mit zwei Fuhrleuten zu stande, die uns mit zwei großen und einem kleinen Wagen nach Singan bringen sollten. Das Wort Wagen ist aber eigentlich keine passende Bezeichnung für ein chinesisches Fuhrwerk. Ein solches besteht aus einem auf einer Achse ruhenden, plumpen, schwerfälligen Gestell mit zwei Rädern und ist mit einem aus Matten bestehenden Dach versehen, das den Reisenden vor Sonne und Regen schützt. Diese Karren werden in China von Maultieren oder Pferden gezogen, in der Mongolei von Ochsen oder Kamelen.

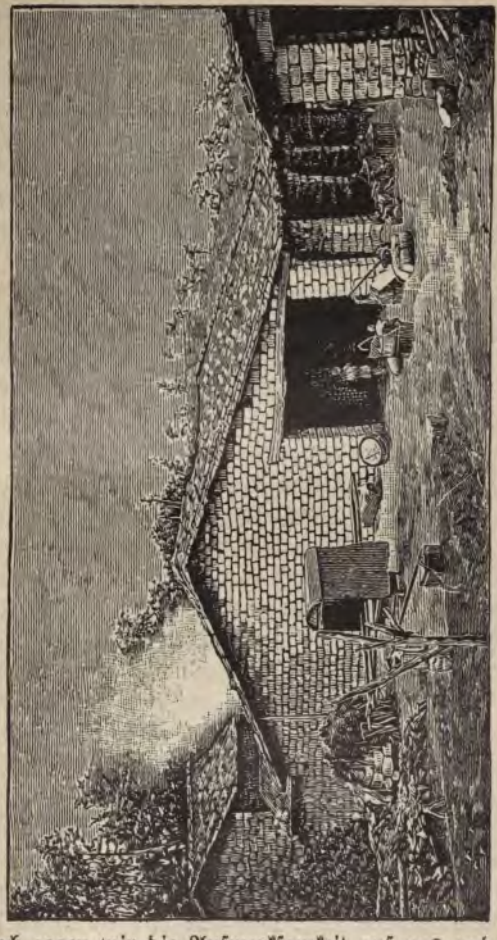
Am 11. Januar machten wir uns auf den Weg. Wir hatten uns vorsichtigerweise mit Strohmatratzen und Kissen versehen; trotzdem kam ich so häufig und nachdrücklich mit allen möglichen Teilen des Wagens in Berührung, daß ich es nie vergessen konnte, daß in China

der Luxus von Federn bei einem Wagen noch unbekannt ist. Man erwartet von dem Kutscher, daß er an jedem Tag eine bestimmte Strecke zurücklegt. Um unser Ziel zu erreichen, mußten wir uns oft vor Tagesanbruch auf den Weg machen; aber obgleich wir bis zum Abend unterwegs waren, gelang es uns nicht immer, bis an ein Wirtshaus zu kommen. Dann mußten wir entweder im Wagen schlafen oder in einem Bauernhaus Unterkunft suchen. Die chinesischen Wirtshäuser sind auch keineswegs einladend; das erste, in das wir kamen, war ein elendes Gebäude mit großen Spalten in den Wänden. Der Fußboden des Schlafraumes bestand aus der bloßen Erde und das Bett war so hart wie ein Brett; aber wenn man einen Tag lang in einem chinesischen Karren herumgeschüttelt worden ist, ist man selbst an einem solchen Wirtshaus froh.

Ein Paß berechtigt in China jeden Reisenden, die zahlreichen Fähren, die anstatt der Brücken zum Übergang über die Flüsse da sind, ohne Bezahlung zu benützen; auch braucht der Besitzer eines Passes nirgends Zoll zu bezahlen.

In Singan, der alten Kaiserstadt, die jetzt ein Mittelpunkt für den Handel in das nördliche Innere ist, kehrten unsere Wagenlenker um und übergaben uns andern, die uns bis nach Lantschou bringen mußten. Es wurde gerade das chinesische Neujahr gefeiert, als wir unsere Reise von neuem antraten, und es war sehr schwer, Lebensmittel aufzutreiben, weil während der Festzeit die Läden tagelang geschlossen sind. Ein Hauptvergnügen an dem chinesischen Neujahr ist das Laternenfest. Als wir eines Abends in einer größeren Stadt ankamen und uns nach einer Herberge umsahen, fanden wir uns plötzlich mitten im Getümmel. Die lange Straße war auf beiden Seiten mit sehr hübschen, verschiedenartigen Laternen geschmückt, und das Volk wogte auf und ab. Unsere Pferde wurden durch den Lärm und

die Helle scheu und warfen beinahe unsere Wagen um.



Chinesisches Gasthaus.

Dadurch zogen wir die Aufmerksamkeit auf uns und waren in großer Gefahr, von dem Pöbel angegriffen zu werden.

So fühlten wir uns unendlich erleichtert, als wir ein elendes Wirtshaus fanden, das uns doch wenigstens als Zufluchtsort diente und uns in dieser Eigenschaft wie ein Palast vorkam.

Wie froh waren wir, als wir Lantschou, die Hauptstadt der Provinz Kansu, erreicht hatten, denn dort hofften wir, ein paar Tage auszuruhen. Wir wurden von den Missionaren der China Inland Mission gastfreundlich aufgenommen und lernten bei diesen einen Chinesen namens Wu kennen, der acht Jahre lang in Amerika das Telegraphenwesen studiert hatte. Dieser Herr lud uns zu einem Festessen ein, das ganz nach chinesischer Art bereitet war, aber in dem Wohnzimmer des Missionshauses aufgetischt wurde. Wir hatten unterwegs schon ziemliche Übung in dem Essen mit Eßstäben erlangt und so ließen wir uns die Speisen trefflich munden, die nicht nur sehr fein gekocht, sondern auch mit künstlerischem Geschmack angerichtet waren. Unter den vielen Leckerbissen befanden sich ein in kleine Stücke zerschnittenes Spanferkel, Bambussprossen, Lilienknollen und andere Gerichte, deren Namen wir nicht wußten. Man täuscht sich sehr, wenn man glaubt, daß die Chinesen hauptsächlich von Reis und Ratten leben. Die chinesischen Köche können es mit den französischen aufnehmen, und als die Frau des Missionars Herrn Wus Gastfreundschaft erwiderte und ihn zu einem auf englische Art zubereiteten Essen einlud, mußten wir gestehen, daß das chinesische Mahl dem englischen an Feinheit überlegen war.

Mein Mann und Herr Ferguson reisten einige Tage früher ab als ich; sie beförderten das Gepäck nach Sining und gingen dann weiter bis nach Lusar, um dort ein Haus für uns zu mieten. Bald kam mein Mann zurück, um mich abzuholen. Es war ihm gelungen, ein Haus zu bekommen, an dem aber allerdings viel ausgebessert werden mußte. Wir machten uns sogleich auf den Weg, mein

Mann zu Pferd, ich zu Esel. Die beiden Tiere waren so aneinander gewöhnt, daß der Esel dem Pferd immer folgte. Ich wußte diese Eigenschaft sehr zu schätzen, denn es wäre für mich sonst nicht leicht gewesen, auf den steilen, schwierigen Pfaden mit einem Tier vorwärts zu kommen, dessen Eigensinn sprichwörtlich ist. Nicht weit von Lantschou kamen wir an die Große Mauer, die an dieser Stelle den Gelben Fluß überschreitet; wir fanden das alte Bauwerk in sehr schlechtem Zustand, voll von großen Rissen. Die Mauer ist nur fünf Fuß hoch, und würde für ein neuzeitliches Heer kein Hindernis mehr bilden, wie einst gegen die Einfälle der Türken, Mongolen und Mandschus.

Die Meereshöhe der Landschaft Kansu beträgt 1300 bis 3000 m. Das Land ist von Hügelketten durchzogen, die den fruchtbaren Tälern Schutz vor den kalten Winden gewähren. Dort wachsen Trauben, Melonen, Pfirsiche, Aprikosen und alle Arten Getreide. In der Umgebung von Lantschou wird sehr viel Tabak gebaut. Unser Weg führte uns teilweise dem Gelben Fluß entlang, und wir sahen mohammedanische Händler auf Flößen, die aus aufgeblasenen Kuhhäuten gefertigt waren, den Fluß herabkommen; die Ladung bestand aus Pflanzenöl. Auf unserem Weg sahen wir die Ruinen vieler Dörfer, die in dem mohammedanischen Aufstand von 1861—1874 zerstört worden waren, und kamen durch den Paß, in dem die Mohammedaner dem chinesischen Heere den Weg versperrt hatten — ein denkwürdiges Ereignis für die Bewohner von Kansu. Wir ahnten nicht, als wir an einem schönen Tag durch diese Bergeinsamkeit wanderten, daß dieser selbe Ort in wenigen Wochen wieder der Schauplatz kriegerischer Unruhen und voll von wütenden, blutdürstigen Rebellen sein würde.

Die Leute in Kansu waren sehr entgegenkommend und halfen uns weiter. Am fünften Tag nach unserer

Abreise von Lantschou zogen wir in die Tore von Sining ein, wo uns von den Missionaren der China Inland Mission ein herzlicher Empfang zu teil wurde. Ein paar Stunden entfernt davon lag unser Reiseziel Lusar und das große buddhistische Kloster Kumbum mit seinen glänzenden Türmen.

2. Bei den Lamas.

Der westliche Teil der Provinz Kansu, den die Geographen als einen Teil des chinesischen oder des äußeren Tibet bezeichnen, heißt bei den Tibetern Amdo und seine Einwohner Amdo-wa. Die chinesischen Ethnographen teilen die nichtchinesische Bevölkerung von Amdo in zwei Klassen, in die Tu-fan oder ackerbautreibenden Barbaren, die viel chinesisches Blut haben, und in die Si-fan, oder westlichen Barbaren, die von rein tibetischer Abkunft sind.

Die meisten Si-fan führen ein Nomadenleben und bilden Stämme, die von Häuptlingen regiert werden; diese stehen aber unter dem chinesischen Amban in Sining und sind ihm tributpflichtig. Westlich von Sining führt die Straße über eine sehr gut bebaute Hochebene. Die Felder werden künstlich bewässert und man sieht ihnen den Fleiß und die Geschicklichkeit der Bewohner an. Die Häuser in den Dörfern sind alle aus Lehm und haben flache Dächer. Auf den Landstraßen begegnet man Gesellschaften von Kaufleuten, die, obgleich halbe Chinesen, den Türken sehr ähnlich sehen; ihre Kopfbedeckung ist ein Mittelding zwischen einem Turban und einer chinesischen Mütze. Dies sind Mohammedaner, die des Handels wegen nach Sining reisen. Dann kommt vielleicht eine kleine Karawane von Mongolen oder Tibetern auf Kamelen, in häßlichen Kleidern aus

Schaffell und großen Pelzmützen. Auch Prozessionen von dunkelgesichtigen tibetischen Pilgern trifft man, die einer hinter dem andern langsam und würdig daherschreiten; sie kommen von einer Wallfahrt zu dem Tempel von Kumbum und kehren nun in ihre heimatlichen Täler zurück.

Ich blieb in Sining zurück, während mein Mann nach Lusar voraus ging, um unser Haus einzurichten. Ich hatte aber kein allzugroßes Vertrauen zu männlicher Geschicklichkeit und so machte ich mich bald auch auf den Weg. Als ich in die Nähe des Klosters Kumbum kam, sah ich einige Lamas ihre Pferde besorgen und Brennmaterial sammeln. Aber der merkwürdigste Anblick waren mir mein Mann und Herr Ferguson in europäischer Kleidung; meine Augen hatten sich so an die morgenländische Tracht gewöhnt, daß die beiden mir wunderlicher vorkamen als irgend einer der phantastisch gekleideten Reisenden, die mir begegnet waren. Mein Mann und Herr Ferguson hatten mit Hilfe einiger eingeborener Zimmerleute tüchtig gearbeitet; trotzdem fand ich, ganz wie ich es erwartet hatte, alles in der größten Unordnung. Ich war aber von Herzen dankbar, daß die lange Reise nun ohne jeglichen Unfall glücklich beendet war.

Lusar besitzt nur eine einzige wirkliche Straße, die aus Lehmhäusern mit flachen Dächern besteht. Es hatte zu jener Zeit 2000 Einwohner, hauptsächlich Chinesen und Mohammedaner, auch einige Mongolen und Tibeter darunter. Diese verschiedenen Völkerschaften ließen sich sowohl durch ihr Aussehen als durch ihre Sprache leicht unterscheiden. Der Mongole mit dem breiten gutmütigen Gesicht, dem kurzgeschnittenen Haar, dem langen Schafpelz, dem Luntenschloßgewehr über der Schulter, wie er, sein Weib ein paar Schritte hinter ihm, daherzottelte, konnte nicht mit andern verwechselt werden. Der Tibeter, auch in Schaffell gekleidet, verkündet seine Nationalität durch das Schwert, das er im Gürtel trägt.

Den Chinesen kennt man ja ohnehin und der Mohammedaner von turkestanischer Abkunft zeichnet sich durch seine Adlernase, sein schmales Gesicht und seinen struppigen Bart aus. Da Lusar der Handelsplatz für das Kumbum-Kloster ist, wird es von Kaufleuten aus China, Tibet und der Mongolei besucht. Besonders während der großen religiösen Festzeiten wird ein lebhafter Handel mit Altarlampen, Zauberschachteln, Götzen, Gebetsmühlen und andern zum buddhistischen Gottesdienst gehörigen Dingen getrieben.

Handgebetsmühle.

Die chinesischen Zimmerleute machten äußerst langsam voran mit unserem Haus, und der Lärm, mit dem sie ihre Arbeit begleiteten, war oft geradezu betäubend, weil sie alle zusammenschrieen, wenn es etwas Wichtiges zu tun gab. Das Haus, am Fuß eines Hügels gelegen, hatte die Vorderseite nach der Hauptstraße und war ein ansehnliches Gebäude aus Lehmziegeln mit einem flachen Dach, ganz nach

den chinesischen Regeln der Baukunst aufgeführt. Der Haupteingang führte in einen äußeren Hof, der von einer Mauer umgeben aber nicht bedeckt war; von diesem gelangte man durch einen dunkeln, engen Gang in den innern Hof, um den die Zimmer angeordnet waren. In einer Ecke war die Küche und schrägüber eine Vorratskammer, in einer andern Ecke der Stall, während sich zu beiden Seiten des Eingangs zwei Gastzimmer befanden, das eine für Männer, das andere für Frauen; dieses enthielt einen Schrank mit Arzneimitteln. Wir hatten nämlich diese beiden Zimmer zum Empfang der Leute bestimmt, die entweder ärztliche Hilfe bei uns suchen oder mit uns über geistliche Dinge sprechen wollten. Farbige biblische Bilder an den Wänden, teilweise mit Szenen aus dem Leben Jesu, veranlaßten die Leute zu Fragen, was uns dann Gelegenheit gab, ihnen aus dem Neuen Testament vorzulesen und mit ihnen über das Evangelium zu reden. Die Möbel waren höchst einfach: ein großer viereckiger Tisch, einige hohe, geradlehnige, sehr unbequeme Stühle und der unvermeidliche Kang. Kang ist eine Erhöhung am einen Ende des Zimmers, eine Art Plattform, die oben mit flachen Steinen bedeckt ist. Dieser Kang wird durch ein Feuer erwärmt und dient als Bett und Sofa. Den Gastzimmern gegenüber war unser Eßzimmer, sowie das Studier- und das Schlafzimmer. Auf den andern Seiten waren Herrn Fergusons Zimmer, eine Stube für unsere chinesischen Diener und ein gemeinschaftliches Wohnzimmer.

Mittelst einer Leiter gelangten wir auf das Dach, wo wir bei schönem Wetter oft auf- und abgingen oder uns in die Sonne setzten. Hinter dem Haus legten wir einen großen Garten an, in dem wir verschiedene Gemüse bauten, deren Samen man uns aus Kanada geschickt hatte. Unser Haushalt wurde so einfach als möglich geführt.

Han-Kia, unser chinesischer Junge, der etwa 22 Jahre alt war, lernte unter meiner Anleitung bald viele Speisen auf englische oder amerikanische Art bereiten und zweimal in der Woche tischte er uns M'ien, das heißt Makkaroni, auf. Da unser Herd keinen Backofen hatte, machten wir einen solchen aus einer Blechkiste, in dem wir dann Fleisch braten und auch Kuchen backen konnten.

Auf dem Markt konnten wir Hammelfleisch, Eier, Milch, Gemüse und Reis kaufen, und so waren wir ganz gut versorgt. Bald hatten wir uns an unsere neue Umgebung gewöhnt, und als wir die Handwerker glücklich los geworden waren, fühlten wir uns in unserem chinesischen Heim ebenso glücklich wie in Amerika.

Kurz nach unserer Ankunft erhielten wir Besuch von Herrn und Frau Ridley und ihrem Kindchen. Sie gehörten der China Inland Mission an und kamen von Sining her, um sich bei uns in der Bergluft etwas zu erholen. Während ihres Besuchs wurde in der Nähe des Kumbum-Klosters das Fest der Brandopfer gefeiert. Eine große Schar von Chinesen und Tibetern, Männer, Frauen und Kinder, hatten sich versammelt, um die Prozession der Lamas aus dem Tempel kommen zu sehen. Als sie bemerkten, daß einige Fremde unter der Menge waren, wandten sie ihre Aufmerksamkeit uns zu und drückten uns durch ihre freundschaftliche Neugierde fast zu tot. Da wir mitten im Gedränge waren, konnten wir nicht in unser Haus gelangen und so mußten wir irgend ein Schutzmittel ersinnen. Wir forderten die eingeborenen Frauen auf, sich neben uns hinzusetzen, und so waren wir bald inmitten einer großen Gruppe, die auf dem Boden kauerte und so einen festen Wall gegen die auf uns einstürmende Menge bildete. Frau Ridley unterhielt sich mit den Frauen, hatte aber ihre liebe Not, ihr Kind vor deren Angriffen zu schützen.

Die Tibeterinnen waren uns sehr merkwürdig. Sie trugen lange bunte Kleider mit einer grünen oder roten Schärpe, plumpe Stulpenstiefeln und einen kunstvollen Kopfputz. Das Haar hatten sie in eine Menge kleiner Zöpfchen geflochten, die den Rücken hinunterhingen und mit breiten Streifen von buntem Tuch zusammengebunden waren. Sie benützten zu diesem Zweck auch einen Streifen von Pappe oder Filz, der mit Silberzieraten, Muscheln und Perlen bedeckt war. Der spitzige Hut war mit roten Quasten geschmückt und sein Rand mit weißem Pelz besetzt. In den Ohren trugen sie große Ringe mit langen Perlschnüren, die in Schleifen über die Brust hingen. Die chinesischen Frauen hatten keine Hüte und sahen in ihren gewöhnlichen blauen Kleidern und mit ihren mißgestalteten Füßen nicht halb so nett aus wie ihre Nachbarinnen, die Tibeterinnen.

Jetzt hörte man den Klang der Hörner, der Zimbeln und der Gongs, die das Herannahen der Prozession verkündeten, und alles rannte davon, um das Schauspiel zu sehen. Viele hundert Lamas in wallenden Gewändern schritten feierlich aus dem Kloster, einige trugen große blau, rot und gelb bemalte hölzerne Rahmen und große Strohbündel. Die Rahmen wurden auf einem freien Platz aufgestellt, das Stroh daneben gelegt und nun konnte die Feierlichkeit beginnen. Die Lamas schossen Flinten ab, sangen unverständliche Zauberformeln, machten einen betäubenden Lärm auf ihren Riesenhörnern und zündeten dann das Stroh an. Die Rahmen waren bald zu Asche verbrannt, und wie wir erfuhren, war der Zweck der Zeremonie, die Dämonen der Hungersnot, der Krankheit und des Kriegs fern zu halten.

Sobald die Leute merkten, daß wir bereit waren, sie ärztlich zu behandeln und ihnen Arzneien zu geben, kamen sie ganz ungeniert. Die Chinesen machten den Anfang, aber

bald erschienen auch die Tibeter und sogar die Lamas, und wir hatten vollauf zu tun. Da man die Tibeter nicht dazu bringen konnte, einer Predigt zuzuhören, bestand unsere Evangelisationsarbeit hauptsächlich darin, daß wir mit den Leuten, die zu uns ins Haus kamen, über das Christentum redeten; und von Anfang an fanden wir, daß sie gern auf die Lehren des Neuen Testaments hörten.

Bei den Tibetern gibt es keine medizinische Wissenschaft, und die Leiden der Kranken werden gewöhnlich durch die Behandlung der eingeborenen Ärzte noch vermehrt. Bei Kopfweh werden große Stücke Heftpflaster auf Stirn und Kopf gelegt; bei Rheumatismus wird häufig eine Nadel in den Arm oder in die Schulter gesteckt. Ein Zahn wird mit Hilfe einer Schere herausgerissen, wobei dann gewöhnlich auch noch ein Stück des Kiefers mitgeht. Bei Magenweh wird ein in heißes Fett getauchtes Stück Docht angewandt, oder wird der Patient tüchtig mit den Fäusten bearbeitet. Die Arznei besteht gewöhnlich in einem Stückchen Papier, auf das ein Gebet geschrieben ist und das, zu einer Pille gedreht, verschluckt wird; bleibt die gewünschte Wirkung aus, so wird eine Pille aus den Knochen eines frommen Priesters eingegeben. Obgleich die Eingeborenen großen Glauben an ihre Ärzte haben, dauerte es gar nicht lange, bis sie uns mit ihrem Vertrauen beehrten. Die Krankheiten, mit denen wir es am häufigsten zu tun hatten, waren Diphteritis, Rheumatismus, Verdauungsstörungen und viele Arten von Haut- und Augenkrankheiten.

Da wir unsere Arbeit hauptsächlich unter den Tibetern treiben wollten, nahmen wir uns gleich vor, ihre Sprache zu erlernen. Notwendig wäre dies nicht gewesen, da alle tibetischen Grenzbewohner das Chinesische ebensogut wie ihre eigene Sprache sprechen; aber wir hofften, den Leuten näher zu kommen, wenn wir uns ihre Landessprache zu

eigen machten, und so galt es nun, einen Lehrer zu finden. Die Lamas, die allein die Schriftsprache verstehen, waren nicht übermäßig erfreut, daß die „fremden Teufel" auch Teil an ihrer heiligen Sprache haben wollten, und so kostete es uns viel Überredungskunst, bis wir einen Lehrer bekamen. Endlich willigte ein junger Lama namens Ishinima ein, uns Unterricht zu geben, unter der Bedingung, daß wir es geheim hielten; denn er fürchtete, es könnte ihn jemand bei seinem Vorgesetzten verklagen, daß er auf zu freundschaftlichem Fuß mit den Fremden stehe. Man begegnete uns nämlich immer noch mit einer Zurückhaltung, die nicht frei von Argwohn war. Ishinima war von mittlerer Größe, gut gebaut und von echt mongolischem Typus. Sein Gesicht war pockennarbig und hatte, wenn er lächelte, einen äußerst gutmütigen Ausdruck. Er gehörte nicht zu der höchsten Klasse der Lamas, doch war er, da er keine niedrige Arbeit tun mußte, gut gekleidet; er trug das gewöhnliche Mönchsgewand, das aus einer ärmellosen roten Jacke, einem weiten um die Hüften gegürteten Rock und einer nachlässig über die Schultern geworfenen Schärpe besteht. Seine Kleider waren schmutzig, aber nicht zerlumpt. Von dem ersten Geld, das er für seine Stunden bekam, kaufte er Zeug und ich machte ihm Kleidungsstücke davon auf meiner Nähmaschine. Er erzählte uns, daß die Lamas nur bei ganz bestimmten Veranlassungen Ärmel, Hosen und Strümpfe tragen dürften, daß in diesem Punkt die Gesetze sehr streng seien und daß eine Übertretung derselben strenge Strafen, sogar Ausstoßung zur Folge hätten. Ishinima konnte die tibetische Schrift ganz gut lesen, aber leider gar nichts erklären; so blieb uns nichts anderes übrig, als daß wir uns chinesische Wörter und Sätze von ihm ins Tibetische übersetzen ließen. Er kam jeden Tag, um uns zu unterrichten, außer an den Sonntagen, an

denen er an dem Gottesdienst teilnahm, den wir in unserem Empfangszimmer hielten.

Das Tibetische gehört der turanischen Sprachfamilie an. Es ist im wesentlichen einsilbig und gleicht in dieser Hinsicht vielen Sprachen der Indianer Nordamerikas. Das Zeitwort wird durch Vor- und Nachsilben abgewandelt, der Satzbau ist verhältnismäßig einfach und die Ausdrucksweise klar und treffend. Das Alphabet wurde von dem berühmten tibetischen Staatsmann und Gelehrten Tou-mi-sam-bho-ta ums Jahr 632 v. Chr. dem Sanskrit entnommen; es ist einfach und leicht zu schreiben im Vergleich mit den schwerfälligen Schriftzeichen der Chinesen. Man unterscheidet zwei Haupt-Mundarten: das Lhasa Tibetisch, das für das richtige gilt, und das von diesem ziemlich verschiedene Östliche Tibetisch. Für den mündlichen Verkehr brauchten wir hauptsächlich das Östliche Tibetisch; aber da die Lhasa-Mundart die Schriftsprache ist, so ist ihre Kenntnis für das Lesen notwendig.

Da unser Professor, was Unreinlichkeit betraf, es mit jedem seiner Landsleute aufnehmen konnte, versuchten wir, ihm etwas Gesundheitslehre beizubringen. Wir lehrten ihn den Gebrauch von Seife und Handtuch, und obgleich die Lamas ein Gesetz haben, daß beim Haarschneiden keine Schere ihr Haupt berühren darf, erlaubte er, daß sein Haar mit einer Haarschneidemaschine geschnitten wurde, die eine endlose Quelle des Erstaunens und der Verwunderung für die Eingeborenen war. Allmählich bekam er ein ganz anständiges Aussehen und fing an, neue Ideen in sich aufzunehmen. Da er ein Feinschmecker war, ging er häufig in die Küche, um dort die Zubereitung seiner Lieblingsspeisen zu überwachen. Er lehrte unsern chinesischen Diener oma-ja zubereiten, ein Gebräu, das die Tibeter mit großem Genuß trinken. Ein Stück Ziegeltee wird in einem

Topf mit Wasser ein paar Minuten gekocht, dann etwa halb so viel Milch als Wasser dazu gegossen und das Getränk noch einmal bis ans Kochen gebracht. Als wir später ohne Diener waren, weil sich dieser hatte als Soldat anwerben lassen, kochte Ishinima die Makkaroni. Er bereitete sie mit Wasser, Fleisch und Gemüse und brachte so ein ganz wohlschmeckendes und nahrhaftes Gericht zustande.

Obgleich wir tüchtig Tibetisch studierten und uns sehr Mühe gaben, die Leute verstehen zu lernen und mit ihnen zu sprechen, machten wir doch nicht die gewünschten Fortschritte, und daran war unser Lehrer schuld, der uns ein Gemisch von Mongolisch und Tibetisch lehrte, das von niemand recht verstanden wurde. Er war überhaupt unzuverlässig und seine Redlichkeit war auch nicht über allen Zweifel erhaben.

Bald nachdem wir seine Bekanntschaft gemacht hatten, lud uns Ishinima ein, ihn im Kumbum-Kloster zu besuchen; er brachte vorher sein Haus in Ordnung und holte uns dann dorthin ab. Wir mußten zuerst die Schlucht überschreiten, die Kumbum in zwei Teile teilt, dann führte unser Weg durch enge Gäßchen, an Reihen weißgetünchter Häuschen vorbei, bis wir endlich vor einem der entferntesten und hübschesten Häuser des Klosters standen. Der Hof sah recht sauber aus und hatte in der Mitte ein Gärtchen, in dem gelber Mohn blühte. Mehrere rotgekleidete, barhäuptige Lamas hießen uns auf Mongolisch willkommen, indem sie uns beide Hände, die Innenseite nach oben gekehrt, entgegenstreckten. Sie führten uns in ein kleines Gemach und von da in ein noch kleineres, das ganz von dem Kang ausgefüllt war. An der Tür hing ein mit dem Schmutz und Staub von Jahren bedeckter Vorhang. Die Einrichtung war, wie man sie gewöhnlich in den Lama-Häusern findet; da war der etwa 35 cm

hohe Kang-Tisch, auf dem ein paar Porzellanschüsseln, eine buntbemalte Platte mit gedörrtem Hafermehl und ein Holzteller mit in Öl geröstetem Brot standen; der Geruch und Geschmack dieser Speise war aber nicht sehr verlockend für uns. An den Wänden hingen die Bilder, die wir unserem Wirt geschenkt hatten. Wir tranken Tee und nahmen verschiedene Erfrischungen zu uns, die Ishinima eigenhändig bereitet hatte, und unterhielten uns dabei ganz gemütlich über das große Kloster, die ehrwürdigen Lamas und die heiligen Überlieferungen; über Lhasa, den Sitz der buddhistischen Gelehrsamkeit und den großen Dalai Lama; über die Lehren des Christentums und die große Welt des Westens, von der Ishinima so gut wie nichts wußte. Der Sitte gemäß bot er uns ein großes Stück ranziger Butter an, die wir statt dem Zucker in unserem Tee hätten nehmen sollen. Da wir mit Ishinima so gut Freund waren, konnten wir diesen Leckerbissen ablehnen, unter andern Umständen wäre dies als eine Beleidigung angesehen worden. Ishinima war übrigens von meines Mannes Fernglas und Camera so entzückt, daß er uns jeden Verstoß gegen die tibetische Höflichkeit zu gute gehalten hätte. Nach dem Tee wurden wir über den Hof in Ishinimas Privatkapelle geführt, die seinen Hausaltar und andere gottesdienstliche Geräte enthielt. Auf dem Altar standen mehrere abscheuliche kleine Götzen aus Erz und Lehm, die verschiedene buddhistische Gottheiten darstellten; davor brannten kleine Messinglampen, deren Docht durch geschmolzene Butter gespeist wurde. Ein paar flache Wassergefäße, einige Khatas, d. h. schmale Streifen aus einem schleierartigen Stoff, die wie unsere Besuchskarten gebraucht werden, und ein paar schimmlige Bände der buddhistischen Literatur vervollständigten die Einrichtung dieses Heiligtums. Ishinima war ein sehr liebenswürdiger Wirt, der alles auf-

bot, um uns unſern Beſuch angenehm zu machen; doch freuten wir uns, als wir wieder in unſere eigene reinliche und luftige Wohnung zurückkehren konnten. Wir fühlten, daß wir Iſhinima einen guten Dienſt getan hatten, denn er war einen reichlichen Teil ſeines Ungeziefers an uns losgeworden. Zu Hauſe angekommen, mußten wir gleich den Kampf mit dieſen unwillkommenen Gäſten aufnehmen.

Durch unſere Freundſchaft mit Iſhinima lernten wir das Kloſter Kumbum ſehr genau kennen, um was wir uns unter andern Umſtänden wohl vergeblich bemüht hätten. Kurz nach unſerem Beſuch in ſeinem Haus führte er uns wieder in das Kloſter, damit wir einer ſorgfältig vorbereiteten Feierlichkeit beiwohnen konnten, die bei der Weihe des zum Arzt des Kloſters beſtimmten Prieſters vorgenommen wurde. Iſhinima, der ſich nicht gern vor den Augen des Publikums als unſer Führer zeigte, ging uns etwa 40 Meter voran, ſah ſich aber immer von Zeit zu Zeit um, ob wir ihm auch gewiß folgten. Wir bekamen Plätze in dem Hof des Tempels, in dem die Feier vor ſich gehen ſollte; Iſhinima hielt ſich in einiger Entfernung, verwandte aber kein Auge von uns. An den Tempelwänden hingen phantaſtiſche, in grellen Farben gemalte Bilder. In der Mitte der Einfriedigung war ein langer, ſchmaler Tiſch, auf dem Reihen von verzierten Tellern und Meſſinggefäſſe von verſchiedenen Formen und Größen ſtanden, die Reis, Gerſte, Mehl, Brot, Öl und andere Eßwaren enthielten. Man ſagte uns, daß dies Opfer ſeien, die zu Ehren des neuen Arztes dargebracht würden.

Es hatte ſich eine große Menge von Zuſchauern eingefunden, die mit ehrfurchtsvollen und verlangenden Blicken auf das für die Götter bereitete Mahl ſchauten. Plötzlich ſtürzten etwa fünfzig Lamas in den Hof; ſie waren in rote und gelbe Gewänder gekleidet und jeder hatte eine

Glocke in der Hand. Sobald sie sich auf dem Steinpflaster niedergelassen hatten, erschien der Mamba Fuyeh, das heißt der ärztliche Buddha, und nahm auf einem mit rot und gelbem Tuch behangenen Thron Platz. Er trug einen hohen, schön gestickten Hut und ein prächtiges Festkleid. Die Feier begann mit dem betäubenden Lärm der unharmonischen Glocken, wobei sich jeder Lama bemühte, mit der seinigen den ärgsten Lärm zu machen; dann wurden Zauberſprüche gemurmelt und Gebete gesungen. Gerade vor dem Mamba Fuyeh stand eine große Urne, in der ein Feuer glühte, dem duftende Weihrauchwolken entstiegen. Auf ein Zeichen erhoben sich einige Lamas und jeder nahm mit einem Löffel etwas von den köstlichen Speisen, die auf dem Tisch standen; dann schritten sie feierlich zu der Urne und warfen es hinein als Opfer für den neuen Mamba Fuyeh; zuletzt wurde noch eine Flüssigkeit, die wohl ein heiliges Öl war, dazu gegossen. Dann fingen die Gebete, die Zauberſprüche und das Glockenläuten wieder an, und es dauerte noch geraume Zeit, bis der Mamba Fuyeh in seine Würde eingesetzt war. Das Amt eines ärztlichen Lamas gilt für sehr wichtig; wie lang er es bekleiden darf, das hängt aber weniger von seiner Tüchtigkeit als von dem Einfluß seiner Freunde ab.

Jshinima erzählte uns oft wunderbare Geschichten von dem Kuku-nor, dem blauen Binnensee, der westlich von Lusar, weit entfernt im Grasland liegt. Ein ganzer Kranz von Sagen und Überlieferungen knüpft sich an diesen See, der Tibetern, Mongolen und Chinesen bekannt ist, und dessen religiöse Wichtigkeit in einem großen Teil von Innerasien anerkannt wird. Selbst der Amban, der chinesische Gouverneur des nordöstlichen Tibet, der in Sining wohnt, macht alljährlich eine Pilgerfahrt zu dem See. Jshinimas Schilderungen erweckten in uns den lebhaften

Wunsch, diesen See zu besuchen; wir wollten dann zugleich die dortigen Stämme kennen lernen, um zu sehen, ob wir wohl Missionsarbeit unter ihnen treiben könnten. Da Ishinima den See selbst auch noch nie gesehen hatte, war er überglücklich, als wir ihn aufforderten, uns dorthin zu begleiten. Wir setzten unsere Abreise für den Juni fest; dies ist die schönste Reisezeit, weil da die Hügel im frischesten Grün prangen. Da der Amban und auch andere chinesische Beamte es nicht gern sehen, wenn Ausländer bis in das Grasland vordringen, machten wir unsere Reisevorbereitungen ganz in der Stille. Wir mieteten einen Maultiertreiber mit vier Tieren, versahen uns mit Lebensmitteln für die Reise, die wir im ganzen auf etwa zwölf Tage berechneten, und nachdem wir unser Haus der Obhut eines Dieners übergeben hatten, machten wir uns höchst vergnügt auf den Weg.

Ishinima, der auf einer hohen Ladung thronte, die aus unserem Zelt und einem Ballen mit Lebensmitteln bestand, trug einen großen Strohhut, unter dessen breitem Rand er sein Gesicht so gut als möglich versteckte, bis wir aus der Gegend, in der man ihn kannte, heraus waren. Spät am Abend erreichten wir Donkyr und schlugen unser Zelt außerhalb des Tores auf. Da wir nicht gern einem Beamten begegneten, von dem wir fürchten mußten, daß er uns die Weiterreise verbieten würde, brachen wir schon bei Tagesanbruch auf und durchzogen die Stadt bis zum westlichen Tore. Wir wurden häufig von Männern angehalten, die uns zu dem Beamten schleppen wollten, es gelang uns aber, in das Grasland zu entkommen. Wir kamen an dem Kloster Gomba Soma vorbei und lagerten uns dann, um zu frühstücken, an einer Krümmung des Westflusses auf einem prächtigen Grasplatz, auf dem rote Blumen blühten. Bald sollten wir aber aus unserem

Behagen aufgeschreckt werden. Während Ishinima Argal*) sammelte, hatten sich unsere Maultiere losgemacht und waren bald unsern Blicken entschwunden. Herr Ferguson und der Maultiertreiber machten sich auf, um die Tiere zu suchen. Mein Mann und ich warteten den ganzen Tag und konnten nicht begreifen, was aus den Tieren und ihren Verfolgern geworden war. Endlich um 11 Uhr nachts kam Herr Ferguson zurück; er hatte die Maultiere nicht gefunden und leider auch den Treiber verloren. Dieser mußte sich verirrt haben, und wir waren in großer Sorge, daß er vielleicht von Wölfen gefressen worden, oder in die Hände der berüchtigten tangutischen Räuber gefallen sei, die in den Schluchten auf Beute lauern. (Abb. S. 120.) Ishinimas dunkles Gesicht sah sehr bekümmert aus; er konnte nicht schlafen; immer wieder verließ er das Zelt und ließ seine Augen über die von den Sternen erhellte Ebene schweifen, ob er keine Spur von dem verlorenen Treiber entdecken könnte, aber es war vergeblich. Seine Besorgnis war nicht ohne Grund, denn wenn dem Mann ein Unglück zugestoßen wäre, so hätte man ihn dafür verantwortlich gemacht. Wir alle fühlten uns sehr unbehaglich, denn Ishinima hatte uns eingeredet, daß wir uns jeden Augenblick auf einen Überfall von den Tanguten gefaßt machen müßten. Ich werde nie die angstvolle Stille dieser Nacht vergessen, die nur durch unsere gedämpften Stimmen oder das ferne Geheul eines Wolfes unterbrochen wurde. Bei Tagesanbruch, als Ishinima eben das Frühstück bereitete, kamen zwei der Maultiere aus eigenem Antrieb wieder zurück und bald nachher kam zu unserer großen Freude auch der Treiber dahergelaufen. Der gute Kerl hatte bis

*) Argal ist das mongolische Wort für den getrockneten Mist, den die Nomaden als sehr geschätztes Brennmaterial benützen; die Reisenden haben in der holzarmen Gegend kein anderes Brennmaterial.

in die Nacht hinein weiter gesucht, und als er den Weg nicht mehr finden konnte, hinter einem Felsen verborgen den Morgen abgewartet. Er war ganz vergnügt, daß sich wenigstens zwei Tiere wieder eingefunden hatten. Herr Ferguson machte sich noch einmal auf den Weg, um nach den andern zu suchen. Da er wieder sehr lange ausblieb, sah sich mein Mann mit dem Fernrohr nach ihm um. Plötzlich kam er ins Zelt zurück mit dem Ruf: „Macht die Gewehre schußfertig, Ferguson wird von sechs wilden Tibetern verfolgt!“

Wir machten uns bereit, dem Feind zu zeigen, daß wir uns und unsere Habseligkeiten wohl verteidigen konnten. Herr Ferguson war ein guter Reiter und hatte bald einen Vorsprung vor seinen Verfolgern; nur einer, ein großer mit einem Speer bewaffneter Kerl, blieb in seiner Nähe. Wir wußten, daß Ferguson einen Revolver hatte und sich damit gut verteidigen konnte, da der bloße Anblick von ausländischen Feuerwaffen diesen Nomaden gewöhnlich einen heilsamen Schrecken einflößt. Bald hatten nicht nur Ferguson sondern auch die sechs Tibeter unser Zelt erreicht, und diese wollten eben daran gehen, sich unsere Sachen anzueignen, als Ishinima den Räubern entgegentrat und ihnen erklärte, daß wir ausländische Gewehre hätten. Auf diese Nachricht hin warfen sie ihre groben Steinschloßflinten und ihre plumpen Speere auf den Boden, setzten sich daneben, zündeten ihre Pfeifen an und begannen gemütlich zu plaudern. Gleich nachher kam ein anderer Trupp auf unser Zelt zugesprengt. Es waren zehn gut gekleidete Männer, und wir bemerkten, daß sie unser verlorenes schwarzes Maultier bei sich hatten. Wir wußten nicht, was sie von uns wollten; sie versicherten uns fortwährend, sie seien sehr gute Leute, und einer von ihnen sei sogar ein Lama. Ihre räuberischen Absichten wurden aber bald

offenbar, denn sie fingen an, nach unseren Sachen zu greifen, und wenn ihnen mein Mann nicht mit dem Revolver gedroht hätte, wäre bald unser ganzes Lager ausgeplündert gewesen. Nachdem wir uns eine Weile mit ihnen herumgestritten hatten, gaben wir ihnen ein wenig Geld für unser Maultier, und Ishinima schenkte ihnen einen wertvollen Rosenkranz, darauf ritten sie weg. Nun standen wir vor der Frage, sollten wir unsere Reise fortsetzen, oder lieber umkehren. Ich war ganz froh, daß Ishinima die Tibeter für tangutische Räuber erklärte und versicherte, sie würden in kürzester Zeit mit Verstärkung zurückkommen und uns angreifen; denn dies gab die Entscheidung zu schleuniger Umkehr. Später, als wir mehr Erfahrung und mehr Kenntnis des Landes und seiner Bewohner hatten, machten wir die Reise zum Kuku-nor ohne Furcht, aber jetzt verlangte uns nicht mehr nach dem blauen See, sondern wir stiegen schnell auf und freuten uns auf unser Heim in Lusar.

Wir kamen etwas von der Straße ab und gelangten in ein tibetisches Dorf; die Leute dort waren friedlich gesinnt und kamen in unser Zelt, um mit uns Tee zu trinken. Hier aß ich zum erstenmal Tsamba, die Hauptspeise der Tibeter, die bei ihnen das Brot ersetzt. Tsamba ist ein Mehl, das aus gedörrter Gerste gemacht wird; es wird in mit Butter vermischtem Tee geknetet und man ißt es in Stücken aus der Hand. Ich dachte, es müsse etwas sehr Gutes sein, weil Ishinima es sich immer so trefflich schmecken ließ, war aber nicht im stand, es zu essen.

Während unseres Aufenthalts hörten wir die ersten beunruhigenden Nachrichten von dem schrecklichen Aufstand, der bald darauf unter den Mohammedanern des westlichen Kansu ausbrach. Wir hatten den ganzen Tag über Rauchwolken in der Ferne bemerkt und durch einen tibetischen

Eilboten hörten wir, daß dies das Zeichen der mohammedanischen Plünderung sei. Eine Schar dieser fanatischen Aufrührer war über ein chinesisches Dorf hergefallen, hatte alle Bewohner getötet und die Häuser angezündet. Schleunigst brachen wir nun unser Zelt ab und ritten in der dunklen Nacht auf Kumbum zu. Es war sehr schwer, den schmalen Weg zu finden, und in unserer erregten Phantasie wurde jeder dunkle Gegenstand zu einem Mohammedaner, der mit seinem Speer auf uns lauerte. Wir waren sehr erleichtert, als wir endlich das Tor von Lusar erreichten; es war auffallenderweise geschlossen und gut bewacht, und daran merkten wir, daß uns hier noch ernstere Nachrichten erwarteten. Der alte Torhüter, der uns öffnete, teilte uns mit, daß dem Dorf große Gefahr drohe; jeden Augenblick, fürchte man, könnten die Mohammedaner aus einem Hinterhalt hervorbrechen. Aber trotz dieser Prophezeihungen waren wir froh und dankbar, wieder in Lusar zu sein. Etwas später wäre uns der Rückweg durch die mohammedanische Streitmacht abgeschnitten gewesen, die wenige Tage darauf alle Straßen von Donkyr bis Kumbum besetzt hatte.

3. Ein mohammedanischer Aufstand.

In China leben ungefähr 20 Millionen Mohammedaner — eine kleine Zahl im Verhältnis zu den 400 Millionen Chinesen. Trotzdem haben die chinesischen Behörden fortwährend mit den Anhängern des Propheten zu kämpfen. Man nennt diese in China Siao-tschiao, das heißt Anhänger der kleinen Religion, während sich die Chinesen selbst als Ta-tschiao, das heißt Anhänger der großen Religion bezeichnen.

Die Mohammedaner unterscheiden sich von den Chinesen dadurch, daß sie sich des Opiums, Weins, Tabaks und Schweinefleisches enthalten. Sie essen überhaupt nur von mohammedanischen Fleischern geschlachtetes Fleisch. Reisende bekommen von diesen immer gutes, frisches Fleisch, während sich die Chinesen nichts daraus machen, auch das Fleisch von gefallenen Tieren zu verkaufen. Außerdem sind die Mohammedaner reinlich und sehr fleißig und bringen es zu etwas, seien sie nun Kaufleute, Maultiertreiber, Fuhrleute, Köche, Wirte, Schmiede oder Silberarbeiter. Ihre Gasthäuser entlang der großen Heerstraßen werden von Hoch und Nieder gern besucht, während andererseits kein Mohammedaner unreine Speisen in einem chinesischen Wirtshaus berühren würde.

In der Provinz Kansu leben etwa anderthalb Millionen Mohammedaner, und sie bilden ein Viertel der ganzen Bevölkerung. In Sining und Lantschou, den bedeutendsten Städten der Provinz, bewohnen sie die Vorstädte, aber sonst haben sie oft ganze Städtchen und Dörfer für sich. Obgleich sie durch Zwischenheiraten mit Chinesen ihren ursprünglichen Charakter einigermaßen verloren haben, werden sie doch immer noch als Abkömmlinge der großen Einwandererschar angesehen, die vor beinahe 500 Jahren aus Turkestan, Kaschmir und Samarkand herkam. Es gibt zwei Sekten unter diesen Mohammedanern: die Weißkappen und die Schwarzkappen. Diese letzteren, auch Salars genannt, sind unzugänglicher und fanatischer als die andern; sie haben sich viel weniger mit den Chinesen verschmolzen und sind immer zum Aufruhr bereit, während die andern neutral bleiben und es sogar manchmal mit den Chinesen halten.

Die Salars, die sich ihrer samarkandischen Abstammung rühmen, haben ihre eigene Sprache. Die Stadt

Hotschau mit 30 000 Einwohnern ist eines ihrer Bollwerke, und die Chinesen müssen dort immer eine größere Truppenzahl halten, weil bei den geringfügigsten Anlässen Unruhen ausbrechen. Die Salars sehen ausländisch aus, sie sind gut gebaut, haben längliche Gesichter, Adlernasen, und tragen den chinesischen Zopf; ihre Frauen verkrüppeln ihre Füße nicht, während die Mohammedaner, die in unserer Gegend wohnten, ebensoviel auf kleine Füße hielten, wie die eigentlichen Chinesen. Hie und da kommt ein großer Mufti aus Mekka oder einer andern mohammedanischen Stadt, um die Gläubigen in Kansu zu besuchen und sie zu größerem Eifer zu ermahnen. Die vielen Moscheen, die sich über den chinesischen Häusern erheben, zeugen von der unverdrossenen Treue, mit der die Anhänger des Propheten ihre religiösen Gebräuche üben, und ebenso zeigt der todesmutige Fanatismus, mit dem sie zu allen Zeiten für ihren Glauben gekämpft haben, welch eine Macht der Islam in dem Land des Konfucius geworden ist.

Der religiöse Unterschied zwischen diesen beiden mohammedanischen Sekten ist geringfügig. Den Hauptzankapfel bildet die Stunde, in der das Fasten während des Ramadans gebrochen werden darf, und die Sitte des Weihrauchverbrennens. Die Ursache eines Streites, der einen der schrecklichsten und blutigsten Kriege in West-China zur Folge hatte, war die Frage, ob ein Mohammedaner vor seinem vierzigsten Jahre einen Bart tragen dürfe.

Man darf sich nicht wundern, daß die Bewohner von Lusar und Kumbum und den umliegenden Dörfern erschraken, als sich die Nachricht verbreitete, daß das mohammedanische Schwert entblößt sei. Die schrecklichen Greuel, die in dem letzten Aufstand verübt worden, waren noch frisch in ihrem Gedächtnis. Damals hatte das Blutvergießen und Plündern 13 Jahre, von 1861—1874, gedauert; nur während

der Saat- und Erntezeit hatten nach Vereinbarung der feindlichen Parteien die Feindseligkeiten aufgehört. Die Regierungstruppen waren ihrer ungenügenden Zahl wegen von den Aufständischen Jahr für Jahr geschlagen und niedergemetzelt worden, und sie siegten endlich nur, weil die Mohammedaner unter sich selbst Streit bekamen über der Frage, ob der Koran den Genuß des Tabaks erlaube oder nicht. Unser kleines Lusar war in jenen schlimmen Zeiten zweimal zerstört worden, und viele hundert Lamas waren im Kampf um ihr Kloster und dessen Schätze gefallen. Es war ihnen mit knapper Not gelungen, ihr Schatzhaus zu retten und ihre Tempel vor der Plünderung zu bewahren. So oft die Lamas die von Kugeln durchbohrte Silberschale sehen, die jetzt noch auf einem der Altäre steht, denken sie daran, daß die Blütezeit des Klosters Kumbum in diesem Kampf untergegangen ist, denn seither beherbergt es nicht mehr als 4000 Lamas, während es vorher 7000 waren.

Obgleich die Chinesen den Aufstand schließlich unterdrückt hatten, war der Fanatismus damit nicht ausgerottet. Sie verboten den Mohammedanern, in den Städten zu wohnen, aber diese ließen sich dann zu Tausenden außerhalb der Mauern nieder und schürten den Haß und die Unzufriedenheit gegen die Chinesen.

Der Anlaß zum Krieg war diesmal ein Streit der beiden Sekten über die Bartpflege, und die Mohammedaner griffen gleich zu den Waffen. Die Chinesen, die sonst in schwierigen Lagen nicht gern eingreifen, mischen sich immer in mohammedanische Händel, und so wollten sie auch diesen Streit schlichten helfen.

Der Streit war in der Gegend von Sining ausgebrochen, die von Salars bewohnt ist. Ein chinesischer Offizier wurde mit einer Truppe von 200 Mann abgeschickt,

um den Frieden herzuſtellen. Ein Mohammedaner, der ſich für einen Bundesgenoſſen der Chineſen ausgab, es aber heimlich mit den Salars hielt, erbot ſich, den Offizier an einen Platz zu führen, wo er die Rebellen mit einem Schlag vernichten könnte. Der Offizier ſchlug mit ſeinen Soldaten den ihnen vom Führer gewieſenen Weg ein, als ſie ſich aber während der Nacht gelagert hatten, wurden ſie von den Salars überfallen und niedergemetzelt. Als dieſe Nachricht zu dem Gouverneur gelangte, gab er den Befehl, die Sekte der Salars gänzlich auszurotten. Ein zweiter Aufruf lautete etwas milder: es ſollte ein Unterſchied zwiſchen guten und böſen Salars gemacht und nur die böſen ſollten getötet werden. Aber dieſer zweite Befehl kam zu ſpät, die Sintflut einer blutigen Rache war ſchon über das Land hereingebrochen. Die Schmiede arbeiteten Tag und Nacht, um alte Schwerter zu ſchleifen und neue zu machen, und die Dorfbewohner flüchteten mit ihren Habſeligkeiten in die Städte. Der Landbau hörte auf, und es brach eine allgemeine Panik aus, als bekannt wurde, daß die Salars ſich in ihrer ganzen Macht erhoben hatten. Alles griff zu den Waffen, ſei es aus Furcht, Eifer oder Rache, oder in der Hoffnung auf Plünderung. Ende April war es den kaiſerlichen Truppen gelungen, drei Dörfer der Salars zu erobern, aber trotzdem griff die Empörung immer weiter um ſich. Nun ſchickte die chineſiſche Regierung den General Teng, der ſich eines großen militäriſchen Rufes erfreute, mit einer Brigade. Die Aufſtändiſchen warfen ſich ihm entgegen, und ohne die Hilfe der Tibeter wäre ſein Heer wohl verloren geweſen. So aber gelang es dem General doch, einen Sieg davonzutragen, aber trotzdem breitete ſich die Empörung immer weiter aus und beſchränkte ſich nicht mehr auf die Schwarzkappen, ſondern bald erfuhr man, daß auch Hotſchau,

das Mekka der Kansu-Moslems und der Hauptsitz der mohammedanischen Schulen und Moscheen, im Aufruhr sei. General Teng ergriff nun die umfassendsten Maßregeln. Anfang Juli brachte er dem Feind eine schwere Niederlage bei, aber trotz dieses Erfolges hatten sich weitere 10 000 Mohammedaner in der Umgebung von Sining zu den Rebellen gesellt.

Als diese Gerüchte beunruhigend nach Lusar und Kumbum drangen, geriet alles in Aufregung, und Lamas und Laien halfen zusammen, um sich zur Verteidigung und zum Angriff gegen die Aufständischen vorzubereiten. Es wurde eine Menge altes Eisen zusammengebracht, und die Schmiedefeuer glühten Tag und Nacht. Auf den Hauptstraßen, die zum Dorf führten, wurden zweistockige Türme aus Lehmziegeln aufgeführt, die unten ein Tor hatten und oben einen Raum mit Schießscharten für die Flinten.

Die Mohammedaner, die in Lusar wohnten, verkauften in der Stille ihren Besitz und verließen mit ihren Familien das Dorf.

Die Lamas verschafften sich Waffen aller Art und bildeten ein Heer unter der Führerschaft eines lebenden Buddha; sie exerzierten eifrig und waren sehr fleißig bei dem Bau der Verteidigungstürme. Ishinima, obgleich ein Erzfeigling, verschaffte sich einen Speer, und unser Unterricht im Tibetischen wurde sehr unregelmäßig und fast wertlos, weil unser Professor ganz den Kopf verloren hatte. Die Bewohner von Lusar brachten all ihre Kostbarkeiten den Lamas in Kumbum zur Verwahrung, und nahmen sich vor, im Fall eines Angriffs in das Kloster zu fliehen. Haufen von Flüchtlingen kamen aus den einsamen Dörfern nach Kumbum, und bald brachen Pocken und Diphtheritis aus, während die Nahrungsmittel und das Futter ganz

unerhört im Preis stiegen, so daß sich auch noch ungeheure Mengen von Bettlern in das schon überfüllte Dorf drängten und vollends jedes Eckchen mit Beschlag belegten. Viele von unsern Freunden in Lusar rieten uns, in unsere Heimat zurückzukehren oder wenigstens nach Sining zu gehen, das befestigt und durch ein gutes Heer verteidigt wurde; aber wir fühlten, daß wir nicht von ungefähr gerade jetzt nach Kumbum gekommen waren, und da wir der Führung Gottes, dessen Werk wir trieben, nicht ungehorsam sein wollten, blieben wir da. Kaum hatten wir diese Entscheidung getroffen, als wir zu unserer großen Überraschung von dem Kanpo, d. h. dem Abt des Klosters, eine Einladung erhielten, während des Aufstands unsern Wohnsitz im Kloster zu nehmen. Wir nahmen dieses Anerbieten natürlich mit Freuden an, nicht nur um des Schutzes willen, sondern auch, weil durch einen Aufenthalt im Kloster unser Einfluß bei dem Volk sehr gefördert werden mußte. Diese so unerwartete Freundlichkeit des Abtes war durch einen komischen Vorfall veranlaßt worden, der sich bei meines Mannes erstem Aufenthalt in Kumbum im Jahr 1892 zugetragen hatte. Damals wurde er eines Tages zu einem der lebenden Buddhas gerufen, und er glaubte nicht anders, als daß dieser ein religiöses Gespräch mit ihm haben wollte. Wie enttäuscht war er aber, als er sah, daß es sich nur um eine Spieldose handelte, die sich der Buddha auf einer Reise in Peking gekauft hatte. Die Spieldose war, wie der Lama sagte, krank und machte deshalb keine Musik mehr, und da sie von einem Ausländer gemacht war, so mußte nach der Ansicht des Lama ein Ausländer ihr auch helfen können. Mein Mann untersuchte das Ding und fand, daß es nur geölt werden mußte. Er behandelte es mit Rizinusöl, das er gerade im Haus hatte, und die wunderbare Dose war nun nach dem Ausspruch

des Lama wieder geheilt. Er hatte dadurch ein großes Zutrauen zu dem Fremden gefaßt, denn wenn dieser eine kranke Spieldose mit einer Arznei heilen konnte, wie viel mehr mußte er dann für einen kranken Menschen tun können.

Dieser kleine Freundschaftsdienst hatte bei dem Lama, der indessen Abt geworden war, einen großen Eindruck hinterlassen, und als der Schatzmeister des Klosters erkrankte, ließ er wieder den fremden Doktor mit seinem Zauberöl rufen, ohne zu wissen, daß es der gleiche Fremde war, der einst seine kranke Dose geheilt hatte. Von einem Führer begleitet, stiegen wir steile, steinige Pfade hinauf, bis wir endlich an das prächtigste von den Gebäuden, den Wohnsitz des Abtes, kamen, in dem auch der Schatzmeister lebte. Ishinima hatte uns oft von dem Abt erzählt, dem großen Mann, der für das geistliche Wohl von 4000 Lamas zu sorgen hatte. Er hatte uns versichert, daß man den Abt nur sehen könne, wenn er in safranfarbige Gewänder gehüllt und mit der Mitra auf dem Haupt von einem großen Gefolge begleitet von seinem hohen und heiligen Wohnsitz herabsteige, um eine wichtige gottesdienstliche Handlung vorzunehmen. Ishinimas Überraschung war groß, als wir ihm sagten, daß wir in das Haus des Abtes selbst gehen würden. Ganz entrüstet wies er zuerst die Möglichkeit eines solchen Vorhabens zurück, denn es war bis jetzt unerhört, daß ein Fremder in die Wohnung des verkörperten Buddha eingelassen würde. Noch größer war aber Ishinimas Überraschung und nicht minder die unsere, als wir nicht allein den Schatzmeister besuchen und ihn in seiner Krankheit behandeln durften, sondern sogar auf eine besondere Einladung hin in das Empfangszimmer des Abtes selbst geführt wurden. Wir mußten zuerst eine steile Treppe hinauf, dann kamen wir in einen Hof, von dem man unmittelbar in die Gemächer des Abtes gelangte. Wir sahen, wie ein

junger Lama in rotem Gewand barfuß über den Hof lief und in einem Gemach verschwand, augenscheinlich, um seinen Gebieter von unserer Ankunft zu benachrichtigen. Als wir an die Türe kamen, erschien er wieder und ließ uns mit echt orientalischer Unterwürfigkeit eintreten. Und nun waren wir in der Gegenwart des größten buddhistischen Würdenträgers des nordöstlichen Tibet, des Mannes, der nicht nur der geistliche Führer und Lehrer der ihm untergebenen Lamas war, sondern den auch Tausende von Laien als solchen verehrten. Im Bewußtsein seiner Hoheit hielt er es nicht für angemessen, von seinem Thron herabzusteigen, als er uns erblickte, und sein ausdruckloses Gesicht zeigte weder Erstaunen noch Freude. Er ließ uns auf schönen Teppichen Platz nehmen, und sein Diener brachte uns Tee in Porzellanschalen, die er auf ganz niedere Tischchen vor uns stellte. Im Lauf des Gespräches sagte der Abt, er sei schon früher einmal mit einem Fremden in Berührung gekommen und dies habe den Wunsch in ihm erweckt, uns auch kennen zu lernen. Seine Freude war dann wirklich groß, als es sich herausstellte, daß mein Mann derselbe Fremde war, der die Spieldose geheilt hatte.

Diesem kurzen Besuch folgten viele andere, und unsere Bekanntschaft wurde bald zu einer wirklichen Freundschaft. Der Abt interessierte sich besonders für mich, und als die Berichte über den Aufstand immer drohender wurden, lag es ihm sehr am Herzen, für unsere Sicherheit zu sorgen. Er bot uns auf die liebenswürdigste Weise seine eigene Wohnung im Kloster an und forderte uns auf, unsere Sachen gleich dahin bringen zu lassen und da zu bleiben, bis der Aufstand vorüber sei. „Wenn die Mohammedaner Lusar angreifen, sagte er ernst, werden alle Leute Zuflucht im Kloster suchen, und werden euch dem Feind preisgeben.“ Wir nahmen dieses Anerbieten von Herzen gern an und

brachten nun den wertvolleren Teil unseres Besitzes in das Haus des Abtes, in dem er uns zwei große Zimmer und eine Küche eingeräumt hatte; unsere übrigen Sachen hatten wir im Keller unseres eigenen Hauses versteckt.

An Beschäftigung sollte es uns im Kloster nicht fehlen. Es gab Hunderte von Diphtheritiskranken, und schon wurden auch viele Verwundete aus der Umgegend hergebracht. Bei der Ausübung unseres ärztlichen Berufs im Kloster hatten wir ein interessantes und rührendes Erlebnis, durch das uns die grundlegende Idee des Buddhismus, die sich wiederholende Menschwerdung, sehr klar gemacht wurde. Ein junger Lama bat uns, einen zehnjährigen Knaben, der ein Fuyeh oder lebender Buddha war, zu besuchen, weil er sehr krank sei. Wir folgten unserem Führer in den geräumigen Hof eines der stattlichsten Häuser des Klosters; dann kamen wir an vielen buntbemalten Zimmern vorbei, deren Fenster aus buntem Papier oder farbigem Glas waren. An der Tür, die zu einer neuen Zimmerreihe führte, stand ein alter, weißbärtiger Lama; Tränen strömten über sein Gesicht und mit gerungenen Händen flehte er uns an, doch alles für den Kranken zu tun, was in unserer Macht stehe, damit er nicht sterbe; denn wenn er sterbe, so verliere er, der Lama, seinen älteren Bruder zum zweitenmal. Obgleich der kleine Buddha der Neffe des alten Lama war, galt er doch als dessen Bruder; dieser war nämlich vor zehn Jahren gestorben und seine Seele, wie man annahm, in den Leib des kleinen Jungen gefahren, um hier wieder einen Zeitraum der Entwicklung auf dem Weg zum Nirwana, dem Zustand der Seligkeit, zu durchlaufen. Wir versprachen unser Bestes zu tun und wurden darauf in ein kleines, schön geschmücktes Zimmer geführt, in dem das kranke Kind lag. Wir sahen auf den ersten Blick, daß wir es mit einem Fall von bösartiger Diphtheritis zu tun hatten, wo wenig

Hoffnung auf Genesung war. Wir sagten dem alten Mann, wir müßten bei dem Kind bleiben, um es zu pflegen; er war damit einverstanden und erbot sich, uns alles herbeizuschaffen, was wir irgend brauchten, es möge kosten was es wolle; „denn, fügte er hinzu, dieses Kind besitzt große Reichtümer, Tausende von Pferden, Ochsen, Kühen und Schafen sind sein.“ Nachdem wir alles für die Behandlung des Kranken zurecht gemacht hatten, schickten wir uns an, bei ihm zu wachen. Es wurde allmählich Dämmerung; die vielen lauten Stimmen verstummten, die Arbeit des Tages war getan, und man hörte nicht einmal mehr die Schritte des Wasserträgers. Eine unbeschreiblich eigenartige, seltsame Stille herrschte im Kloster, nur unterbrochen durch die melodischen Stimmen der Lamas, die ihre Gebete in den Tempeln oder auf den Dächern der Häuser sangen. Sie hatten auf den Dächern Feuer von Wachholderholz angezündet, dessen Rauch alles mit Wohlgeruch erfüllte. In mancher Hinsicht ist die ästhetische Seite des tibetischen Buddhismus unwiderstehlich, und man braucht sich nicht über den Zauber zu wundern, den er auf die leichtgläubigen Tibeter ausübt. Er ist jedoch, wie das Pharisäertum vor alters, ein übertünchtes Grab voll Unrat und Totengebeinen. Die Klagen des greisen Lama, dem sein Glaube an die Lehre von der Wiedermenschwerdung keinen Strahl der Hoffnung gab, machten es uns sehr klar und deutlich, wie trostlos und unbefriedigend eine Lehre ist, die dem Menschengeist kein anderes Schicksal in Aussicht stellt, als daß er immer wieder auf dem „Rad des Daseins“ gebrochen werden und während ungeheuren Zeiträumen gegen die Macht des Bösen fortkämpfen muß, und daß das Ende nichts Besseres sein soll als ein Aufgehen im Nichts.

Nun war es Nacht geworden und wir waren ganz allein bei dem Knaben. Wir lasen oder sprachen leise

miteinander; das trübe Lampenlicht warf seltsame Schatten auf die Gegenstände im Zimmer, auf den Speer und die Flinten in einer Ecke, auf einen breiträndrigen, gelbseidenen Hut und eine gelbe Jacke, die dem Knaben gehörten. Er sollte sie nie mehr gebrauchen, sein schweres Atmen überzeugte uns, daß der Tod sein Opfer forderte. Plötzlich ertönte ein Ruf durch die Stille der Nacht, dann wieder einer, dann Hundegebell und Flintenschuß und jetzt erschallte wie auf einen Schlag von den Dächern der Häuser das Kriegsgeschrei der Lamas: Sha sa! Sha sa! das heißt: „Eßt Fleisch, eßt Fleisch." Ein Lama stürzte zu uns ins Zimmer, er rief: „Wo ist mein Speer, gebt mir meinen Speer, die Rebellen sind da." Mein Mann ging auf das Dach, um Umschau zu halten, ob die Gefahr wirklich so drohend sei, und ich betete zu Gott, daß er uns doch davor bewahren möge, lebendig in die Hand unserer Feinde zu fallen. Bald hörte jedoch das Geschrei auf und zu unserer Freude merkten wir, daß es blinder Lärm gewesen war. Die Vorposten um Lusar hatten in der Entfernung einen großen Trupp Rebellen vorbeiziehen sehen und deshalb das Alarmzeichen gegeben, das wir in den folgenden Monaten bei Tag und Nacht noch oft zu hören bekamen. Die Rebellen aber hatten es diesmal auf die Plünderung eines anderen Dorfes abgesehen.

Früh am nächsten Morgen starb der kleine Buddha, und sein alter Onkel, dem dieses junge Leben so teuer war, vergiftete sich kurz darauf mit Opium. Er sagte, er könne den Gedanken nicht ertragen, seinen Bruder vielleicht noch ein drittesmal sterben zu sehen.

4. Bei den Verwundeten.

Die Vorbereitungen zur Verteidigung schritten rasch vorwärts. Auf den Klostertürmen und den benachbarten Hügeln wurden Schildwachen aufgestellt. Scharen von Lamas eilten mit gezogenen Schwertern durch die Straßen oder kamen auf den Dächern zusammen, um die letzten Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz zu besprechen. Unser Mitarbeiter, Herr Ferguson, faßte den Entschluß, nach der Küste aufzubrechen, weil er dringende Geschäfte in Schanghai hatte. Es war ein gewagtes Unternehmen, doch ging es nicht anders. Da die Straße nach Sining noch offen war, begleiteten wir ihn bis dahin, denn wir wußten ja angesichts der drohenden Gefahren nicht, ob wir ihn je wiedersehen würden, und es lag uns auch sehr daran, unsere Freunde, die Ridleys, noch einmal zu besuchen, ehe wir ganz von dem Verkehr mit Europäern abgeschnitten sein würden. Zuerst fanden wir keinerlei Spuren des Krieges auf unserem Weg; in vielen Dörfern gingen die Leute ihrer gewohnten Arbeit nach und schienen gar nichts von dem Ernst der Lage zu ahnen; einmal begegnete uns eine Truppe rotröckiger Chinesen, die im Begriff waren, ein Rebellenlager anzugreifen, aber im ganzen bemerkte man nichts von dem Schrecken, der sich über andere Teile des Landes verbreitet hatte. Erst als wir nach Sining kamen, sahen wir, daß der Aufstand wirklich in den nördlich gelegenen Tälern gewütet hatte.

Hunderte von heimatlosen Verwundeten strömten in das schon vorher übervölkerte Sining, um dort Obdach zu suchen; die Tempel waren in Spitäler verwandelt, und die Missionare, Herr und Frau Ridley und Herr Hall, gingen täglich dorthin, um die schrecklichen Wunden, die von den mohammedanischen Schwertern und Kugeln

herrührten, zu verbinden und die Schmerzen der armen Menschen zu lindern, die, als die Feinde ihre Häuser einäscherten, Brandwunden davongetragen hatten. Einige Verwundete waren mehrere Stunden weit auf allen Vieren hergekrochen, so daß sie mehr tot als lebendig ankamen. Wie sich die Zahl der Flüchtlinge mehrte, so nahm auch die Zahl der Pocken- und Diphtheritisfälle zu, und Frau Ridley ging zu diesen Kranken, trotz der Gefahr, der sie sich selbst und ihr nur wenige Monate altes Kind damit aussetzte; sie mußte etwas zur Linderung des schrecklichen Elends tun. In Sining nahmen wir von Ferguson Abschied und kehrten, wenn auch ungern, nach Kumbum zurück, wo wir bald völlig abgeschnitten waren. Zwei bis drei Stunden in nordwestlicher Richtung hatten sich in der Feste Topa Tausende von Mohammedanern angesammelt, deren räuberische Banden den Landstrich zwischen ihrem Bollwerk und Kumbum nach allen Richtungen durchstreiften, so daß sich niemand in dieser Richtung mehr als vier Kilometer weit vom Kloster entfernen konnte; der eigentliche Kriegsschauplatz lag aber gegen Süden in der Nähe des acht Kilometer entfernten Dorfes Shentschun, dessen mohammedanische Bewohner sich den Rebellen angeschlossen hatten. Diese besetzten alle Straßen in ihrem Bezirk und ermordeten Hunderte von Chinesen.

Ein halbes Jahr lang waren wir in Kumbum eingeschlossen und hörten während dieser ganzen Zeit nichts Zuverlässiges über die Vorgänge in Sining und in andern Distrikten, aber die Ereignisse in unserer nächsten Umgebung waren aufregend genug und nahmen unsere ganze Teilnahme in Anspruch.

Der Abt, der Mina Fuyeh hieß, gab uns täglich neue Beweise seiner Freundschaft. Die Sorge für unsere persönliche Sicherheit schien ihm ebenso sehr am Herzen zu

liegen wie die Verteidigung des Klosters und die Aufsicht über seine zahlreiche Priesterschaft. Er hatte sich einen Fluchtplan für uns ausgedacht für den Fall, daß das Kloster von einer überlegenen mohammedanischen Streitmacht angegriffen werden sollte und es den Lamas nicht gelingen würde, sie zurückzuschlagen. Er schlug uns vor, daß wir dann mit ihm unter dem Schutz der Nacht nach Kuei-teh fliehen sollten; dort besaß er ein Haus, in dem er uns aufnehmen und uns mit Nahrung und Kleidung versorgen würde, bis wir wieder etwas aus unserer Heimat bekämen. So lange man die Straße nach Kuei-teh noch benützen konnte, schickte der Abt zuverlässige Männer mit Kisten, die seine wertvollsten Schätze enthielten, dorthin ab. Auf dem Rückweg wurden sie von den Räubern überfallen, die wertvollen Maultiere des Abtes geraubt und zwei von den Leuten schwer verwundet.

Täglich kamen Berichte von neuen Siegen der Mohammedaner, und immer neue Flüchtlinge suchten im Kloster Schutz. Von überall her brachte man die Kranken und Verwundeten, damit wir sie behandeln sollten, denn es hatte sich die Nachricht verbreitet, daß fremde Ärzte, die vom Abte selbst beherbergt und beschützt würden, Wunder der Heilkunst vollbrachten und allen helfen könnten.

Einer unserer interessantesten Patienten war ein alter Chinese, Cheo-Lao-yeh, der aber den Mut und die Kühnheit eines Tibeters besaß. Er war Anführer einer Schar von 50 Mann einheimischer Truppen und zog eines Morgens mit diesen aus, um den Chinesen eines benachbarten Dorfes bei einem Angriff der Rebellen zu Hilfe zu kommen. Verräterischerweise wurde er dabei von einem seiner eigenen Leute, der wohl von den Mohammedanern bestochen war, verwundet. Die Wunde im Arm war ziemlich gefährlich, aber ich tat mein möglichstes für ihn, und da Cheo-Lao-yeh

reich war, konnte er auch gut verpflegt werden. So wurde es doch allmählich besser. Seine Frau war eine Mongolin und seine einzige Tochter, ein hübsches junges Weib, vertrieb mit ihrem netten Kindchen dem Alten, so lang er krank war, oft die Zeit. Cheo-Lao-yeh erzeigte uns viel Freundlichkeit, gab uns Geschenke und vermachte uns später Rosenkränze, die er selbst benützt hatte und die wir als Zeichen seiner aufrichtigen Liebe und Dankbarkeit sehr hoch hielten.

Um das Dorf Shentschun ging der Kampf fort; zuerst nur zwischen den Mohammedanern und Chinesen, die sich beide in Bollwerken verschanzt hatten. Gewöhnlich kamen nur kleine Gefechte vor zwischen Abteilungen, die ausgezogen waren, um Holz zu sammeln oder Feldfrüchte einzuheimsen, und der Erfolg war auf beiden Seiten so ziemlich gleich. Allmählich nahm aber die Leistungsfähigkeit der chinesischen Dorfbewohner ab; die junge Mannschaft war bei einem Ausfall vollständig aufgerieben worden; die übrigen, lauter alte Männer, Frauen und Kinder, waren nun übel daran und baten deshalb um Hilfe von den chinesischen Truppen und dem Priesterheer. Gegen den Wunsch des Abtes machten sich nun die Lamas eines Morgens auf, um die Rebellen anzugreifen, nachdem sie vorher ihre Waffen im Tempel hatten weihen lassen. Sie hatten ihre Priestergewänder abgelegt und trugen das rot und gelbe Laiengewand und rote Turbane. Fußvolk und Reiter waren mit Flinten, Schwertern und Speeren bewaffnet, die dunkeln Augen der Krieger blitzten vor Wut und Rachedurst, und wir konnten es wohl glauben, daß im Fall eines Angriffs der Rebellen auf das Kloster sich das Priesterheer wacker zur Wehre setzen würde. Die chinesischen Soldaten von Lusar, die teils hellrote Uniformröcke, teils aber auch die gewöhnliche blaue Kleidung trugen, waren auch ausgezogen, um sich mit den Priestern zu

vereinigen. Ich habe nicht leicht etwas Maleriſcheres geſehen als den Auszug dieſer beiden Truppenteile. Die ganze Bevölkerung von Kumbum und Luſar hatte ſich auf den flachen Dächern des Kloſters verſammelt, um das Heer in den Streit ziehen zu ſehen; über dem Lärm der Volksmenge hörte man das Geklapper der Gebetsmühlen und die Zauberſprüche, mit denen die zurückbleibenden Lamas den Kriegern Erfolg weisſagten. Wir und einige der Lamas ſtiegen zu Pferd und begleiteten die Soldaten bis auf die Spitze eines Hügels, von dem aus man das Schlachtfeld überſehen konnte. Die Sonne, die jetzt hoch am Himmel ſtand, vergoldete die fernen Berge und warf ihre glänzenden Strahlen auf die Turbane, auf die roten, blauen und gelben Gewänder, auf die breiten Schwerter und Speere, auf die vielfarbigen Banner der berittenen Fahnenträger und die reichen Schabracken der feurigen Roſſe, während der Tau noch auf dem grünen Raſen funkelte und dadurch die Schönheit des Bildes noch vermehrte. Von dem Hügel aus ſahen wir die Truppen durch das Tal und über einen Fluß bis in die Nähe der mohammedaniſchen Verſchanzung marſchieren. Etwas hinter dem Heer auf dem Pfad ſtand Sung-kuan, d. h. der Zuchtmeiſter, mit dem Schwert in der Hand, bereit den erſten aus der Schlacht fliehenden Chineſen niederzuſchlagen. Die Chineſen hatten, wie es ſcheint, bei früheren Anläſſen die Lamas im Stich gelaſſen, daher ſollte dieſe Maßregel der Wiederholung einer ſolchen Feigheit vorbeugen.

Der Angriff auf die Verſchanzung der Mohammedaner war bald in vollem Gang und die Lamas waren vorne dran. Sie machten den Verſuch, an eines der Tore Feuer zu legen, wurden aber dabei mit einem ſolchen Hagel von Steinen von der Mauer herab überſchüttet, daß ſie ſich zurückziehen mußten. Sie kämpften jedoch ſo wacker, daß ſich die Rebellen veranlaßt ſahen, fünfhundert Mann Salar-

Schützen zur Verstärkung herbeizurufen, mit denen sie ihrerseits einen Angriff auf das chinesische Bollwerk machten. Die chinesischen Frauen und die paar alten Männer, die dorthin geflohen waren, hatten eine Menge Steine auf den Mauern angehäuft, um dadurch den Mohammedanern den Zugang zum Tore zu verwehren. Diese hatten aber heimlicherweise in der Nacht vorher ein Loch in den mehrere Fuß dicken Erdwall gegraben und konnten so ins Innere der Verschanzung gelangen. Die Chinesinnen kämpften wie Tiger; aber obgleich viele von ihnen bei der Verteidigung ihrer Häuser den Heldentod starben, siegte doch die Übermacht der Feinde. Beinahe alle übrigen Dorfbewohner wurden niedergemetzelt und nur wenigen gelang es, sich ins Kloster zu flüchten. Bei der Ankunft dieser Flüchtlinge war die Aufregung im Kloster beinahe ebenso groß wie an dem Tag, da die Priester zum Kampf ausgezogen waren. Wieder waren die Dächer dicht mit Menschen besetzt, als die wenigen, die die Belagerung überlebt hatten, zu den Toren hereinkamen; es waren nur ein paar Greise und einige Frauen und Kinder. Sie trugen das wenige, was sie aus dem blutigen Kampf gerettet hatten, mit sich, dazu ein bißchen Speise und ein paar Töpfe und Schüsseln, sonst besaßen sie nichts mehr. Welch eine Geschichte des Jammers und Elends stand auf ihren Gesichtern geschrieben! Ihre Häuser waren zerstört, ihre Verwandten erschlagen. Sie schienen ganz von Furcht und Entsetzen beherrscht zu sein nach den schrecklichen Tagen der Belagerung und nach den entsetzlichen Greueltaten der Mohammedaner, die selbst wehrlose Frauen und Kinder auf die unmenschlichste Weise mißhandelt hatten. An diesem Morgen blieben in Kumbum wenig Augen trocken, denn es wurden immer neue Greuel berichtet, und der Rachedurst war groß. Das Kloster war zum Spital geworden, und wir hatten alle Hände

voll zu tun. Unter den Verwundeten erregte ein kleiner Junge, der sechzehn Speerwunden hatte, unser größtes Mitleid; wir pflegten ihn so gut wir nur irgend konnten, und zu unserer großen Freude wurde er wieder gesund.

Bald nachher rückte ein mit ausländischen Gewehren bewaffnetes Heer unter dem Befehl von General Li heran und bezog ein gut verschanztes chinesisches Dorf in unserer Nähe. Wir hofften, daß nun der Tag der Wiedervergeltung für die Mohammedaner gekommen sei. Eines Morgens griff diese Truppe eine Seite der mohammedanischen Stellung an, während das Priesterheer gleichzeitig auf die andere losging. Mit Einbruch der Nacht, als der Sieg schon beinahe von den Tibetern erkämpft war, ordnete der Befehlshaber Li unerklärlicherweise den Rückzug an. Man erwartete natürlich, daß er am nächsten Morgen den Kampf wieder aufnehmen werde; aber bald hörte man, daß die Mohammedaner von Li nichts zu fürchten hätten, und es wurden Stimmen laut, daß er mohammedanisches Silber gegessen habe, d. h. bestochen worden sei. Dadurch hatte Li natürlich alles Ansehen verloren und er mußte froh sein, daß er seinen Kopf behalten durfte, denn in den Augen des Volks stand sein Urteil fest, und es wäre auch ausgeführt worden, wenn man ihn erwischt hätte.

Viele Aufständische waren in dem Kampf gefallen, aber auch die Chinesen und Tibeter hatten beträchtliche Verluste erlitten. Schon früh am nächsten Tag kamen etwa zwanzig Soldaten ins Kloster und baten meinen Mann und mich, auf das Schlachtfeld zu kommen und nach ihren verwundeten Kameraden zu sehen; zugleich boten sie sich an, uns dorthin zu begleiten. Die Aussicht, so nahe an das Rebellenlager heranzukommen, war zwar nicht eben verlockend für uns; aber wir dachten an die Leiden der Soldaten, die ihr Leben für wehrlose Frauen und Kinder

aufs Spiel gesetzt hatten und deren Beistand wir vielleicht auch bald nötig haben würden; und waren wir denn nicht Diener des Herrn, der sich aller Mühseligen und Beladenen angenommen hat?! So zögerten wir nicht, sondern packten Instrumente, Arzneien und Verbandzeug zusammen und machten uns unter dem Schutz der bis an die Zähne bewaffneten Soldaten auf den Weg. Während wir durch das Hügelland ritten, gingen immer einige von ihnen als Späher voraus, um zu sehen, ob die Straße frei sei, während sich die übrigen dicht zu uns hielten, um uns dadurch ein Gefühl von Sicherheit zu geben.

Wir fanden das Dorf voll von Soldaten, die uns gleich zu den Verwundeten brachten. Den ganzen Tag über waren wir mit dem Herausnehmen von Kugeln und dem Verbinden der Wunden beschäftigt, und doch hatte die Zeit nicht für alle Verwundeten gereicht. Da es nicht ratsam gewesen wäre, die Nacht in solcher Nähe des Feindes zuzubringen, und überdies auch jedes Plätzchen im Dorf von den Soldaten belegt war, beschlossen wir, nach Kumbum zurückzukehren und die übrigen Verwundeten erst am folgenden Tag zu verbinden. Bei dem Schein des Erntemonds ritten wir schweigend unter dem Schutz unserer Truppe nach Hause; sie hatten wieder Späher vorausgeschickt, damit wir nicht in die Hände einer lauernden Mohammedanerschar fallen sollten.

Bei unserer Ankunft in Kumbum fanden wir die Klosterpforten verschlossen. Als der Posten eine solch große Schar von Soldaten sah, wurde er argwöhnisch und wollte uns nicht hereinlassen, weil er eine Kriegslist befürchtete. Mein Mann rief den auf dem Dach versammelten Lamas zu, er sei der fremde Arzt, der von den Verwundeten zurückkomme, und die Soldaten seien seine Beschützer. Nachdem ich die Worte meines Mannes auch noch bestätigt hatte, machte der Torwart vorsichtig auf und ließ uns ein.

Kurz nach Sonnenaufgang machten wir uns schon wieder auf den Weg nach dem Dorf. Die Morgenluft war herrlich erfrischend und wir fühlten uns etwas behaglicher als am Abend vorher. Es waren noch wenig Leute unterwegs; hie und da sah man einen Lama mit dem Wassereimer oder einen Bauern mit einer Last Stroh auf dem Rücken seines Esels, das er im Kloster verkaufen wollte. Unseren Verwundeten ging es gut, und bis zum Mittag hatten wir alle Fälle behandelt. Unser Ruf hatte sich schon durch das ganze Dorf verbreitet und wir wurden auch zu einem sechzehnjährigen Mädchen gerufen, das schon vor zwei Monaten einen Schuß ins Knie bekommen hatte. Da der Knochen zersplittert war, bot die Wunde einen schrecklichen Anblick, und wir sagten den Leuten, die einzige Rettung liege in dem Abnehmen des Beins. Dieser Vorschlag wurde aber rundweg abgelehnt, da nach der Lehre des Konfucius ein Mensch alle seine Glieder besitzen soll, wenn er aus dem Leben scheidet. So mußten wir das Mädchen ihrem Schicksal überlassen und hörten bald darauf, daß sie gestorben sei.

Der chinesische Befehlshaber hatte uns zum zweiten Frühstück eingeladen, und wir saßen eben nach beendigter Arbeit bei dieser Mahlzeit, da wurde plötzlich Alarm geblasen, weil die Mohammedaner mit starken Streitkräften einen Ausfall aus ihrer Verschanzung machten. Alle Soldaten ergriffen die Waffen und eilten, sich in Schlachtordnung aufzustellen; wir baten um unsere Bedeckung und machten uns sogleich auf den Rückweg. Wir mußten zuerst durch einen Hohlweg, wo wir gar nichts von der Umgebung sehen konnten; aber kaum hatten wir ihn hinter uns, so sahen wir eine Schar berittener Rebellen einen Abhang herunter auf uns zusprengen; sie hatten uns das Dorf verlassen sehen und wollten uns nun den Rückzug ab-

schneiden. Nun galt es einen Ritt ums Leben. Glücklicherweise ging es bergab und wir ritten so schnell, daß es uns war, als ob die Hufe unserer Pferde kaum den Boden berührten. Wir waren nicht nur in Gefahr, von unsern Verfolgern eingeholt zu werden, sondern es konnte uns gar leicht auch noch ein neuer Trupp von Feinden begegnen. Die Nachricht von dem Ausfall der Rebellen hatte sich schon in verschiedenen Dörfern verbreitet und so waren wir nicht die einzigen Flüchtlinge, die auf das Kloster zueilten, um dort Schutz zu suchen. Zum Glück erreichten wir die Stelle, wo sich die Straßen kreuzen, ohne auf eine neue Abteilung von Feinden zu stoßen, und da wir nun auch einen großen Vorsprung vor unsern Verfolgern gewonnen hatten, entließen wir unsere Bedeckung, die hier unbemerkt einen andern Weg einschlagen und auf diesem in das Dorf zurückkehren konnte. Mit kaum verminderter Geschwindigkeit ritten wir allein weiter; wir überholten viele Männer und Frauen, die draußen gewesen waren, um Dünger zu sammeln oder Korn zu holen, und die nun auch vom Schrecken erfaßt über Hals und Kopf dem Kloster zueilten. Am Kloster angekommen, fanden wir unsere Freunde, die Lamas, auf den Dächern versammelt; durch die Wachposten hatten sie von dem feindlichen Ausfall gehört und waren sehr besorgt um unser Schicksal. Welch ein Gefühl der Erleichterung, als das schwere Tor hinter uns zugeschlossen wurde und unsere Feinde uns nun nichts mehr anhaben konnten! Wären unsere Pferde gestrauchelt, hätte es irgend einen Aufenthalt gegeben oder hätte man wie am Tag vorher das Tor nicht gleich aufgemacht, so wäre es um unser Leben geschehen gewesen, denn es handelte sich nur um Minuten. Yambula, ein alter mongolischer Lama, der neben uns wohnte und uns sehr zugetan war, vergoß beinahe Tränen, als er

uns begrüßte und uns sagte, wie er sich freue, daß wir unversehrt zurückgekehrt seien.

Es herrschte große Freude, als die Nachricht kam, daß General Ho mit zehntausend gut bewaffneten Soldaten die Rebellen umgangen hatte, die in großer Zahl in der Siao-hsio, d. h. der Engen Schlucht, aufgestellt waren, um den Vormarsch der kaiserlichen Truppen aufzuhalten. General Hos Heer flößte den Aufständischen solchen Schrecken ein, daß sie auf die Aufforderung, ihre Truppe aufzulösen, eingingen, denn sie wären sonst alle niedergemacht worden. So stand nun dem Vordringen General Hos nichts mehr im Wege, und er erreichte bald Sining, wo er sich mit dem Heer des Oberbefehlshabers Teng vereinigte. Dieser wußte die Rebellen im Schach zu halten, bis Verstärkungen eintrafen, und mit diesen vereint konnte er nun zu dem Entsatz von Shentschun eilen. Die Kunde, daß das kaiserliche Heer heranrücke, um Shentschun zu stürmen, rief große Freude und Aufregung in der Umgebung von Kumbum hervor. An dem Tag, an dem das Heer erwartet wurde, strömte alles aus Lusar; ein Teil der Leute ging auf den Hügel, von dem man das Schlachtfeld übersehen konnte, andere machten sich in die Nähe der Verschanzungen, um gleich bei der Hand zu sein, wenn es ans Plündern ginge; denn man erwartete von dem siegreichen Helden Teng, der ein Abgott des Volkes war, daß er sich den Zugang zu dem Rebellenlager erzwingen werde. Zuerst kam eine Schwadron Reiterei in Sicht; wir sahen ihre bunten Fahnen im Wind wehen, ihre große von Maultieren gezogene Kanone und den General Teng, der in glänzender Uniform auf einem weißen Pferde an der Spitze ritt. Dann kam das Fußvolk, das in viel besserer Ordnung marschierte, als wir es sonst bei chinesischen Truppen gesehen hatten. Das Heer wurde von dem Volk mit lautem

Beifallsgeschrei empfangen und in der Nähe des Bollwerks der Rebellen von den Anführern der hiesigen Truppen begrüßt. Die Truppen wurden in Schlachtordnung aufgestellt und die Kanone so gerichtet, daß sie den schwächsten Teil des Bollwerks beschießen konnte. Bald sah man eine Rauchwolke, ein Knall folgte und schon lag ein Teil des Turmes in Trümmern. Ein paar weitere gut gezielte Schüsse zerstörten die Mauer, und nun stürzte sich General Teng mit seinem Regiment auf eine der Verschanzungen, wobei er selbst leicht verwundet wurde. Die Mohammedaner flohen in Scharen den Berg hinauf, denn sie hofften auf diese Weise in ein anderes Tal zu entkommen; der Rückzug wurde ihnen aber durch eine Truppe Soldaten abgeschnitten, die sich in einem Hohlweg verborgen hatten. Wir sahen viele der Flüchtlinge plötzlich vom Pferd fallen, von dem Speer eines im Hinterhalt liegenden Chinesen durchbohrt, und die, die dem Schwert und Speer entronnen waren, wurden durch wohlgezielte Schüsse niedergestreckt. Der ganze Bergabhang war zum Schlachtfeld geworden und das herbstliche Gras war buchstäblich mit Blut getränkt. Für uns war das ein schrecklicher Anblick, aber nicht für die Tibeter und Chinesen, denn sie freuten sich der Rache an den Feinden, die vor keiner Grausamkeit zurückgescheut hatten. Vor Anbruch der Nacht waren verschiedene Schanzen genommen; da aber die Chinesen nicht gern in der Dunkelheit kämpfen, stellte General Teng seine Streitkräfte so auf, daß keiner von den Belagerten während der Nacht entfliehen konnte. Da wir sahen, daß Verwundete vom Schlachtfeld hereingebracht wurden, gingen wir, um sie zu verbinden. Man führte uns in einen engen Raum, der nur ein ganz kleines Fenster hatte; ein Soldat stand davor und vertrieb mit einer Peitsche die Neugierigen, deren Köpfe uns das

bißchen Licht wegnahmen, während einige andere uns unter großem Geschrei mit heißem und kaltem Wasser, Schindeln u. s. w. versorgten. So oft wir einem Soldaten eine Kugel herausgenommen hatten, verlangte er sie von uns, steckte sie dann in den Mund und biß darauf, als wollte er sich für die Schmerzen rächen, die sie ihm gemacht hatte. Wir fanden, daß die Verwundeten ihre Hoffnung auf Genesung und auf das Aufhören der Schmerzen immer auf das Herausnehmen der Kugel setzten. Die Dunkelheit überraschte uns, ehe wir mit dem Verbinden fertig waren; und als wir unsern Weg durch die engen Gassen des kleinen Dorfes, das jetzt etwa zweitausend Krieger beherbergte, suchten, sahen wir viele Soldaten mit dem Speer in der Hand auf der Straße schlafen; sie waren ganz erschöpft von der heißen Schlacht, aber doch bereit, ihrem erprobten Führer zu neuem Kampf und Sieg zu folgen.

Als wir uns eben schlafen legen wollten, wurden wir durch ein lautes Klopfen an unserer Tür aufgeschreckt. Es waren einige Soldaten da, die meinen Mann baten, zu einem Korporal zu kommen, der in den Mund geschossen war. Trotz der Gefahr entschloß sich mein Mann, mit ins Dorf zu gehen; dort traf er den Verwundeten, der fluchte und jedermann, der in seine Nähe kam, mit Schimpfreden überhäufte. Mein Mann fand den Zorn des Korporals fast komisch, dessen Wut augenscheinlich daher kam, daß er die Kugel eines Rebellen keinen Augenblick in seinem Munde dulden wollte.

Trotz der Umsicht des Generals gelang es den Mohammedanern während der Nacht, mit ihren Familien und Kostbarkeiten aus dem Fort zu entfliehen, und als die Soldaten in die Häuser eindrangen, um zu plündern, fanden sie diese verlassen und das Brot halbfertig im Ofen; alles deutete auf eine eilige Flucht hin. Die Beute, die die

Bewohner von Lusar davontrugen, bestand meist aus wertlosem Plunder, alten Tischen und Schränken, zerbrochenem Geschirr, alten Säcken u. s. w., und es war ein komisches Bild, als sie mit diesen Schätzen beladen einherzogen. Aber ihre Freude war groß, denn in der Schlacht waren achthundert Mohammedaner gefallen.

---

5. Unsere Missionstätigkeit.

Auch während dieser unruhigen Zeit, wo die Leute eigentlich nur Mord- und Rachegedanken im Kopf hatten, bemühten wir uns, neben unserem ärztlichen Beruf auch den Unterricht und die Predigt fortzusetzen. Der uns vom Abt gewährte Schutz und Aufenthalt im Kloster hatte uns ein ganz neues Feld der Tätigkeit erschlossen, und darin schien uns ein göttlicher Ruf zu liegen, den wir nicht unbeachtet lassen durften. Priester und Laien, Weiber und Kinder kamen mit ihren Anliegen. Besondere Freude machte uns der Unterricht in der biblischen Geschichte, den wir bald nach unserer Übersiedlung ins Kloster anfingen und später jeden Mittwoch und Sonntag nachmittag in unserem Hause in Lusar gaben. Wir konnten die Kinder, die uns gern hatten und uns oft auf der Straße nachliefen, leicht zusammenbringen; und die farbigen biblischen Bilder an der Wand machten gleich einen großen Eindruck auf sie. In unserem Unterricht nahmen wir die Hauptsachen der biblischen Geschichte und der christlichen Lehre durch, von der Schöpfungsgeschichte an bis zu dem Tod und der Auferstehung Jesu. Wir erzählten auch von dem Leben und den Reisen des Apostels Paulus. Besonders gut gefiel

den Kindern die Geschichte von der Himmelsleiter, und wenn sie das Bild sahen, sagten sie, sie möchten auch auf dieser Leiter zu den Engeln hinaufsteigen. Bald kamen auch die Mütter in diese Stunden. Auf diese machte die Erzählung vom barmherzigen Samariter besonderen Eindruck. Der Priester und der Levit sind ganz wie unsere „Priester", sagte die eine, „wenn man in der Not ist, so gehen sie auch an einem vorbei". Ebenso gern hörten sie von der Auferweckung des Jünglings zu Nain; sie konnten sich so gut in den Schmerz der Mutter um den einzigen Sohn hineindenken und in ihre Freude, als der große Arzt ihm das Leben wiedergab.

Ein kleiner tibetischer Junge hatte ein besonders gutes Gedächtnis für die biblischen Geschichten, und es war uns ganz merkwürdig, daß er nie etwas vergaß, was man ihm erzählt hatte; ich hoffe auch, daß der Same bei ihm auf gutes Land gefallen ist und eines Tags Frucht bringen wird. Nie werde ich vergessen, mit welcher Freude die Kinder die Lieder sangen, die wir sie allerdings mit großer Mühe gelehrt hatten. Die Tibeter haben wohl etwas mehr Sinn für die Musik als die Chinesen; trotzdem waren die Mißtöne anfangs schrecklich, aber mit Hilfe meiner Violine und der Ziehharmonika meines Mannes konnten wir doch die Melodie festhalten. An Weihnachten 1895 luden wir die Kinder zu Tee und Waffeln ein. Einige Frauen, die auch dabei waren, sagten, wenn nur die Leute alles täten, was wir sie lehrten, dann würden sie bessere Menschen, und es sei alles gut, was wir ihren Kindern sagten.

Mein Mann sprach mit den Lamas viel über religiöse Dinge und ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, wo er ihnen etwas vom Evangelium sagen konnte. Ishinima versicherte uns, man verdanke es nur unserer Anwesenheit und unsern Gebeten zu dem Herrscher des Himmels, wenn die Moham-

medaner keinen Angriff auf Lusar und Kumbum machten. Es schien, als setze auch Ishinima sein Vertrauen auf den Herrscher des Himmels, denn er tat ein Götzenbild weg, das er sonst immer als Schutz mit sich zu Bett genommen hatte.

Die Chinesen erkannten auch an, daß unsere Lehre gut sei, aber sie meinten, wir trieben unsern Missionsberuf nur, um uns dadurch bei Gott ein Verdienst zu erwerben. Sie konnten schon eine einzige selbstlose Handlung nicht verstehen, wieviel weniger einen Beruf, der Hingabe und Aufopferung erforderte und der aus Liebe zu Gott und den Menschen hervorging.

Die im letzten Kapitel beschriebene Eroberung von Shentschun hatte zur Folge, daß die Straße nach Sining zeitweilig wieder frei war. Die Reise dorthin konnte aber nur von größeren Gesellschaften unternommen werden, da noch Tausende von Mohammedanern herumstreiften und das Tal unsicher machten. Obgleich Sining kaum 30 Kilometer von uns entfernt war, hatten wir fast keine Nachrichten über den dortigen Stand der Empörung bekommen. Endlich erfuhren wir, die Mohammedaner, die die östliche Vorstadt Sinings bewohnten, hätten sich monatelang nach dem Beginn des Aufstands neutral gehalten und ausdrücklich erklärt, daß sie sich nicht an dem Streit ihrer Glaubensgenossen beteiligen würden. Die Chinesen jedoch trauten dieser Versicherung nicht recht und besetzten die Stadtmauern mit mehreren Tausend Soldaten, die auf der Seite des mohammedanischen Quartiers besonders wachsam waren. Am 1. September kam es nun wirklich zu einem Angriff von mohammedanischer Seite, der wahrscheinlich durch die Siegesnachrichten aus dem Rebellenlager veranlaßt war. Die Mohammedaner zerstörten einen chinesischen Tempel außerhalb der Stadtmauern, aber ihre Versuche, die Stadt

selbst zu erobern, mißlangen. General Li, der inzwischen mit seinen Truppen angekommen war, machte den Vermittler und berief eine Versammlung der Rebellenführer, um mit ihnen über die Friedensbedingungen zu unterhandeln.

Da nun eine Zeitlang die Straße nach Sining frei war, ergriffen wir die Gelegenheit, um die dortigen Missionare zu besuchen; was für eine Freude war es für uns, als wir nach einem halben Jahr zum erstenmal wieder ein weißes Gesicht erblickten! Bald nach unserer Rückkehr nach Kumbum kam ein Bauer zu uns und brachte an einem Stock das Herz eines Mohammedaners. Er glaubte, daß wir ihm einen hohen Preis dafür bezahlen würden, denn er hatte gehört, daß wir Ausländer Teile des menschlichen Körpers zu unsern Arzneien verwendeten, und war sehr enttäuscht, als wir ihn abwiesen. Der Glaube der Chinesen, daß die Fremden ihre Arzneien auf diese Weise herstellen, wird von den Boxern und andern Fanatikern sehr ausgebeutet und gab nur zu oft den Anlaß zu der Zerstörung von Missionsgebäuden und der Ermordung von Missionaren.

Da die Friedensverhandlungen mit den Mohammedanern zu keinem Ziel geführt hatten, erschien Ende Februar General Wei mit einem neuen, großen Heer in Sining. Es gelang ihm, 85 Anführer der Rebellen gefangen zu nehmen, die er dann sämtlich enthaupten ließ. Nun galt es aber noch, das Hauptbollwerk der Mohammedaner in Topa zu erobern. Es wurde von etwa 40 000 Mann gehalten, die sich dort zu einem Widerstand gegen das chinesische Heer vereinigt hatten. Diese Aufgabe fiel auch General Wei zu, der nun mit seinen Truppen die Festung belagerte. Die Chinesen hatten auch ein gut befestigtes Fort inne, das etwa zwei Kilometer von Topa entfernt war. Auf die Aufforderung eines der chinesischen Anführer begaben wir uns dorthin, um während der Dauer

der Feindseligkeiten die Verwundeten zu pflegen. Das Fort war von Truppen überfüllt, und wir konnten mit knapper Not ein Zimmer bekommen, das wir aber bei Nacht noch mit etwa einem Dutzend Männern, Weibern und Kindern teilen mußten, die keine andere Schlafstätte hatten. Unser Essen bekamen wir aus der Küche des Generals, was wir sehr zu schätzen wußten, denn wir hatten ja keine Küche und überdies war ziemlicher Mangel an Nahrungsmitteln. Die chinesischen Soldaten waren übel daran; sie konnten ihren gewohnten Reis nicht haben und verstanden nicht, aus dem Mehl, das sie bekamen, eine ordentliche Speise zu bereiten. So wurden viele krank, wozu auch noch die Kälte und schlechte Kleidung das Ihre beitrugen.

Oft gaben wir den Verwundeten von unserem Reis, unsern Makkaroni und Eiern, weil sie sonst nicht mit dem Leben davongekommen wären. An Arbeit fehlte es uns nicht; wir hatten oft bis an tausend Kranke und Verwundete, die unserer Hilfe bedurften. Die Belagerung und die Gefechte um Topa dauerten längere Zeit; der Sieg war jetzt immer auf der Seite der Chinesen, und so sahen sich die Mohammedaner endlich genötigt, sich zu ergeben. Sie mußten sämtliche Waffen und alle ihre Anführer ausliefern. Diese wurden alle enthauptet. Topa wurde von den chinesischen Truppen besetzt und wir siedelten mit diesen dorthin über. Der Krieg war jetzt beendigt. Von den mohammedanischen Truppen in Topa waren viele gefallen, etwa 20 000 waren nach Turkestan geflohen und die übrigen hatten sich ergeben. General Wei kehrte nun mit seinem Heer nach Sining zurück und General Teng übernahm den Befehl über die Truppen. Er war der Ansicht, daß Wei die Mohammedaner zu schonend behandelt habe, und verlangte die Auslieferung von weiteren tausend Rebellen; die Mohammedaner gehorchten, wenn auch widerwillig, und

diese Tausend wurden nach Sining gebracht und dort enthauptet. Die übrigen, von den chinesischen Soldaten ganz ausgeplünderten Einwohner von Topa wurden ihres Landbesitzes für verlustig erklärt und in ein kleines Tal verbannt, wo sie sich niederlassen durften.

Man nimmt an, daß etwa 100 000 Menschen während des Aufstands das Leben verloren haben; in vielen Gegenden gab es keine Bauern mehr, die das Land bestellen konnten, an andern Orten fehlte es an Samen und an Ackergerät. Dazu kam noch eine große Rattenplage. Diese Tiere, die wahrscheinlich durch die vielen schlecht verscharrten Leichen herbeigelockt waren, verbreiteten sich wie ein großes Heer über die Felder und verwüsteten alles, was gewachsen war. Noch zwei Jahre lang nach dem Krieg herrschte große Armut unter der arbeitenden Bevölkerung, und es können noch Jahre vergehen, bis alle Spuren dieses schrecklichen Kriegs ausgetilgt sein werden.

Nach dem Friedensschluß begab sich mein Mann auch in das mohammedanische Quartier in Topa, um dort die Verwundeten zu pflegen. Die Chinesen und Tibeter hatten vorausgesetzt, daß wir ihren Haß gegen die Mohammedaner teilten, und waren ganz sprachlos vor Erstaunen, als sie sahen, daß der Missionar die Feinde ebenso freundlich behandelte wie sie selbst. Auf diese Weise wurde ihnen die christliche Lehre von der Feindesliebe klar gemacht und sie sahen, daß, was ihnen nur den Worten nach bekannt war, bei dem Missionar zur Tat wird.

6. Das Kloſter Kumbum.

Die Buddhiſtenklöſter in Mittelaſien ſind gleich den Domen in Europa die bedeutendſten Denkmäler des religiöſen Lebens. Aber während ſich die Türme jener Dome in von Menſchen wimmelnden Städten erheben, liegen dieſe kunſtloſen Heiligtümer des Buddhismus oft in den einſamſten, kaum zugänglichen Orten der unwirtlichen tibetiſchen Hochebene. Einige davon ſind meilenweit von jedem Dorf oder Lagerplatz entfernt. Sie können es natürlich nicht mit den künſtleriſch aufgeführten Domen aufnehmen, geben aber doch ein eigenartiges, maleriſches Bild. Manchmal ſtehen dieſe Klöſter in einer geſchützten Schlucht, aber häufiger ſind ſie am Bergabhang oder gar hoch oben auf einen Felſen gebaut, ſo daß man nur mühſam auf einem in den Stein gehauenen Zickzackweg hinaufklimmen kann. Die Bauart iſt phantaſtiſch und unregelmäßig. Ein Kloſter beſteht gewöhnlich aus einer Anzahl viereckiger und länglicher Gebäude, die entweder übereinander am Bergabhang liegen oder auch planlos nebeneinander ſtehen; ſie ſind mit Zinnen, Brücken und Außentreppen verſehen und gewöhnlich von einem oder mehreren Türmen mit flachem Dach überragt.

Dieſe Klöſter (Gombas genannt) ſind die Wohnſtätten der tibetiſchen Prieſterſchaft, die auf ein Siebentel der ganzen Bevölkerung geſchätzt wird. Man glaubt, daß in den Klöſtern in Lhaſa allein 15 000 Lamas leben und in der Provinz Amdo etwa 25 000 bis 30 000, die in 24 Klöſtern untergebracht ſind.

Das Kloſter Kumbum, in dem wir während des Aufſtands wohnten und das wir durch unſere Freundſchaft mit ſeinem Abt ſo genau kennen lernten, iſt, wie ſchon früher erwähnt, eines der größten und berühmteſten in

Mittelasien. Es liegt in einem fruchtbaren Tal und wird durch ein Flüßchen, das mitten durch fließt, in zwei Teile geteilt. Auf den beiden Ufern des Flüßchens und an den sich gegenüberliegenden Bergabhängen reihen sich die weißen Häuschen der Lamas amphitheatralisch übereinander. Das stattliche Wohnhaus des Kanpo oder Abts liegt in der obersten Häuserreihe und zeichnet sich durch seine hellroten Wände aus. Die Häuser der Lamas sind blendend weiß getüncht, und wenn der Kalkanstrich erneuert werden soll, so bedienen sich die Lamas nicht eines Pinsels, sondern sie stellen sich auf eine hohe Leiter oder auf das Dach und schütten Eimer voll Kalk an den Wänden hinunter. Auf dem westlichen Flußufer stehen die Tempel. Es sind dies gut aufgeführte, von Säulenreihen umgebene Backsteingebäude; sie haben grell bemalte Wände und schräge Ziegeldächer, die, soweit sie über die Mauer vorstehen, hellblau oder grün angestrichen sind. Ein Tempel zeichnet sich besonders vor den andern aus; er hat ein goldenes Dach und wird von den Lamas Jo Kang, d. h. die Heimat Buddhas, genannt. Dieser Tempel ist das wichtigste Gebäude des Klosters und der Stolz der gesamten Bevölkerung der Provinz Amdo, denn er gilt für ganz besonders heilig. Er hat etwa 50 Fuß im Geviert und seine Wände sind mit Holzschnitzereien bedeckt, die ein farbenprächtiges Mosaik bilden. Der Tempel hat zwei Dächer, ein niederes und ein hohes; dieses ruht auf einer Reihe niederer, rot lackierter Säulen, während das andere nach Art der chinesischen Tempel weit über die Mauer vorspringt. Die Ziegel der beiden Dächer sind mit Goldblech belegt, von dem einige Lamas behaupteten, daß es $^1/_2$ Zoll dick sei; andere meinten aber, die Dicke betrage nur $^1/_8$ Zoll.

Tsong Kaba, dem zu Ehren dieser Tempel erbaut wurde, war der Luther des tibetischen Buddhismus und

lebte im 14. Jahrhundert. Die Chronik des Klosters ist reich an halb sagenhaften, halb geschichtlichen Berichten über den Lebenslauf dieses merkwürdigen Mannes und das Kloster verdankt seinen Namen einem Ereignis aus dessen Kindheit.

Das Wort Kumbum bedeutet nämlich 10000 Bilder, und so wurde zuerst ein Baum genannt, von dem noch heutigen Tags ein Abkömmling im Kloster ist. Die Lamas erzählten mit dem ernsthaftesten Gesicht die Geschichte des wunderbaren Kindes Tsong Kaba, das mit einem weißen Bart, langen wallenden Locken und einem klugen Gesicht auf die Welt kam und gleich sprechen konnte, bei dem auch alle geistigen Fähigkeiten schon entwickelt waren. Mit drei Jahren beschloß der Knabe, der Welt zu entsagen und sich der Betrachtung der Lehre Buddhas zu widmen. Seine Mutter, die den heiligen Ehrgeiz ihres Sohnes teilte, schnitt ihm sein schönes Haar ab und warf es in den Hof; aber siehe, gleich entsproßte daraus ein Baum, der auf jedem Blatt ein Bild des Buddha trug. Der junge Gelehrte saß zu den Füßen der berühmtesten Lamas seiner Zeit; er lebte einige Zeit in Lhasa und schließlich wurde er der Begründer einer neuen Sekte, der Gelu oder Gelbkappen, die sich diesen Namen zum Unterschied von den Rotkappen, die die konservative Partei bildete, beilegten.

Tsong Kaba führte durchgreifende Änderungen in der buddhistischen Liturgie ein und gründete das große, jetzt noch bestehende Kloster Kaldan in der Nähe von Lhasa, in dem er die neuen Formen des Gottesdienstes einrichtete.

Der Einfluß, den Tsong Kaba während der letzten fünf Jahrhunderte in Tibet ausgeübt hat, rührt nicht nur von der ungeheuren Zahl der Anhänger her, die sich während seines Lebens um ihn scharten, sondern auch von seinen hinterlassenen Schriften. Seine bedeutendsten Werke sind

eine Ausgabe der Sprüche des „Gautama Buddha“ und eine religiös-philosophische Abhandlung über das „Fortschreiten zur Vollkommenheit“. Die ersten Anhänger von Tsong Kaba verbreiteten seine Lehren sehr eifrig und sie hatten den Erfolg, daß in ganz Tibet und der Mongolei Brüderschaften der gelben Sekte (Gelupa) entstanden. Selbst der König von Tibet gehörte zu den Bekehrten. Tsong Kaba starb im Jahr 1419, und sein Leib ist noch in dem Kloster Kaldan; er ist nicht verwest, sondern schwebt durch ein fortwährendes Wunder einige Fuß über dem Boden; die, die schon weit fortgeschritten sind auf dem Weg der Buddhaschaft, hören noch Worte der Weisheit und der Ermutigung von seinen Lippen, aber der gewöhnliche Mensch kann seine Stimme nicht mehr vernehmen.

Es ist eine sehr interessante Frage, woher wohl die auffallende Ähnlichkeit zwischen manchen bei der Gelupa-Sekte üblichen religiösen Gebräuchen und solchen in der römisch-katholischen Kirche kommt. Der Reisende Huc, der mehrere Gelupa-Klöster besucht hatte und selbst katholisch war, sagt darüber: „Selbst bei einer oberflächlichen Prüfung der von Tsong Kaba in den buddhistischen Gottesdienst eingeführten Reformen und Neuerungen muß einem ihre Verwandtschaft mit dem Katholizismus auffallen. Das Kreuz, die Bischofsmütze, das weiße Armelgewand und der Chorrock, Dinge, die die großen Lamas auf Reisen oder bei gottesdienstlichen Feiern außerhalb des Tempels tragen, der Chorgesang, das Psalmodieren, die Beschwörungsformeln, das Weihrauchfaß, der von den Lamas mit aufgehobener Hand gespendete Segen, der Rosenkranz, die Ehelosigkeit der Geistlichkeit, die zeitweise Absonderung von der Welt, die Heiligenverehrung, das Fasten, die Prozessionen, die Litaneien, das Weihwasser, all dies sind Dinge, die wir mit dem Buddhismus gemeinsam haben.“

Was ist nun der Grund dieser auffallenden Ähnlichkeiten? Die tibetischen Lamas sind nie große Reisende gewesen und Tsong Kaba ist schwerlich je einmal in ein christliches Land gekommen. Huc spricht die Vermutung aus, daß er wohl einen der römisch-katholischen Missionare kennen gelernt habe, die schon im 14. Jahrhundert unter Joh. de Monte Corvino, dem Erzbischof von Peking, in China arbeiteten und die sogar die Mongolen das Psalmensingen und die Gebräuche der katholischen Kirche gelehrt hatten. Auch die tibetische Legende erzählt von einem fremden Lama, der weit aus dem Westen her in das Land Amdo gekommen sei und in Tsong Kabas Zelt gewohnt habe. Dieser soll zu den Füßen des Fremden gesessen und von ihm in allen Lehren des Westens unterrichtet worden sein, bis der Lehrer in einen tiefen Schlaf fiel, aus dem er nie mehr erwachte. Wie ist nun wohl diese Legende entstanden? Es ist ganz möglich und sogar wahrscheinlich, daß in früheren Zeiten Missionare nach Amdo gekommen sind. Die Nestorianer hatten schon im 7. Jahrhundert eine Mission in Westchina, und man weiß, daß ums Jahr 1325 ein Mönch namens Odorich von China aus durch Tibet nach Indien reiste und sich einige Zeit in Lhasa aufhielt. Im Jahr 1661 machten die Väter Grüber und Dorville und 1716 Desideri und Freyre Missionsreisen in Tibet und der letztere soll 13 Jahre in Lhasa gewohnt haben; 1719 fing der Kapuziner Francisco della Penna mit zwölf Brüdern desselben Ordens eine Mission in Lhasa an, die bis zum Jahr 1760 blühte. Die Legende hat höchst wahrscheinlich Tsong Kaba ein größeres Verdienst um die Einführung christlicher Formen zugeschrieben, als ihm gebührt; dagegen ist es sehr einleuchtend, daß der Aufenthalt und der Unterricht der Missionare in Tibet die Ursache war, daß sich christliche Gebräuche allmählich mit dem tibetischen Kult verschmolzen

Tibetische Landschaft mit Kloster.

haben. Das Volk erzählt ſich noch die Sage von dem weißen Lama des Weſtens, und Mina Fuyeh behauptete, Tſong Kaba habe eine große Naſe gehabt und wie ein Europäer ausgeſehen.

Obgleich der große buddhiſtiſche Reformator Tſong Kaba nicht der eigentliche Gründer des Kloſters Kumbum war, verdankt es ihm doch ſeine Entſtehung. Scharen von Pilgern wallfahrteten zu der Stätte, wo er geboren war; bald kamen auch Prieſter aus Innertibet, China, der Mongolei und der Mandſchurei, um hier ihre Zellen zu bauen; die Kaiſer von China verliehen dem Kloſter ihren Schutz und ſo gelangte es zu ſeiner Berühmtheit.

Rolle aus dem Innern einer Gebetsmühle.

Durch den Abt Mina Fuyeh erhielten wir oft Zutritt zu dem Tempel mit dem goldenen Dach. In dem äußeren Hof desſelben ſind kleine Kapellen, in denen Gebetsmühlen aufgeſtellt ſind. Es ſind dies kleine Zylinder, die Rollen mit geſchriebenen oder gedruckten Gebeten enthalten. Nach der Anſicht der Buddhiſten iſt es ſehr verdienſtlich, dieſe Mühlen in Bewegung zu ſetzen, und ſo ſtehen ſie ſelten

still, da sie jedermann im Vorbeigehen antreibt. Die Holzschwelle, die zu dem Heiligtum führt, ist ganz abgenützt durch die Hände und Stirnen der Pilger, die sich hier vor dem Altar und Bild niederwerfen. Man sieht auch manchmal, wie sich Gläubige, die noch ziemlich weit vom Tempel entfernt sind, alle drei Schritte auf den Boden werfen, so daß sie ihn mit der Stirn berühren. Die Schwelle des Heiligtums, auf die Tausende von Anbetern jedes Jahr ihre Hände und ihre Stirn legen, gilt den Buddhisten ebensoviel wie die Marmorstufen der Peterskirche den Pilgern, die zur ewigen Stadt wallen.

Nur ein einziges Mal im Jahr, an dem ersten Tag des dritten Monats, dürfen Frauen diesen Tempel betreten, und als dieser glückliche Tag kam, erhielt ich vom Abt Mina Fuyeh die Erlaubnis, mich den mongolischen und tibetischen Frauen anzuschließen, obgleich es wohl bekannt war, daß ich mich nicht an ihren gottesdienstlichen Übungen beteiligen würde. Das erste, was mir beim Eintritt in die Augen fiel, war ein großes, auf einem geschmückten Throne sitzendes Bild von Tsong Kaba. Der Thron ist etwa zehn Fuß hoch und das sechs Fuß hohe Bild ist, wie die Lamas behaupten, aus massivem Gold gefertigt. Wenn dies wahr ist, muß es einen fabelhaften Wert besitzen, aber selbst wenn es nur vergoldet ist, gehört es immerhin zu den wertvollsten Besitztümern des Klosters. Vor dem Bild stand ein ungeheuer großer Altar, der buchstäblich mit Weihwassergefässen und großen und kleinen Butterlampen bedeckt war; es waren gewiß ein paar hundert Lampen und alle brannten. Ich stand vor dem Altar und sah zu dem in dem Glanz der vielen Lichter hell strahlenden Bild des größten Abgottes der Tibeter auf, während um mich her die Andächtigen zur Erde gebeugt ihre Gebete murmelten und ihre Huldigungen darbrachten. Mir kamen

die Worte des 135. Psalms in den Sinn: „Der Heiden Götzen sind Silber und Gold, von Menschenhänden gemacht. Sie haben Mäuler und reden nicht; sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht; auch ist kein Odem in ihrem Munde. Die solche machen, sind gleich also, alle, die auf solche hoffen." Doch lag etwas Rührendes in dem Anblick dieser heidnischen Beter, und meiner Ansicht nach soll ein christlicher Missionar nicht verächtlich auf die religiösen Ideen und Gebräuche von weniger erleuchteten Völkern herunterſehen. Denn in jedem religiösen Gebrauch, möge er, vom christlichen Standpunkt aus betrachtet, noch so töricht und entartet erscheinen, liegt doch ein, wenn auch schwaches Bekenntnis zu dem einen großen Gott und ein Suchen nach Ihm, der für alle Menschen und Völker die gleiche Liebe hat.

Außer dem Bild und Altar enthält der Tempel noch viele merkwürdige Reliquien, unter anderem den Stein, auf dem Tsong Kaba geboren wurde. Die Wände sind mit buddhistischen Büchern bedeckt und von der Decke herunter hängen Khatas, eine Art Schärpen, von denen manche 50 Fuß lang sind. Mit dem Heiligtum verbunden sind die Lesehallen, deren eine so groß ist, daß 2500 Priester zugleich darin Platz haben. Vor dem Eintritt in die Lesehalle muß jeder Priester seine Schuhe ablegen; so liegt oft ein Haufen von etwa 2000 Paar Schuhen vor dem Eingang, und obwohl sie ganz durcheinander geworfen sind, scheinen die Eigentümer ohne Schwierigkeit die ihrigen wieder zu finden. Über den Lesehallen befindet sich das Museum, das eine Sammlung von Reliquien, Musikinstrumenten, hauptsächlich großen Hörnern, Gold- und Silbergefässen, Lampen und allerlei Kunstwerken enthält. Die kostbarste Reliquie ist ein Bild von Tsong Kaba, das der Heilige selbst mit seinem Blut gezeichnet haben soll. Er lag seinen

Studien in Lhasa ob, und da seine Mutter, die in Amdo wohnte, gern gewußt hätte, wie es ihm gehe, schickte er ihr anstatt eines Briefes die Zeichnung, die er von sich selbst gemacht hatte; sobald sie das Bild erhielt, sprach es mit ihr und versicherte sie, daß es ihrem Sohne wohl ergehe. Ein anderes merkwürdiges Stück in dieser Sammlung ist das Lehmbild eines Buddha namens Mete Fuyeh, auf dessen Kopf, sobald er vollendet war, das Haar zu wachsen anfing. Dieses Bild wird sorgfältig in einem Glaskasten aufbewahrt.

Über den heiligen Baum, dem das Kloster seinen Namen verdankt und der aus den Haaren Tsong Kabas erwuchs, muß ich auch noch ein paar Worte sagen. Drei Bäume stehen in einem Hof neben dem Tempel mit dem goldenen Dach. Kein Pilger, der das Kloster besucht, versäumt dem in der Mitte stehenden Baum seine Ehrfurcht zu bezeugen; er bekommt dann einige Blätter desselben und erblickt auf einem jeden das Bildnis Tsong Kabas. Niemand in Kumbum schien an diesem Wunder zu zweifeln, als wir beiden Fremdlinge. Wir gingen oft zu dem Baum und hielten die Blätter in der Hand, aber unsere Augen waren gehalten, daß wir das Bild nicht sehen konnten. Wir waren eben keine wahren Jünger des Buddha und das war, wie uns die Lamas versicherten, der Grund unseres Unvermögens. Diese Erklärung wirft allerdings ein etwas merkwürdiges Licht auf die Herrn Huc und Gabet, die behaupten, sie hätten auf den Blättern des Baumes zwar nicht Bilder Tsong Kabas, aber ganz deutliche tibetische Schriftzeichen gesehen. Ohne Hucs Wahrheitsliebe in Frage zu ziehen, kann man nicht umhin, sich zu wundern, daß er sich dem Zauber der Tsong Kaba-Legenden so wenig entziehen konnte. Recht merkwürdig ist es auch, daß die Blätter, die zu Hucs Zeiten tibetische Schriftzeichen trugen,

ſpäter von der Literatur zur Kunſt übergingen und jetzt nur Bilder des Heiligen tragen. Einmal ſahen wir den Baum in Blüte; die Blüten ſind ganz wie beim Flieder und er wird auch von andern zu dieſer Klaſſe gerechnet.

Während unſeres Aufenthalts in Kumbum konnten wir noch verſchiedene andere merkwürdige und unheimliche Zeremonien mitanſehen. Was uns den größten Eindruck machte, waren die ſogenannten nächtlichen Anbetungen, die zu gewiſſen Zeiten von den Lamas gehalten wurden. Mit Einbruch der Nacht werden die Leute durch laute Hornſtöße auf die Dächer gerufen. Die Frauen und Kinder aus Luſar bringen Bündel von einem wohlriechenden Holz mit, das auf kleinen Feuerſtätten, die zu dieſem Zweck auf den Dächern angebracht ſind, verbrannt wird. Während der Duft des brennenden Holzes zum Himmel aufſteigt, wird von allen Andächtigen ein Lied geſungen, das für uns aber unverſtändlich blieb. Auf jedem Dach iſt eine Gebetsmühle, die fortgeſetzt in möglichſt ſchneller Bewegung erhalten wird, denn je ſchneller man ſie treibt, um ſo verdienſtlicher iſt es. Manche Lamas und Frauen beten eifrig den Roſenkranz, während andere mit geſenktem Haupt das berühmte ſechsſilbige Gebet „Om mani padmê hum“ (O! das Kleinod im Lotus, Amen!) murmeln. Von neun Uhr an, wo der erſte Hornſtoß ertönt, geht der Lärm fort, von Schlaf iſt keine Rede. In das unharmoniſche Getöne der Gongs, Zimbeln und Glocken miſchen ſich die Stimmen von vielen Tauſenden von Lamas, ſo daß ſchließlich ein wahrer Höllenlärm entſteht. Die Szene wird von vielen tauſend roten Papierlaternen und von Feuern, die die ganze Nacht hindurch geſchürt werden, erleuchtet. Der Lärm hört bis vor Tagesanbruch nicht auf und man muß wirklich die Energie der Frommen bewundern, die ſtundenlang unermüdlich große Gongs ſchlagen, und die Lungenkraft derer, die unaufhörlich die Rieſenhörner blaſen.

Ein anderes großes Fest, das einmal im Jahr, am 15. des ersten Monats, gefeiert wird, ist das Fest des Butter-Gotts. Ein paar Tage vorher sind die Straßen, die zum Kloster führen, buchstäblich mit Reisenden bedeckt, die aus allen Teilen von Tibet und auch aus China und der Mongolei herbeiströmen. Einige sind zu Pferd und treiben ihre schwerbeladenen Yaks*) vor sich her; die Vornehmen lassen sich von stattlichen Kamelen tragen und haben ein großes Gefolge von Pilgern, die zu Fuß gehen. Da sieht man Priester mit glattrasierten Köpfen, den hölzernen Tornister auf dem Rücken, und Laien mit kurzem, struppigem Haar und zerrissenen Kleidern aus Schaffell. Die ankommenden Pilger füllen zuerst die Räume des Klosters, und dann werden allmählich auch die schwarzen Zelte der Tibeter aufgeschlagen, bis der ganze Bergabhang und das Tal ein großes Lager sind. Da hört man das Schreien und Lachen der Männer, Weiber und Kinder, das Geschrei der Kamele, das Wiehern der Pferde, das Bellen der Hunde, den Lärm der Gongs und Zimbeln, das Blasen der Hörner und das Läuten der Glocken. Auf der Hauptstraße, die zu dem Tempel führt, sind die weißen Zelte der mongolischen und chinesischen Kaufleute, die nicht nur gekommen sind, um dem Buddha ihre Verehrung zu bezeugen, sondern auch um ihre Waren los zu werden. Diese bestehen vornehmlich aus Messern, Nadeln, Tuchstiefeln, Tee, Zauberschachteln, Götzen u. s. w. Die Menge drängt sich hauptsächlich zu dem Hof des Tempels mit dem goldenen Dach, wo ein Pavillon errichtet worden ist, der als zeitweiliger Tempel für das große Butterbild dient, das den Gegenstand der Verehrung bildet. Dieser Tempel ist etwa 40 Fuß hoch, hat 20 Fuß im Geviert und besteht aus vier, oben durch große

*) Der langhaarige Grunzochse, gezähmt im höchsten Grade nützlich und der beständige Begleiter des Tanguten.

Buddhistischer Laie mit Gebetsmühle.

haben. Das Volk erzählt ſich noch die Sage von dem weißen Lama des Weſtens, und Mina Fuyeh behauptete, Tſong Kaba habe eine große Naſe gehabt und wie ein Europäer ausgeſehen.

Obgleich der große buddhiſtiſche Reformator Tſong Kaba nicht der eigentliche Gründer des Kloſters Kumbum war, verdankt es ihm doch ſeine Entſtehung. Scharen von Pilgern wallfahrteten zu der Stätte, wo er geboren war; bald kamen auch Prieſter aus Innertibet, China, der Mongolei und der Mandſchurei, um hier ihre Zellen zu bauen; die Kaiſer von China verliehen dem Kloſter ihren Schutz und ſo gelangte es zu ſeiner Berühmtheit.

Rolle aus dem Innern einer Gebetsmühle.

Durch den Abt Mina Fuyeh erhielten wir oft Zutritt zu dem Tempel mit dem goldenen Dach. In dem äußeren Hof desſelben ſind kleine Kapellen, in denen Gebetsmühlen aufgeſtellt ſind. Es ſind dies kleine Zylinder, die Rollen mit geſchriebenen oder gedruckten Gebeten enthalten. Nach der Anſicht der Buddhiſten iſt es ſehr verdienſtlich, dieſe Mühlen in Bewegung zu ſetzen, und ſo ſtehen ſie ſelten

„Gottmenſchen", der Verkörperung des Tſong Kaba. Die Heh-ho-ſhang oder ſchwarzen Lamas, die die Polizei in Kumbum bilden, jagen mit großen Peitſchen die Menge auseinander, damit der Weg für dieſen großen Mann frei werde. Ihm voraus ſchreiten zwei Lamas, der eine mit brennenden Weihrauchſtäben, der andere mit einer Pyramide aus Gerſtenmehl, die mit buntem Papier verziert iſt; dann folgt ein dritter mit einem Szepter; ihm zur Seite gehen zwei Fackelträger. Und nun kommt die Verkörperung des Tſong Kaba, in ein gelbes Atlasgewand gehüllt, in der einen Hand ein Szepter, in der andern einen kunſtvollen Roſenkranz aus Elfenbein. Auf dem Kopf ſitzt eine große gelbe Mitra, und die Füße ſind mit ſammtenen chineſiſchen Schuhen bekleidet. Feierlich ſchreitet er zu den Butterbildern, aber er iſt ſelbſt zu heilig, um dem Buddha-Gott Verehrung zu ſchulden; er bleibt ſtehen, während ſich die Prieſter auf die Erde werfen, und kehrt, nachdem er ſich die Bilder betrachtet hat, langſam in ſeinen auf dem Berg gelegenen Palaſt zurück.

Sobald er fort iſt, geht der Jubel los. Das Volk läßt jetzt ſeine feierliche Stimmung fahren und ſingt und ſchreit und lacht und tanzt wie toll, denn die religiöſe Feier iſt nun zu Ende. Und mit dem Volk haben ſich auch die Götterbilder verändert. Die Hitze der vielen Lampen hat ihre Wirkung auf die Butterbilder nicht verfehlt, obgleich dieſe dick bemalt ſind. Ströme von Fett rinnen von den Naſen und Fingern der Götzen, und bald iſt nur noch eine formloſe Maſſe übrig. Am nächſten Morgen in der Frühe werden dieſe Überbleibſel von Prieſtern weggeräumt und in eine Schlucht geworfen, wo ſie Hunden, Wölfen und Vögeln als Frühſtück dienen.

Die Vorbereitungen zu dieſem Feſt beginnen ſchon fünf Monate vorher, im Anfang des achten Monats. Der Rat

des Klosters versammelt sich, um die Bildner zu wählen, und dann werden diese der Aufsicht eines in dieser Kunst hoch erfahrenen Lamas unterstellt. Nun wird die Butter gesammelt und an kühle Orte gebracht, wo man sie, um sie fester zu machen, nocheinmal tüchtig durchknetet. Es ist um diese Jahreszeit gewöhnlich ziemlich kalt, was für das Formen der Butter natürlich günstig ist, aber auch die Leiden der Künstler vermehrt, die ihre Hände immerfort in kaltes Wasser tauchen müssen, damit die Gebilde nicht verdorben werden. Sind diese nun alle fertig modelliert, so hält der Rat wieder eine Sitzung und bestimmt die Maler. Sowohl Bildner als Maler geben sich die größte Mühe, das Lob ihrer Vorgesetzten und einen Geldpreis, der auf die besten Bilder gesetzt ist, zu erlangen. Über die Verehrung von Götzen aus Lehm, Holz, Stein und Metall ist schon viel geschrieben worden, aber die Tibeter nehmen mit ihrer Anbetung des ungeheuren Butterbildes eine ganz einzigartige Stellung unter den Götzenanbetern ein. Über den Ursprung dieses Festes weiß man wenig; einige der Eingeborenen, die wir fragten, meinten, es sei ein Fest zu Ehren des großen Tsong Kaba, andere sagten, es sei eine Feierlichkeit, die die Nichtigkeit und Wertlosigkeit irdischer Ehre veranschaulichen solle.

---

7. Ein buddhistischer Heiliger.

Jeder von den vornehmen Lamas in Kumbum hat seinen eigenen Palast, in dem er seine Untergebenen empfängt. Wir wohnten in dem des Abtes. Dieses Bauwerk, das Mina Karwa hieß, war von einer hohen, rot und weiß bemalten Mauer umgeben, die zwei Tore hatte. Durch

das eine große gingen nur der Abt und sehr vornehme Besuche, das andere war für gewöhnliche Sterbliche. Innerhalb der Mauer waren zwei gepflasterte Höfe; um den äußeren lief eine zweistockige Zimmerreihe, und in dem innern befanden sich der Haustempel, die Privatgemächer des Abtes und die drei Wohnzimmer, die er uns zur Verfügung gestellt hatte. Alle Wohnräume waren gut gebaut, das Holzwerk war bemalt und die Fenster hatten sogar Glasscheiben; die Einrichtung bestand aus sehr hübschen chinesischen Möbeln, und so sahen die Zimmer eigentlich ganz elegant aus. Auf der einen Seite des Gebäudes war ein Grasplatz mit Blumenbeeten, die von Mina Fuyeh, der ein großer Blumenfreund war, sehr gut gepflegt wurden; ein paar große Bäume gaben Schutz vor den heißen Sonnenstrahlen. Vor dem mohammedanischen Aufstand in den Jahren 1861—74 soll das Haus des Abtes noch viel größer und prächtiger gewesen sein; Mina Fuyeh zeigte uns den Ort, wo die von den Mohammedanern zerstörten und nicht wieder aufgebauten Teile gestanden hatten. Obgleich der Abt erst 27 Jahre alt war, versicherte er uns, daß er schon vor dem Jahr 1861 in seiner früheren Verkörperung diese prächtigen Räume bewohnt habe, und es war sein Herzenswunsch, den Palast wieder in seinem ursprünglichen Glanz erstehen zu sehen; doch hatten ihm bis jetzt die Geldmittel dazu gefehlt.

Mina Fuyeh konnte nicht nur in die Vergangenheit, in die Zeit seiner früheren Menschwerdung, zurückblicken, sondern er schaute auch in die Zukunft, und es machte ihm großes Vergnügen, meinem Mann zu prophezeien, daß er zum Lohn für seine guten Werke in seiner nächsten Verkörperung als ein Buddha auf die Welt kommen werde.

Während wir bei dem Abte wohnten, hielt er einmal in seinem Haustempel dreitägige Andachtsübungen, an denen

sein Sekretär und sein Schatzmeister auch teilnahmen. Diese Andachten bestanden hauptsächlich im Singen von Gebeten, das von Glockenklingeln und Trommeln begleitet wurde.

Lama mit Rosenkränzen.

Die Trommeln waren aus menschlichen Schädeln verfertigt, über die ein Stück Fell gespannt war. Hatten sich der Abt und seine Untergebenen heiser gesungen, dann tranken sie eine Masse Tee, besuchten uns in unsern Zimmern und

freuten sich wie Schulkinder über die Pause in ihren langweiligen Übungen. Bei solchen Besuchen wurde immer viel über das Christentum und den Buddhismus gesprochen. Mein Mann hatte Mina Fuyeh schon bald, nachdem wir ihn kennen gelernt hatten, die Evangelien in tibetischer Sprache geschenkt, und er schätzte diese Gabe sehr, besonders das Evangelium Johannes. Der Abt hatte ein solch auszeichnetes Gedächtnis, daß er die Evangelien bald beinahe so gut kannte wie wir selbst und in der Unterhaltung mit merkwürdiger Genauigkeit Stellen daraus anführte. Er versicherte uns, daß er an Jesus glaube; doch sehe er nicht ein, warum er den Buddhismus aufgeben und Christ werden solle; man könne sich ja an beide Systeme halten; die große Lehre von der Verkörperung sei freilich nicht in den Evangelien enthalten, doch stehe darin auch nichts gegen sie. Er ging sogar noch weiter und behauptete, daß Jesus nichts anderes als eine Verkörperung des Buddha gewesen sei und Tsong Kaba, der große Reformator, dann wieder eine Verkörperung von Jesus. Es sei viel Ähnlichkeit zwischen Jesus und Tsong Kaba, denn dieser sei auch umhergegangen und habe das Volk gelehrt und die Kranken geheilt, und er sei auch verfolgt worden. Ich glaube, daß Mina Fuyeh, ohne es zu ahnen, mehr zur Ausbreitung des Evangeliums unter seinen Landsleuten getan hat, als es je einem christlichen Missionar möglich war. Er sprach mit all den berühmten Lamas und Pilgern, die aus dem Innern, aus Lhasa und aus der Mongolei kamen, über die christliche Lehre, sagte ihnen was er davon gehört hatte und lehrte sie zum erstenmal den Namen Jesu Mashika, d. h. Jesus Christus, aussprechen.

Obgleich der Abt, was seine Begabung betrifft, weit über dem Durchschnittslama stand, und obgleich er seiner Aussage nach in seinem früheren Leben Unterricht von

einem sehr weisen alten Priester empfangen hatte, war sein Wissen doch äußerst beschränkt. Die Welt draußen war ihm völlig fremd, er war auch nur ganz wenig gereist und meinte, Peking, das er einmal besucht hatte, liege am andern Ende der Welt. Stundenlang fragte er meinen Mann aus, wunderte sich über das große Wissen des weißen Lehrers und schrieb alle seine Antworten gewissenhaft auf. Als ihm dieser an einem Globus deutlich machte, daß die Erde rund sei, war er hoch beglückt, denn er hatte sie bis jetzt für flach gehalten. Er lernte nun höchst eifrig Geographie und benützte dazu einen alten Atlas, den wir ihm geschenkt hatten.

Mina Fuyeh sagte auch oft, es sei sein heißer Wunsch, mit uns nach Europa oder Amerika zu gehen, wenn wir je heimreisen würden, um selbst die große, geheimnisvolle Welt zu sehen und kennen zu lernen. Unser Freund stand entschieden geistig viel höher als die meisten andern Lamas. Die große Masse derselben fanden wir abergläubisch, unwissend und geistig stumpf, wie es alle Priester sind, denen der bildende und aufklärende Einfluß des Christentums fremd geblieben ist. Sie leben im Dunkel dahin und wissen das in ihrer Blindheit nicht einmal. Zehn Jahrhunderte des Buddhismus haben sie zu einem sittlichen und geistigen Stillstand gebracht, und nur das Evangelium kann ihnen wieder Leben und Fortschritt bringen.

Die Lehre von der Wiederverkörperung ist den tibetischen Lamas so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie eher an ihrem eigenen Dasein als an der Wahrheit dieses Lehrsatzes zweifeln würden. Für sie ist diese Lehre keine Theorie, sondern eine Tatsache und die Grundlage ihrer ganzen Lebensweisheit. Mina Fuyeh sprach mit der größten Überzeugung nicht nur von dem Leben, das seinem jetzigen vorangegangen war, sondern noch von einem Dutzend

anderer Verkörperungen, die er durchgemacht hatte, ehe er ein Heiliger wurde, und deren er sich aller noch ganz gut erinnerte. Doch war er noch nicht soweit fortgeschritten wie Sakya Muni, der Gründer des Buddhismus, der sich 551mal verkörpert hatte und sich jeder dieser Verwandlungen genau erinnerte.

An einer Begebenheit, die uns der Abt aus seiner Kindheit erzählte, lernten wir die Art und Weise kennen, wie die Tibeter die aufeinanderfolgenden Verkörperungen erklären. Ehe man Mina Fuyeh ins Kloster brachte, wurden ihm eine Reihe von Gegenständen vorgelegt, die verstorbenen Priestern gehört hatten, und er sollte die aussuchen, die er schon in seinem früheren Leben gebraucht hatte. Er wählte den Rosenkranz und einige andere Sachen, die einem Lama namens Mina Fuyeh gehört hatten; durch diese Wahl wurde seine Identität unwiderruflich festgestellt und er erbte nun nicht nur den Namen, sondern auch den Rang und das Vermögen, überhaupt alles, was der frühere Mina Fuyeh besessen hatte. Der Abt versicherte, er habe unter den Rosenkränzen ganz gut den herausgefunden, den er in seinem früheren Leben jahrelang benützt hatte, und als mein Mann gutmütig über Mina Fuyehs Leichtgläubigkeit lächelte, fügte er noch einen weiteren schlagenden Beweis für seine frühere Verkörperung hinzu. Es waren ihm einst auch eine Anzahl Ponys vorgeführt worden, unter denen er zu wählen hatte, einige davon waren wohl genährt und feurig, die andern aber mager und elend. Ein gewöhnliches Kind hätte sich natürlich das hübscheste Pony gewählt, aber er hatte eine solch wunderbare Einsicht, daß er das schlechteste Tier den andern vorzog, weil dieses ihm schon in einer früheren Verkörperung gehört hatte. Unter den Laien gibt es wohl ziemlich viele Aufgeklärte, die nicht ohne Grund vermuten, daß ein Kind von Eltern oder Priestern sehr

stark beeinflußt wird, ehe man es einen Gegenstand wählen läßt.

Mina Fuyehs Unwissenheit in den Naturwissenschaften war geradezu großartig, dagegen war er ein tüchtiger Sprachgelehrter. Er konnte sowohl das klassische als das gewöhnliche Tibetisch und dann noch Chinesisch und Mongolisch. Letzteres war ihm so geläufig, daß er einmal nach Art eines Bettelmönchs eine Wanderung in die östliche Mongolei unternahm und von Dorf zu Dorf und von Zelt zu Zelt ging, um aus den heiligen Büchern vorzulesen und dafür Gaben in Empfang zu nehmen. Das Chinesische hatte er in Peking gesprochen, wo er auch zum erstenmal Fremde zu Gesicht bekommen hatte. Unter den Merkwürdigkeiten, die er aus der chinesischen Hauptstadt mitgebracht hatte, war eine Anzahl Photographien, die der Abt für Bilder des Buddha hielt, es waren aber meist Bilder von französischen und amerikanischen Schauspielerinnen in ihren Kostümen. Als wir ihm dies sagten, gab er uns alle Bilder, mit Ausnahme einer Photographie des russischen Kaisers, und bat, wir möchten doch niemand etwas davon sagen. Er schämte sich offenbar, denn kein Lama darf das Bild einer Frau besitzen.

Mein Mann war mit dem Abt so befreundet, daß dieser nicht nur seine persönlichen Angelegenheiten, sondern auch vieles, was das Kloster betraf, mit ihm besprach. Besonders während des Aufstands verging selten ein Tag, an dem nicht der Abt uns oder wir ihn besuchten. Einmal ließ uns der Schatzmeister des Abtes in großer Eile holen. Der Abt hatte plötzlich einen Anfall von Geistesgestörtheit bekommen und das ganze Kloster war in großer Sorge um ihn. Zum Glück konnten wir ihm durch unsere Arzneien bald helfen, da der Anfall wahrscheinlich durch den Genuß von sehr viel Obst herbeigeführt worden war. Kurz nach

diesem Vorfall erkrankte ich schwer an Diphtheritis, und als ich kaum wieder erholt war, bekam unser Diener die Krankheit. Wir baten ihn dringend, doch bei uns zu bleiben, aber er hatte seinem Vater versprochen, zur Ausübung gewisser religiöser Pflichten nach Hause zu kommen und ließ sich durchaus nicht davon abhalten. Vier Tage darauf wurde sein Sarg gezimmert. Nun hatten wir unsern treuen Diener verloren, aber ein mongolischer Priester, namens Jambula, der eine große Zuneigung zu meinem Mann gefaßt hatte, kam uns zu Hilfe. Er machte uns morgens den Tee, kehrte unsere Zimmer, kurz, er tat für uns, was er nur konnte. Manchmal trank er den Tee mit uns, und wenn seine Schüssel leer war, leckte er sie mit der Zunge rein, um das Spülen zu ersparen.

In dem gleichen Gebäude wie wir wohnte ein kleiner mongolischer Lama, der von seinem Lehrer sehr schlecht behandelt wurde und dadurch unser Mitleid erregte. Mein Mann kam ihm einmal zu Hilfe, wie er von fünf oder sechs erwachsenen Lamas geprügelt wurde, weil er einen Wassereimer zerbrochen hatte. Oft sind allerdings diese kleinen Priester arge Schlingel und machen böse Streiche, wenn ihre Lehrer nicht um den Weg sind, aber auch bei den älteren Lamas kommt dergleichen vor, und es fehlt nicht an Raufluftigen unter ihnen. Einmal bat uns ein junger Priester, mit ihm in ein Haus zu kommen, da einer seiner Kameraden dort krank liege. Da mein Mann gerade nicht abkommen konnte, entschloß ich mich zu gehen, und der Priester versprach, mich sicher wieder zurückzubringen. Der Patient war ein mongolischer Lama, der bei einer Rauferei am Kopf verwundet worden war. Nachdem ich ihn verbunden hatte, bestieg ich mein Maultier wieder, das von meinem Diener geführt wurde, während der Priester nebenher ging. Unterwegs hörten wir plötzlich lautes Geschrei,

ich kümmerte mich aber nicht darum, weil ich nicht verstand, um was es sich handelte; plötzlich flog mir ein Stein dicht am Kopf vorbei, den ein Priester nach mir geworfen hatte; mein Diener stürzte ganz erschrocken in einen Tempel, um seine Gebete zu sagen, und der mich begleitende Lama verschwand plötzlich. Zum Glück wußte mein Maultier den Weg nach Hause, und so kam ich glücklich wieder heim. Mein Mann war ganz empört, daß mir eine solche Behandlung widerfahren war, aber der Abt erklärte ihm, ich hätte ein sehr wichtiges Gebot übertreten, indem ich durch das Kloster geritten sei; doch gab er zu, daß es unrecht von dem Lama gewesen sei, nach mir zu werfen.

Der Abt, der die Tugend der Selbstbeherrschung nicht gerade in hohem Maß besaß, fand es nicht leicht, die 4000 Lamas, über die er gesetzt war, in der Zucht zu halten. Bei Festlichkeiten werden immer eine große Zahl Lamas mit großen Peitschen aufgestellt, um die Ordnung aufrecht zu halten. Empfindlichkeit und Eigensinn sind hervorstechende Eigenschaften der Priester und diese geben dann oft den Anlaß zu eigentlicher Unbotmäßigkeit. Wer sich die tibetischen Klöster als Stätten voll seliger Ruhe und heiliger Erbauung denkt, wird gar bald von diesem Wahn geheilt, wenn er sie in der Nähe kennen lernt.

---

8. Unser Umzug nach Donkyr.

Etwa 30 km nordwestlich von Kumbum, am Hsi-ho-Fluß, liegt Donkyr (oder: Tenkar), ein wichtiger Handelsplatz, weil von hier aus die chinesischen Waren in das Innere befördert werden. Es führt eine Straße unmittelbar von Donkyr nach Lhasa, und jedes Jahr geht im vierten Monat

eine große Karawane nach der heiligen Stadt, denn der Dalai Lama treibt eifrig Handel mit den Chinesen und schickt selbst auch Karawanen nach Donkyr. Auch in politischer und strategischer Beziehung ist diese Stadt von Wichtigkeit. Der Amban (Gouverneur) von Sining hält sich hier auf, wenn er seine Wallfahrt zu dem Kuku-nor, dem Blauen See, macht, und hier empfängt er auch einmal im Jahr die mongolischen Fürsten, um ihnen im Namen des Kaisers Geschenke zu überreichen.

Den Fluß entlang ziehen sich enge Schluchten, die den Eintritt in das Tal von Donkyr sehr erschweren und die während des Aufstands den Chinesen gute Dienste leisteten. Die Stadt hat eine große Straße, die voll von Läden mit chinesischen Tauschwaren ist; auch die Häuser der Beamten gehen auf diese Straße. Der übrige, innerhalb der Mauern gelegene Teil der Stadt besteht aus einem Kloster, chinesischen Tempeln, einigen Wollmagazinen und Häusern, die Bürgern von Lhasa gehören. Zwei Tore führen in die Vorstädte; die östliche, die vor dem Aufstand von 1861—74 etwa 10000 meistens muhammedanische Einwohner gehabt haben soll, liegt jetzt fast in Trümmern, während die westliche den chinesischen Händlern als Aufenthaltsort dient. Tag für Tag sieht man diese auf der Straße sitzen; ihren kleinen Warenvorrat, der aus Faden, Perlen, Armbändern, Brot u. s. w. besteht, haben sie unter einem Zeltdach ausgebreitet. Die Käufer sind meistens arme Leute, die, besonders wenn sie Tibeter sind, von den Krämern gehörig betrogen werden.

Der Fluß Hsi-ho ist breit und reißend und eignet sich nicht dazu, die ganz eigenartigen Mühlen zu treiben, es gibt aber noch kleine Flüßchen, die zu diesem Zweck benützt werden. Die Flußufer sind dicht mit Weiden und *Pappeln* bestanden, und viele reiche Kaufleute schlagen im

Frühling und Sommer ihren Wohnsitz dort auf, um die Freiheit des Landlebens zu genießen. Die Gegend hier wimmelt förmlich von Wild jeglicher Art, und im Fluß gibt es eine Menge Fische. Die Chinesen sind gute Jäger und Fischer und machen sich kein Gewissen daraus, ihre Speisekammern mit Fasanen, Hasen, Forellen und andern Leckerbissen zu füllen, während sich die tibetischen Buddhisten davor scheuen, Wild und Fische zu töten, da ja in jedem Tier eine Seele auf ihrem Weg zur Heiligkeit und zum Nirwana wohnt. Nur solche Tibeter, die längere Zeit unter Chinesen gelebt haben, essen auch davon. Übrigens handeln die Tibeter, was das Töten von lebenden Wesen betrifft, durchaus nicht folgerichtig. Das Wild wird geschont, dagegen schlachten sie Schafe; mit einer Laus hat man das größte Mitleid, während Kinder und alte Leute oft ausgesetzt oder gar ermordet werden.

Im Winter ist es in Donkyr nicht so angenehm wie im Sommer, man hat oft längere Zeit täglich 12 Grad unter Null; nur am Mittag, während die Sonne scheint, steigt die Wärme, und dann ist es ganz angenehm, in warme Decken gehüllt im Freien zu sitzen. Wenn Schnee gefallen ist, eilen die Leute auf die Dächer und werfen ihn auf die Straße hinunter, damit kein Wasser in ihre Häuser dringt; dort bleibt er dann liegen, bis es taut.

Die 10000 Einwohner von Donkyr sind ein buntes Völkergemisch. Außer den Chinesen gibt es Mongolen; diese haben sehr charakteristische, freundliche, gutmütige Gesichtszüge; ihre Weiber tragen einen Kopfputz aus Samt, der mit bunter Seide bestickt und mit Perlen besetzt ist. Weiter sieht man die prunkhaft gekleideten Tibeter aus Lhasa und die Sifan-Tibeter aus dem Süden, die auch ganz schmuck aussehen und deren Frauen einen schweren mit Muscheln, Perlen und Tuchstückchen verzierten Kopfputz tragen.

Verschiedene Umstände bewogen uns dazu, in Donkyr eine Missionsstation zu errichten, obgleich es viel anziehendes für uns gehabt hätte, dauernd in Lusar und Kumbum zu bleiben, wo wir jetzt das Vertrauen der Leute gewonnen hatten und uns darum ganz heimisch fühlten. Wir hatten da mit Gottes Hilfe einen Anfang gemacht und konnten hoffen, daß wir mit der Zeit auch einen Erfolg unserer Arbeit sehen würden. Während der Zeit des Schreckens, der Krankheit und des Todes waren wir den Leuten nahe gekommen, wir hatten mit ihnen geweint und mit ihnen gelitten, und erst bei dem Gedanken an eine Trennung wurde es uns klar, wie eng wir mit ihnen verbunden waren. Es trieb uns, sie für den Heiland zu gewinnen, und da wir ja die Freiheit hatten, ihnen das Evangelium zu verkündigen, wären wir am liebsten in dem großen Kloster geblieben, hätten die Kinder unterrichtet, mit den Lamas über Jesus gesprochen und neben der Ausübung unseres ärztlichen Berufs den Armen das Evangelium verkündigt.

Aber wie ich schon einmal gesagt habe, wir hatten von Anfang an den Beruf zur Pionierarbeit in uns gefühlt; wir wollten neue Gebiete für die Mission erschließen und den Weg und den Boden bereiten, damit nach uns andere Arbeiter die Saat des Evangeliums ausstreuen könnten, wenn Gottes Zeit auch für das dunkle Tibet gekommen sein würde.

In Donkyr war uns eine Tür weit aufgetan worden und wir fühlten, daß wir eintreten mußten. Nach dem Aufstand hatten uns viele einflußreiche Bewohner dieser Stadt aufgefordert, dahin zu kommen, um unsern ärztlichen Beruf auszuüben, und wir wußten, daß uns dies zugleich Gelegenheit geben würde, vielen, die noch nie den Namen Jesu gehört hatten, das Evangelium zu verkündigen. Auch

waren die Leute in Donkyr nicht so sehr unter dem Einfluß ihrer Lamas wie die in Kumbum, und so hatten wir vielleicht mehr Aussicht auf Erfolg. Da Donkyr an der großen Heerstraße liegt, auf der immer Karawanen von und nach Lhasa unterwegs waren, hofften wir, daß sich uns vielleicht einmal Gelegenheit bieten würde, weiter ins Innere vorzudringen und das Volk, dessen geistige Hebung uns so sehr am Herzen lag, noch besser kennen zu lernen. Ebenso lag es uns daran, zu erfahren, wie weit sich wohl christliche Missionare über die Grenze wagen konnten und welche Orte sich am besten zu ihrer Niederlassung eignen würden. Nachdem unser Entschluß gefaßt war, verabschiedeten wir uns von dem Abte, unserem Lehrer Ishinima und den vielen andern Freunden, die wir in Kumbum gewonnen hatten, und machten uns nach Donkyr auf den Weg.

Die Beamten und reichen Kaufleute in Donkyr, die während des Aufstands viel von uns gehört hatten, waren uns behilflich, ein passendes Unterkommen zu finden. Das Haus, das wir um die mäßige Summe von 13 Dollar (50 Mark) jährlich mieteten, war nicht so hübsch wie das in Lusar, aber es paßte vortrefflich für uns und lag ganz in der Nähe des westlichen Stadttores. Monatelang konnten wir keine Dienstboten bekommen; es waren so viele junge Leute während des Krieges Soldaten geworden und außerdem fanden viele in den Wollmagazinen in Donkyr Beschäftigung bei hohem Lohn, so daß sich auf unsere Nachfrage nach einem Diener nur Diebe und Opiumraucher meldeten. So waren wir froh, daß wir wenigstens zwei Frauen fanden, deren Hilfe uns denn auch wirklich unschätzbar war. Die eine, die Frau eines Opiumrauchers und Spielers, hatte einst bessere Tage gesehen, daher hatte sie auch die verkrüppelten Füße der vornehmen Damen. Es ist jetzt

eine Bewegung in China gegen die barbarische Sitte des Fußbindens, aber es wird wohl noch Jahre dauern, bis ein natürlicher Fuß in dem Himmlischen Reich in Mode kommt.

Unsere andere Dienerin war eine Mongolin namens Ani; sie war Witwe und hatte nur ein Kind, ein vierzehnjähriges Mädchen, das Doma hieß. Diese beiden wurden mir wirklich treue Freundinnen. Beinahe zwei Jahre lang brachte uns Ani das Wasser, das ihr Esel in zwei Eimern, die über seinem Sattel hingen, trug, und Doma hatten wir ein Jahr lang als Dienstmädchen. Ihre Wohnung war ganz in unserer Nähe und bestand aus zwei Zimmern und einer Küche. In einer Stube stand ein kleiner Altar mit Götzenbildern, Butterlampen und kleinen flachen Metallschüsselchen. Auf dem Dreifuß über dem Feuer stand immer ein Topf mit Tee, der mit Salz gewürzt war. So oft ich Ani besuchte, breitete sie reine Decken über den Kang, brachte mir Brot und Butter und Tee ohne Salz und entschuldigte sich dann sehr, daß sie mir nichts Besseres anzubieten habe; aber ihre Gastfreundschaft kam wirklich von Herzen und so nahm ich sie auch gern an.

Wenn die Tibeterinnen und Mongolinnen einander einladen oder sich besuchen, wird sehr viel Wein getrunken, und Ani machte hierin keine Ausnahme. Wenn sie dann etwas betrunken war, war sie ungeheuer redselig und schimpfte und schlug ihre Tochter. Diese mochte den Wein auch gern und trank viel, wenn sie ihn bekommen konnte; aber es gelang mir öfters, Ani zu überreden, daß sie Doma davon abhielt, zu Trinkgelagen zu gehen; schließlich gaben beide das Trinken ganz auf, weil sie sahen, wie sehr es mir mißfiel. Wenn ich Ani ermahnte, so gab sie mir ganz aufrichtig zur Antwort: „Hier in unserem Lande verlangt man von den Frauen nicht, daß sie ein anstän-

diges Leben führen, hier werden die Frauen nicht geachtet wie in Eurem Lande." Und leider waren die Worte der armen Ani nur zu wahr. Nach unseren Beobachtungen bildeten die Frauen, die ein sittliches Leben führten, eine Ausnahme, ob sie nun ledig oder verheiratet waren. Obgleich es auch vorkommt, daß sich Eheleute wirklich lieb haben, wird es nicht für notwendig erachtet, daß die Frau die Treue hält, und wenn ein Mann eine Zeitlang von zu Hause abwesend war, ist es gar nicht ungewöhnlich, daß er bei der Heimkehr eine andere Frau mitbringt. So geschah es in einem Hause ganz in unserer Nähe. Das Ehepaar hatte jahrelang in schönster Eintracht gelebt, da fiel es dem Mann ein, von einer Reise eine ganz junge Frau mitzubringen. Die erste Frau war wütend und behandelte das junge Weib so schlecht, daß sich dieses mit Opium vergiftete. Ihre Eltern verlangten dann Schadenersatz für den Verlust ihres Kindes, und dadurch verarmte die Familie. Das ganze soziale Leben und besonders die häuslichen Verhältnisse der Tibeter (Vielmännerei u. dergl.) sind eben von Grund aus verderbt.

Doma sprach geläufig Mongolisch, Chinesisch und das Lhasa-Tibetisch; wir hatten bei ihr Unterricht im Mongolischen, und da merkten wir, daß sie ein sehr gutes Gedächtnis besaß und überhaupt recht begabt war. Sie war sehr darauf aus, unsere abgelegten Sachen zu bekommen, und wurde ganz eifersüchtig, als später unser Diener Rahim auch seinen Anteil bekam.

Ein Ereignis in meinem damaligen Leben war ein Besuch, den ich mit Ani bei einer Mongolin machte. Diese war mit einem reichen Tibeter verheiratet und galt außer der Frau des höchsten chinesischen Beamten für die angesehenste Frau in ganz Donkyr. Ihre dreizehnjährige Tochter war mit dem elfjährigen Sohn des Fürsten von Kuku-nor

verlobt, und der Junge lebte in dem Hause seiner Braut, wo die beiden zusammen aßen, schliefen und spielten und auch miteinander im Chinesischen unterrichtet wurden. Der junge Bräutigam, der durch seine gelbseidenen Kleider auffiel, hatte Respekt vor seiner Braut und gehorchte ihr immer. Die Zimmer in diesem Hause waren prächtig mit geschnitzten und glänzend polierten chinesischen Möbeln eingerichtet, auch schöne Teppiche waren da, kurz alles zeigte den Reichtum der Bewohner und ließ auch einen gewissen Grad von Reinlichkeit und gutem Geschmack erkennen. Die Erfrischungen, die uns gereicht wurden, entsprachen der Vornehmheit des Haushalts und waren von der feinsten Art; der Tee war der richtige gebutterte Tee, den die Tibeter so besonders gern trinken. Dieses Getränk, das wie Schokolade aussieht, aber keineswegs so schmeckt, wird auf folgende Weise zubereitet: Man läßt Ziegeltee fünf Minuten in Salzwasser kochen, gießt die Flüssigkeit durch ein Sieb in ein Butterfaß, gibt Butter und Tsamba (geröstetes Gerstenmehl S. 28) hinzu und rührt den Tee durch ein ganz eigenartiges Drehen des Butterstößels schaumig.

Zu den interessantesten Persönlichkeiten, die wir kennen lernten, gehörten die vier Kushok, d. h. Vertreter des Dalai-Lama. Dies sind Lamas, die eigens aus Lhasa hergeschickt werden, um die Handelsinteressen dieses großen Machthabers zu wahren; außerdem sind sie auch bevollmächtigt, in allen Handelsangelegenheiten der Lhasa-Tibeter, deren viele in Donkyr wohnen, ein Wort mitzusprechen. Jedes Jahr kommt die große Handelskarawane, die von dem Dalai-Lama nach Peking geschickt wird, durch Donkyr und wird von den vier Kushok überwacht. Sie wohnen oft monatelang in Donkyr, wo sie große, prächtig bemalte und eingerichtete Häuser besitzen. Da die Reise zwischen Donkyr und Lhasa ziemlich viel Schwierigkeiten bietet,

schicken die Kushok häufig, wenn sie von Peking zurück sind, die Handelskarawane unter der Obhut von zuverlässigen Aufsehern nach Lhasa voraus und warten in Donkyr wieder die neue Warensendung ab. Den ersten Rang unter den vier Kushok nahm Shar-je-sa-ba ein, den vierten der Karpon Losang Kindum; Karpon ist der Titel des Agenten, der die Verantwortung für die sämtlichen Waren seines Herrn hat. Diese beiden Kushok kannten wir sehr gut; der erste war ein wohlbeleibter Priester mit dickem, rundem Gesicht und hatte eine große Narbe am Kopf, die von einer Wunde herrührte, welche er bei einem Kampf mit Räubern davongetragen hatte. Er kleidete sich in rot und gelbe Brokatseide und trug einen kleinen runden Hut, der wie Gold glänzte. Da ihm zwei seiner Vorderzähne fehlten, die er durchaus wieder ersetzt haben wollte, ließ er meinem Mann keine Ruhe, bis dieser aus dem Elfenbeinstiel einer Zahnbürste zwei Zähne zurechtfeilte. Diese wurden mit Silberdraht an den andern Zähnen befestigt und ich bin überzeugt, daß niemand in einem Lande, in dem die Zahnheilkunde wissenschaftlich betrieben wird, zufriedener mit eingesetzten Zähnen ist, als es dieser Tibeter mit den seinen war, die aber allerdings mehr zur Zierde als zum Gebrauch dienten. Der andere Kushok namens Losang Kindum trug gewöhnlich rote Seiden- und Atlasgewänder; er war groß und schlank und hatte ein gutmütiges Gesicht mit einem etwas spöttischen Zug darin. In dem Jahr, als wir nach Kumbum kamen, war seine ganze Handelskarawane Räubern in die Hände gefallen, und er bemühte sich jetzt, durch den chinesischen Amban Ersatz dafür zu bekommen.

Diese beiden Kushok waren außerordentlich freundlich gegen uns und luden uns häufig in ihre prächtigen Häuser ein, kamen aber auch sehr oft zu uns. Einmal, als uns

unser alter Freund Mina Fuyeh, der nun nicht mehr Abt in Kumbum war, besuchte, lud Shar-je-ja-ba diesen und meinen Mann und eine Anzahl hoher Beamter zu einem Festmahl ein. Es war dies ein Ereignis von solcher Wichtigkeit, daß sogar der Amban Tafeln schickte, auf denen mit goldenen Buchstaben ehrenvolle Begrüßungen geschrieben waren und die über der Tür in dem Hof aufgehängt wurden. Die Ehrengäste hatten ihre Plätze auf den Kangs in den Zimmern, während sich die weniger vornehmen Gäste im Hof auf Teppichen lagerten; es wurde Wein und Tee gereicht und die verschiedensten Speisen, die sowohl dem Geschmack der Chinesen als dem der Tibeter entsprachen. Mein Mann saß mit Mina Fuyeh und einigen andern Herren, unter denen auch Losang Kindum war, auf einem Kang; er unterhielt sich zuerst sehr gut, aber später wurde die Sache durch einen ungeschickten Spaß, den sich Losang Kindum mit ihm erlaubte, ziemlich peinlich. Dieser war, obgleich Priester, sehr unmäßig im Weintrinken, während die andern Herren nur Tee zu sich nahmen. Er forderte nun meinen Mann auf, auch Wein zu trinken, und da es dieser ablehnte, gab er dem Diener, der meines Mannes Tasse wieder mit Tee füllen sollte, heimlich ein Zeichen, und die Tasse kam mit Wein zurück. Darüber war nun Mina Fuyeh ganz empört und teilte es dem Gastgeber Shar-je-ja-ba mit, der nichts Besseres zu tun wußte, als den unschuldigen Diener für seine Unhöflichkeit durchzuprügeln, während doch Losang Kindum die Schuld daran trug. Als man diesen fragte, warum er denn meinem Mann eine solche Beleidigung zugefügt habe, entgegnete er, er habe geglaubt, Herr Rijnhart sei auch wie die tibetischen Lamas, die sich nur gegen das Trinken wehrten, bis der erste Tropfen über ihre Lippen gekommen sei und dann ganz gern weiter tränken.

Es ist schrecklich, wie sehr die Trunkenheit unter den Lamas verbreitet ist; es geht kein Fest und kein Jahrmarkt vorbei, ohne daß es infolge davon Händel und Prügeleien absetzt. Ich will zwar nicht behaupten, daß alle Lamas Trinker seien, aber die Mehrzahl ist dem Trunk und der Völlerei ergeben trotz der Lehre Buddhas, die Mäßigkeit und Selbstbeherrschung verlangt. Überhaupt gibt es den idealen enthaltsamen, vegetarianischen Lama nur in der Sage; ich habe zugesehen, wie ein Priester bei einer Mahlzeit mehrere Pfund Fleisch verschlang.

Die reichen Tibeter geben sehr viel Geld für ihre Geselligkeit aus und scheuen keine Kosten, wenn sie sich oder ihren Freunden ein Vergnügen bereiten wollen. Zu gewissen Zeiten des Jahres haben sie Theatervorstellungen in ihren Häusern und laden dazu ihre Freunde ein. Da die Aufführung im Hof vor sich geht, können aber auch noch andere Leute vom Dach des Hauses aus zusehen. Wir durften auch einmal einer solchen Vorstellung anwohnen und fanden die Sache, wenigstens eine Zeitlang, ganz unterhaltend. Das Schauspiel wurde von lauter Männern aufgeführt, von denen aber einige als Frauen verkleidet waren; diese trugen Tuchröcke und reichgestickte Jacken, hatten das Haar mit Korallen und grünen Steinen geschmückt und vor ihrem Gesicht viereckige dichte Schleier. Das Stück stellte den Empfang der Gesandten verschiedener Nationen bei einem großen Potentaten dar. Dieser war ein heiliger Mann, ein großer Lama und saß auf einem Thron. Zuerst erschien die chinesische Gesandtschaft, die von einem prächtig gekleideten Mandarin angeführt wurde, dem eine Anzahl seiner Untergebenen folgten. Dieser überreicht seine Khata*) mit ausgesuchter Höflichkeit; aber er

*) Khata, ein Streifen durchsichtigen Stoffs, der als Besuchskarte dient.

findet keine Gnade vor den Augen des Herrschers und die Khata wird zurückgegeben, worüber die Chinesen sich sehr unglücklich stellen, die Zuschauer aber höchlich belustigt sind. Dann erscheinen sogenannte Ka-tsches, Männer mit langen weißen Bärten in weißen Turbanen und weißen Röcken; einer von ihnen hat ein weißes Tuch übergeworfen und ist in gebückter Stellung, er soll einen Elefanten vorstellen. Nun kommen Mohammedaner aus Hindostan in dunkelroten Gewändern und Turbanen; sie fallen auf die Kniee und rufen: Allah, Allah! Aber diese Gesandten haben das gleiche Schicksal wie die Chinesen, alle ihre Khatas werden zurückgewiesen. Endlich erscheint, und das ist der Höhepunkt des Schauspiels, ein junger tibetischer Prinz aus dem königlichen Haus; er überreicht seine Khata, wird von dem großen Mann gnädig empfangen und nun bricht ein allgemeiner Jubel aus. Die ganze Vorstellung war von Gesang und Tanz begleitet, der bald in würdigem Einherschreiten, bald in schnellen Drehungen bestand. Den Gästen wurden Erfrischungen gereicht, Tee, sehr gutes Brot und eine tibetische Suppe, die uns sehr gut schmeckte.

Der Besuch von Mina Fuyeh war uns eine große Freude. Stundenlang unterhielten wir uns mit ihm über unsere Erlebnisse während des Aufstands und unsern Aufenthalt im Kloster. Wir sprachen auch wieder über das Christentum mit ihm, doch merkten wir wohl, daß er keineswegs geneigt war, seinen alten Glauben fahren zu lassen und sich öffentlich zum Christentum zu bekennen, obgleich das Evangelium einen Eindruck auf ihn gemacht hatte und er Christus wirklich bewunderte. Wir hatten uns viel Mühe mit Mina Fuyehs Unterricht gegeben, hatten versucht, ihm die Schönheit und das Glück eines christlichen Wandels zu zeigen, und hatten viel für ihn gebetet; daher war es nicht ganz leicht für uns, es mit

anzusehen, wie, während er in unserem Hause war, das Volk mit Geschenken zu ihm kam, sich vor ihm niederwarf, ihn als einen Gott verehrte und seinen Segen erflehte. Wenn ein Missionar bei seiner Arbeit auf sichtbaren Erfolg wartet, so bleiben ihm natürlich Enttäuschungen nicht erspart, und nur das Bewußtsein, daß er seine Pflicht tut und daß er in dem Dienst des großen Herrn der Ernte steht, erhält ihm den Glauben und das Vertrauen, daß seine Arbeit nicht vergeblich sein wird. Wir konnten nie recht begreifen, daß Mina Fuyeh in den Augen des Volks so viel Macht und Einfluß besaß und für so rein galt, daß er wie ein Gott verehrt wurde, während er nach unseren Begriffen höchst unwissend und sehr irdisch gesinnt war.

Mina Fuyeh hatte seinen kleinen Diener, einen zehnjährigen Knaben, den wir schon in Kumbum kennen gelernt hatten, bei sich. Dieser war sehr ausgelassen und spielte uns und seinem Herrn verschiedene Streiche. Da ich fand, daß er entschieden vorteilhafter aussehen würde, wenn er sich einmal gründlich wüsche, versah ich ihn mit dem Nötigen dazu und gab ihm genaue Anweisung, wie er es machen müsse. Er scheuerte sich dann auch Gesicht, Hals, Arme und Hände tüchtig mit heißem Wasser und Seife und sah nachher wirklich hübsch aus; aber kaum hatte ich ihn ein paar Augenblicke allein gelassen, fand ich ihn wieder ganz von Fett glänzend. Er erklärte mir, es sei ihm so unbehaglich gewesen und so habe er die gewaschenen Körperteile mit Butter eingerieben, die in Tibet sehr gewöhnlich als Schönheitsmittel angewandt wird.

Mit unserer Missionsarbeit und unserer ärztlichen Tätigkeit in Donkyr verbanden wir kleine Reisen in die Umgebung. Als wir im Oktober 1896 von einem solchen Ausflug in das Grasland zurückkehrten, kam uns am Tor ein Bote entgegen, der uns mitteilte, daß ein Ausländer

in der Vorstadt angekommen und in einem Wirtshaus abgestiegen sei. Es ist eine solche Seltenheit, daß ein amerikanischer oder europäischer Reisender an diesen Ort kommt, daß wir beschlossen, ihn zu uns einzuladen, und mein Mann machte sich gleich auf den Weg, um zu erfahren, wer der Fremde sei. Ich machte mich schnell daran, unser Haus wieder in Ordnung zu bringen, war aber noch nicht ganz damit fertig, als mein Mann mit einem wettergebräunten Engländer zurückkam. Welche Freude, einmal wieder einen Gruß in der Muttersprache zu hören! Der Fremde war Hauptmann Wellby vom 18. Husarenregiment, der von Indien aus eine Reise durch Ladak und das nördliche Tibet gemacht hatte. Er war nun beinahe sieben Monate unterwegs und hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Er wollte ursprünglich von Ladak aus nach Innertibet vordringen, war aber durch eine große Abteilung Soldaten, die die Straße nach Lhasa bewachten, daran verhindert worden. Nachdem er eine nordöstliche Richtung eingeschlagen hatte, führte ihn sein Weg wochenlang durch ein ödes, unbewohntes Land. Die Vorräte gingen zu Ende, viele Tiere starben, die Diener meuterten und liefen davon, und als er nach Donkyr kam, waren von der ganzen Karawane nur noch seine beiden Reisegenossen, Leutnant Malcolm, Duffadar Shahzad-Mir, ein Maultiertreiber und zwei Diener bei ihm. Doch war Hauptmann Wellbys Reise durch Nordtibet nicht ganz erfolglos gewesen. Er hatte die Quelle des Tschumar-Flusses entdeckt und auch sonst wertvolle Beobachtungen gemacht. Hauptmann Wellby hielt sich nur einen Tag bei uns auf, und es war ganz interessant, daß wir an demselben Tag auch einen Besuch von der Fürstin von Kuku-nor bekamen.

Mein Mann besuchte mit den Reisenden am nächsten Tag das Kloster in Kumbum, und auf ihre dringende Bitte

willigte er ein, sie als Dolmetscher bis nach Peking zu begleiten. Da wir im Sinn hatten, eine große Reise in das Innere zu machen, mußte mein Mann ohnehin verschiedene Geschäfte an der Küste besorgen, und dies bewog ihn, Hauptmann Wellbys Anerbieten anzunehmen.

---

9. Hoher Besuch (Dr. Sven Hedin).

Während der Abwesenheit meines Mannes erwiesen mir die Eingeborenen sehr viel Freundlichkeit, und ich fühlte mich ganz sicher unter ihnen. Besonders die Frauen taten, was sie nur konnten, um mir die Zeit zu vertreiben; sie brachten mir Geschenke, luden mich in ihre Häuser ein, und es war ein wirklicher Wetteifer, wer von ihnen mir die größte Aufmerksamkeit erzeigen konnte; sie dachten wohl alle, es sei ihre Pflicht mich zu beschützen. Auf diese Weise wurde ich sehr bekannt und vertraut mit ihnen, und hatte die beste Gelegenheit, mit ihnen von Jesus zu reden und von all dem, was die Frauen in anderen Ländern seiner Lehre verdanken und was auch ihnen zuteil werden könnte. Ich hatte auch immer Beschäftigung in meinem ärztlichen Beruf, und außerdem kamen sehr viel Besuche von nah und fern, die von den fremden Lehrern gehört hatten und sie nun auch mit eigenen Augen sehen wollten. So wurde mir trotz meines Alleinseins die Zeit nicht lang.

Weihnachten 1896 verbrachte ich bei Frau Ridley in Sining. Ich hatte während meiner Abwesenheit unser Haus unter Anis Obhut gelassen, die aber in dieser Zeit ein schlimmes Erlebnis hatte. Ein Dieb, der wahrscheinlich wußte, daß wir nicht da waren, brach ein, nahm unser Geld und viele andere wertvolle Sachen, verdarb auch photographische

Platten und leerte viele Flaschen mit teuren Chemikalien auf den Boden aus. Mit Hilfe des Hundes entdeckte Ani den Dieb, der sich im Stall versteckt hatte. Als sie ihn fragte, was er da zu schaffen habe, ging er auf sie los; sie rang mit ihm, zog aber den kürzeren und wurde von ihm in ein Loch bei dem Stall geworfen, während er die Gelegenheit benützte, sich davon zu machen. Sobald sich die treue Ani wieder aufraffen konnte, lief sie durch die Straßen und rief: „Fangt den Dieb." Aber niemand fing ihn, und man wollte ihr auch nicht sagen, wer es war, obgleich ihn beinahe jedermann kannte; denn die tibetische Höflichkeit verbietet, daß man einen andern des Diebstahls bezichtigt.

Als ich von Sining zurück war, machte ich dem Beamten sogleich von dem Diebstahl Anzeige. Einige Zwischenträger kamen zu Ani und sagten zu ihr, wenn man den Dieb nicht bekomme, müsse sie selbst vor das Gericht, denn sie sei schuld, daß das Haus des fremden Herrn beraubt worden sei. Es dauerte viele Wochen, bis der wirkliche Dieb festgenommen wurde und dadurch Anis Unschuld an den Tag kam. Ich werde nie die Freundlichkeit des Beamten und seiner Frau vergessen, die, wenn ich in das Gerichtsgebäude gehen mußte, mich in ihr eigenes Zimmer führten. Mina Fuyeh schickte, als er von dem Diebstahl hörte, seinen Schatzmeister, ließ mir jede beliebige Summe zur Verfügung stellen und lud mich ein, wieder ins Kloster zu kommen, damit ich unter Freunden sei. Ich hatte aber volles Vertrauen zu meinen Freunden in Donkyr und lehnte das Anerbieten ab. Auch Losang Kindum schickte mir Geld und erbot sich, mir so viel als ich nur brauche zu geben; er sagte, man könne sich auf die chinesischen Beamten nicht immer verlassen, aber die Tibeter hätten ein großes Herz und hielten, was sie versprächen.

Viel früher, als ich gedacht hatte, wurde uns wieder die Freude eines Besuchs von einem europäischen Reisenden zuteil. Es war an einem schönen Novembertag; ich hatte mir Ani zum Mittagessen eingeladen, und da die Sonne so warm schien, setzten wir uns in den Hof auf Teppiche und ließen uns dort unsere Fleischklöse schmecken. Da ertönte ein Klopfen am Tor, und als wir aufmachten, stand eine ganze Schar von Männern draußen, die zum Teil Mongolen, zum Teil Diener des chinesischen Beamten waren. Einer von diesen, der den Sprecher machte, sagte, es sei ein Fremder vor dem Westtor und wolle uns besuchen. Als ich mich noch näher erkundigte, erfuhr ich, daß der Fremde aus Tibet zurückkomme und daß er den Beamten gebeten habe, ihm und seiner Karawane für ein Unterkommen, für Nahrung und Brennmaterial zu sorgen. Da der Beamte wußte, daß wir Hauptmann Wellby aufgenommen hatten, wies er den Fremden an uns. Mir schien es zuerst nicht möglich, daß schon wieder ein Forschungsreisender da sein könnte, und so antwortete ich, der Beamte müsse für das Unterkommen der Reisenden sorgen, da mein Mann nicht zu Hause sei. Inzwischen hatte aber Ani von den Mongolen gehört, daß dieser Fremde ein großer Herr, ein Amban, sei und sie bat mich, meine Antwort doch noch einmal zu überlegen. Ich erwiderte, ein Amban werde sich doch jedenfalls durch einen Paß und andere Papiere ausweisen können; da sagten die Mongolen, er habe einen seiner Diener mitgeschickt, der denn auch sogleich hergerufen wurde. Ein großer, fremdartig aussehender Mann mit schwarzem Bart übergab mir ein Papier, auf dem in französischer Sprache geschrieben stand, daß Sven Hedin sich auf einer Forschungsreise in Innerasien befinde. Natürlich gab ich nun gleich den Männern den Auftrag, die Fremden in unser Haus zu führen.

Schon in ganz kurzer Zeit kam die Karawane des großen Reisenden vor unsere Tür; ich hieß Sven Hedin willkommen und bat ihn, unser Gast zu sein. Da er Schwede war, wußte ich zuerst nicht, in welcher Sprache ich ihn anreden sollte, und fragte ihn daher gleich, ob er Englisch spreche. Als er dies bejahte, fehlte es uns gleich nicht mehr an Gesprächsstoffen, die uns gegenseitig interessierten. Er hatte eine große Zahl Leute in seiner Karawane, die zum Teil in unserer Arzneikammer einquartiert wurden, während die andern mit den Pferden in ein Wirtshaus gingen. Sven Hedin hatte schon vor seiner Ankunft in Donkyr von uns gehört: ein tangutischer Häuptling hatte ihm gesagt, daß eine russische Dame ganz allein an diesem Ort lebe. In Nordtibet werden nämlich alle Europäer als Oruß oder Russen bezeichnet. In seinem großen Werk über Asien hat Sven Hedin seinen Besuch bei uns in folgender Weise geschildert:

„Früh am Tag schickte ich Parpi Bei nach Donkyr voraus, um dem dortigen Gouverneur meinen Paß zu überbringen. Dieser Würdenträger kam mir bis ans Tor entgegen und übergab uns einen Brief von der russischen Dame, die uns sehr herzlich einlud, ihre Gäste zu sein. Es kam mir fast etwas anmaßend vor, mich bei einer allein dastehenden Dame einzuquartieren; aber ich entschloß mich, vielleicht aus Neugier, ihr wenigstens einen Besuch zu machen. Als ich an das bezeichnete Haus gelangte, kam mir eine junge Dame in chinesischer Kleidung und mit einer Brille entgegen. Sie fragte mit freundlicher Stimme: „Sprechen sie Englisch.“ Und als ich das bejahte, waren unsere Zungen bald gelöst. Sie stellte sich als die amerikanische Ärztin Frau Rijnhart vor. Ihr Mann war der holländische Missionar, der vor einem Monat den Hauptmann Wellby nach Peking begleitet hatte. Frau Rijnhart war

außerordentlich gastfrei und liebenswürdig. Und es war wirklich ein Vergnügen, sich mit jemand zu unterhalten, dessen Interesse über Grasland und Weide, gefährliche Pässe, wilde Yaks, Vieh und Schafe hinaus ging. Ich konnte kaum begreifen, daß ihr Mann sie allein unter dem wilden Pöbel von Donkyr zurückgelassen hatte; aber die Gefahr war wohl deshalb nicht so groß, weil sich Frau Rijnhart durch ihre ärztliche Geschicklichkeit Freunde unter der eingeborenen Bevölkerung erworben hatte."

In Ost-Turkestan waren die chinesischen Beamten Sven Hedin mit großer Höflichkeit begegnet und er hatte dasselbe in den Städten West-Chinas erwartet, fand sich aber darin sehr getäuscht. Der Beamte in Donkyr sah gleich, daß Hauptmann Wellby einen besseren Paß gehabt hatte als Sven Hedin, und unterließ es daher, diesem einen Besuch zu machen.

Den Tibetern lag sehr viel daran, zu erfahren, ob Sven Hedin bis in die Nähe von Lhasa vorgedrungen war, und so erschien Losang Kindum, um näheres darüber zu hören. Sven Hedin erwiderte den Besuch, um einige Merkwürdigkeiten und auch Stoffe und Stiefel von ihm zu kaufen. Die Kushaks halten davon immer große Vorräte, um sie für den Dalai Lama zu verkaufen. Da Sven Hedin auch Kumbum sehen wollte, hielt er sich nur kurze Zeit in Donkyr auf; ich gab ihm meinen Diener mit Empfehlungen an Mina Fuyeh mit und ließ diesem sagen, daß Sven Hedin die Tempel sehen möchte. Gerade vor seiner Abreise kamen zwei Läufer, die, von dem chinesischen Beamten gesandt, ihre Dienste anboten. Sven Hedin war sehr ärgerlich darüber und ließ dem Chinesen durch seine Diener sagen, er habe die Absicht gehabt, ihm einen schönen Revolver zu schenken, den er nun aber nicht bekomme; er wolle vielmehr in Peking berichten, wie unhöf-

lich man ihm, dem Fremden, in Donkyr begegnet sei. Als die Karawane zu unserem Tor hinauszog, ließ Sven Hedin unserer Ani von seinem Schatzmeister 400 Kash*) ausbezahlen, worüber die alte Frau so erfreut war, daß sie den großen weißen Amban wohl nie vergessen wird.

Mein nächster Besuch war in seiner Art ganz ebenso berühmt wie Sven Hedin. Es war ein 73jähriger Lama, ein „lebender Buddha" namens Tsanga Fuyeh. Er hatte das Markus- und das Johannes-Evangelium gelesen, das einer seiner Freunde von uns bekommen hatte, und nun wollte er die Leute, von denen die Bücher herstammten, gerne sehen. Wie wir später erfuhren, war er ein Mann, der ein wirklich reines, keusches Leben führte, und das sah man ihm auch an. Ich lud ihn sehr feierlich ein, auf dem Kang in unserem Besuchzimmer Platz zu nehmen, und wartete ihm Tee, Brot, Butter und Tsamba auf. Er hatte sich offenbar vorgestellt, daß wir Fremden eine ganz andere Art von Menschen seien, und war höchlich erstaunt und erfreut, als er sah, daß wir auch tibetisches Fleisch und Butter aßen. Er schenkte uns Birnen und eine Hammelskeule und versprach, uns auch noch Schafbutter zu schicken, wenn er wieder zu Hause sei, was er dann auch tat. Dieser alte Buddha interessierte sich sehr für unsere ärztliche Tätigkeit; er bat um Arznei für sich selbst und fragte, ob wir wohl einer Verwandten von ihm helfen könnten, die an einer Geschwulst leide. Etwa einen Monat später, als mein Mann schon wieder zurück war, erschien diese Verwandte, eine noch ziemlich junge Frau, in Begleitung ihres Mannes. Sie litt an Wassersucht und wir konnten ihr durch das Abzapfen des Wassers bald Erleichterung verschaffen. Das Ehepaar mietete sich eine Stube, die sehr

*) Kash ist eine kleine chinesische Münze.

klein war und nicht einmal ein Fenster hatte, aber die Frau lag ganz zufrieden auf dem Kang mit einem Packsattel als Kissen. Der Mann war ganz außerordentlich freundlich und gemütlich; er brachte uns Geschenke, machte unser Englisch nach, kurz er hatte uns so gern, als wir ihn, vielleicht sogar noch ein bißchen mehr, denn seine Unreinlichkeit war uns doch etwas lästig.

Die Tibeter haben eine ganz eigentümliche Sitte in der Behandlung ihrer Kranken, die wir erst kennen lernten, nachdem wir ganz gut bekannt mit ihnen waren. Ist ein Familienglied krank, so geht man zu einem Lama, gibt ihm eine Khata, erzählt ihm von dem Kranken und fragt ihn, welchen Doktor man zu Rate ziehen soll. Der Lama würfelt, um dadurch eine gewisse Seite eines heiligen Buches zu bestimmen, dann schlägt er das Buch auf und gibt den Namen des Arztes an. Nun war gerade Tsanga Fuyeh der Lama, der um Rat gefragt wurde, und so geschah es, daß er uns nach der Heilung seiner Verwandten alle Kranken zuschickte. Die Kunde, daß diese Frau gesund geworden sei, hatte sich bis weit in den Westen unter den Kuku-nor-Tibetern verbreitet, und so kamen die Leute manchmal zwanzig Tagereisen weit her, denn Tsanga Fuyeh hörte nicht auf, unser Lob zu singen. Es war sehr komisch, daß jedermann, der irgend einen Schmerz in der Magengegend hatte, angezapft sein wollte; denn die Tibeter glauben, was dem einen Kranken helfe, sei auch gut für einen andern. Ich mußte ihnen auch immer sehr genaue Verhaltungsmaßregeln bei den Arzneien geben, denn ein anderer ihrer Grundsätze lautete: „Ist ein wenig Arznei gut, dann ist viel Arznei noch viel besser!“ und so leerten sie eine ganze Arzneiflasche oder eine Schachtel mit Pillen auf einmal. Oft verschluckten sie auch das Papier, in dem die Pulver waren, denn sie dachten: Hat das Pulver eine

Kraft, dann muß es auch das Papier haben, in dem es eingewickelt war. Der Besuch von Tsanga Fuheh verschaffte uns großes Ansehen unter den Nomaden des Graslandes und ebnete uns den Weg zu unsern Ausflügen dorthin und später zu unserer Reise in das Innere.

Als mein Mann von seiner Reise nach Peking zurückkehrte, wurde er von den Eingeborenen mit lautem Jubel empfangen und sie brachten uns große Stücke Fleisch zum Geschenk, manchmal ein halbes Schaf. Nun gelang es uns auch endlich, einen Diener zu bekommen. Er hieß Mohammed Rahim und hatte Hauptmann Wellby auf einem Teil seiner Reise begleitet. Er bewährte sich sehr in unserem Dienst, und nur sein hitziges Temperament machte uns manchmal Not.

In der Mitte unseres Hofes hatten wir ein kleines Blumengärtchen angelegt, in dem wir einige inländische Blumen, die unserem gelben Mohn und unsern Ringelblumen und Astern glichen, pflanzten; daneben blühten aber auch unsere heimatlichen Veilchen, Kapuziner und spanische Wicken, deren Wohlgeruch uns oft in die Gärten der Heimat zurückversetzte. Wir saßen oft auf der steinernen Einfassung des Blumenbeets, sahen auf die Fülle von Blüten und dachten an unsere Lieben in der Ferne. Als die ersten dunkelroten Kapuziner aufgingen, erblühte uns noch eine andere Blume, unser lieber kleiner Charles Carson Rijnhart, der uns am 30. Juni 1897 geschenkt wurde. Ani hatte diesem Ereignis mit großer Spannung entgegengesehen und fand nicht genug Worte, um ihre Verwunderung über meine Vorbereitungen auszudrücken. Sie erzählte mir, bei den Nomaden bestehe das Bett der Mutter nur aus getrocknetem, zerriebenem Schafdünger, und das Kleine werde bei warmem Wetter mit Butter eingerieben und in die Sonne gelegt. Daß unser Kindchen täglich warm gebadet wurde, hielten Ani und Doma für ganz verrückt, obgleich

sie sahen, daß Frau Ridley, die mir eine so unschätzbare Hilfe war, es mit ihren beiden Kindern ebenso machte und es denen auch nichts schadete. Bei den Eingeborenen herrscht der Aberglaube, daß sich bis vierzig Tage nach der Geburt des Kindes kein Fremder der Mutter nahen und daß diese erst nach hundert Tagen wieder ausgehen darf. So war das Erstaunen groß bei den Leuten, als wir uns schon Mitte August zu Pferd auf eine Reise nach dem südlichen Kuku-nor aufmachten.

Unser Diener Rahim war der besondere Freund unseres Kleinen, und Doma war nichts weniger als erfreut, daß er den dunklen Mann vorzog, der mit seiner kostbaren Last im Hof auf und ab ging und ihm seltsame Hindostani- und Ladaki-Weisen vorsang oder auch das englische Hornsignal, das er in Indien gelernt hatte. Es ist ein großer Unterschied zwischen den tibetischen und den weißen Kindern, und obgleich unser Kleiner ein ganz gewöhnliches Kind war, war er in den Augen der Eingeborenen eine große Merkwürdigkeit, und sie fanden, daß er sehr gescheit und aufgeweckt sei. Das war er allerdings im Vergleich mit ihren Kindern, die teilnahmlos und sehr wenig lebhaft sind. Die zwanzig Tage, die wir im August unter den Nomaden zubrachten und die ich im nächsten Kapitel beschreiben will, waren sehr genußreich und ich glaube auch, die Eingeborenen, die wir damals kennen lernten, werden sie nie vergessen. Wenn Charlie in seiner Hängematte, die zwischen den Zeltstangen aufgehängt war, schlief, kamen sie auf den Zehen herbei und streckten als Zeichen des Beifalls die Daumen in die Höhe und die Zunge so weit als möglich heraus. Wenn er dann gebadet wurde und ich des Zuges wegen die Zelttür zumachte, kamen Männer und Weiber herbeigelaufen, hoben das Zelttuch am Boden auf und streckten die Köpfe herein, um dieses merkwürdige

Schauspiel beobachten zu können. Dann hörte ich wohl folgende Bemerkungen: „Ein weißes Kind.“ „Sieh, sie tut ihn in das Wasser.“ „Er stirbt gewiß.“ „Warum reibt sie ihn denn nicht mit Butter ein und legt ihn in die Sonne?“

Die tibetischen Kinder, die in Zelten leben, sind sehr gewandte Reiter; sie springen den Pferden oder auch den Kühen auf den Rücken und reiten mit der größten Geschwindigkeit die Berge hinunter. Bei warmem Wetter spielen sie ganz nackt zwischen den Zelten herum; sie tragen nur eine Kette um den Hals, an der manchmal ein Glöckchen hängt. Diese Kinder haben wenig Freuden, sie bekommen weder Spielzeug noch Süßigkeiten wie die unsern und auch die chinesischen, und werden auch nicht geliebkost und gehätschelt; oft wird den Kälbern, die an den Zeltpfosten angebunden sind, mehr Aufmerksamkeit geschenkt als ihnen.

Bald nach unserer Niederlassung in Donkyr war mein Mann nach Sining gegangen, um sein Fahrrad abzuholen. Da die Straße von dort nach Donkyr zu steil zum Fahren war, mußte das Rad von einem Mann auf dem Rücken hergetragen werden. Diesen merkwürdigen „Ein-Mann-Wagen“, wie die Eingeborenen das Rad hießen, werden sie nie vergessen; sie interessierten sich ungeheuer für den Mechanismus, aber keiner ließ sich bewegen, einmal aufzusitzen. Auf den Reisen war das Rad nicht zu brauchen, aber wir waren froh, daß wir einen so starken Magnet hatten, der uns die Leute Tag für Tag ins Haus zog und so den Kreis unserer Bekannten um ein Bedeutendes vermehrte. Mein Mann gab dann zuweilen eine Vorstellung mit seinem Rad und ganze Scharen liefen herbei, um den fremden Lehrer auf dem „Ein-Mann-Wagen“ fahren zu sehen. Vor dem Osttor war ein Abhang, und die Leute wurden es nie müde, die Schnelligkeit des Rades

zu rühmen, das „schneller als das beste Pferd" den Berg hinunter laufe. Meine Nähmaschine verfehlte auch nicht, ihre Anziehungskraft auszuüben; sie wurde der „eiserne Schneider" genannt; und eine Frau fragte mich sogar einmal, ob es wahr sei, daß ich ihn, wenn das Nähen fertig sei, in die Küche auf den Tisch stelle und er dann das Essen für uns koche. Arme Leute kamen oft mit einem Stückchen Zeug zu mir und baten mich, auf der Maschine ein Säckchen davon zu nähen, damit sie dann zu Hause zeigen könnten, wie wunderschön es genäht sei.

Wir waren nun allmählich in Donkyr ebensogut bekannt wie vorher in Lusar und Kumbum, und auch unter den Nomaden des Graslandes war unser Name und unsere Arbeit durch unsere Reisen bekannt geworden; die Teile der heiligen Schrift, die wir unsern Besuchen schenkten, wurden in Gegenden gelesen, die unser Fuß noch nie betreten hatte.

---

10. Unter den Tanguten des Kuku-nor.

Seit unserem denkwürdigen Versuch, den Kuku-nor unter Ishinimas Führung zu erreichen, hatten wir den Plan, diesen herrlichen See einmal zu sehen, nie aufgegeben. Wir wollten aber nicht nur zu unserem Vergnügen reisen, sondern es lag uns daran, Land und Leute dort kennen zu lernen, um die Möglichkeit einer späteren Missionsarbeit unter ihnen ins Auge zu fassen; wir wollten die Nomaden in ihren wechselnden Niederlassungen aufsuchen, ihnen das Evangelium verkündigen und Bibelteile an sie verschenken. Viele von diesen Nomaden, die sich Tanguten oder Kuku-nor-Tibeter nennen, hatten uns in Donkyr besucht; sie sprachen immer von dem See und gaben uns eine ganz genaue

Beschreibung der Gegend, dahin wir reisen mußten. Wir waren mit den Tanguten so gut Freund geworden, daß wir uns gar nicht mehr vor ihnen fürchteten, obgleich wir wußten, daß die meisten Räuber waren. Ihre Kleidung besteht aus dem gewöhnlichen Rock aus Schafspelz, dessen wollige Seite nach innen gekehrt wird, aus hohen Stiefeln und einem Hut, dessen spitzer Kopf mit einer roten Quaste verziert und dessen Rand mit weißem Lammfell gefüttert ist.

Die Männer haben Feuerstein, Zunder, Pulverhorn und Messer am Gürtel hängen; ein Schwert in einer hölzernen, häufig aber in einer mit Silber und Steinen eingelegten Metallscheide steckt in dem Gürtel. Auf der Reise ruht ihre Hand immer an dem Griff des Schwertes. Viele tragen auch noch Flinte und Speer. Ihre anderen Habseligkeiten, z. B. das Trinkgefäß, die Schnupftabaksdose, das Geld und die Wage, tragen sie in der Bluse. Die Frauen kann man eigentlich nur durch ihren Kopfputz von den Männern unterscheiden. Sie flechten ihr stark eingefettetes Haar in ungefähr fünfzig Zöpfchen, die hinten mit breiten, mit Muscheln und Perlen besetzten Tuchstreifen zusammengebunden werden. Dieser Kopfputz hängt bis über den Gürtel hinunter und baumelt bei jedem Schritt, sein Gewicht beträgt mehrere Pfund. Bei den Männern ist die Haartracht je nach der Gegend verschieden; manche haben den chinesischen Zopf, andere drehen das Haar vorn in fettige Fransen, während sie es hinten lose herunter hängen lassen; wieder andere durchflechten ihr Haar mit seidenen oder baumwollenen Schnüren und tragen es so um den Kopf gewunden, sie schmücken es dann noch mit Ringen, Korallen und farbigen Steinen; manche gehen auch völlig ungekämmt. Das Gewand wird bei Männern und Frauen durch einen Gürtel zusammengehalten, an dem die Frauen

Messer, Nadelbüchsen und andere Anhängsel tragen. Jedermann hat eine Zauberbüchse um den Hals hängen, die alte Tuchstückchen, Arzneipäckchen und einen kleinen Götzen enthält. Die Weiber tragen große Ohrringe und Fingerringe soviel sie nur bekommen können, während die Männer nur im linken Ohr einen Ring haben.

Da die Tanguten ihre Pelzkleider jahrelang tragen, und das Baden ihnen ein unbekanntes Ding ist, haben sie einen höchst unangenehmen Geruch an sich. Wenn ich in meiner Eigenschaft als Arzt in sehr nahe Berührung mit den Frauen kam, wurde es mir oft ganz übel von dem Geruch; und wenn ich einem Patienten den Puls gefühlt hatte, war meine Hand nachher manchmal ganz voll von Ungeziefer. Es scheint, daß diesen Leuten das Ungeziefer nicht das geringste Unbehagen verursacht und es fällt ihnen gar nicht ein, es auszurotten. Nach der buddhistischen Lehre ist es Sünde, eine Laus zu töten, und die Leute tun es nur, wenn sie die Läuse essen.

Es war immer ein Ereignis, wenn wir in Donkyr Besuch von Tanguten bekamen, und wir hatten dann alle Hände voll zu tun; man mußte sich mit ihnen unterhalten, die Kranken beraten, und gewöhnlich bewirteten wir sie auch mit dem so sehr beliebten Ziegeltee. Der Ruf »aro«, das heißt Bruder, verkündete ihre Ankunft; wir eilten dann so schnell als möglich an die Tür und hielten unsern Hund Topsy, der sie bewachte, zurück. Dann kamen sie herein mit schweren Stiefeln und klirrenden Schwertern, streckten uns die Hände entgegen und begrüßten uns sehr feierlich. Darauf übergaben sie ihr Geschenk, das etwa aus einem Schafsmagen voll süßer Milch oder aus einem Stück Butter bestand, die sie aus einem schmutzigen Ledersack hervorzogen. Da sie gerne und von ihrem Besten schenkten, so nahmen wir es auch höflich und dankbar an.

Wenn ein Mann von etwas höherem Rang unter ihnen war, wurde er in das Empfangszimmer geführt und dort bewirtet, während die anderen es sich im Hof auf Teppichen bequem machten; man hörte bald an ihrem Schmatzen und Plaudern, daß sie sich den Tee, den man ihnen aufgewartet hatte, sehr gut schmecken ließen.

Die Veranlassung zu der Reise in das Tanguten-Land gab die Einladung eines Panaka,*) der wünschte, daß wir seinen Vater, der an dem grauen Star litt, operierten. Der Panaka hatte uns mit Tieren für die Reise versehen, die unser Gepäck, das aus einem Zelt, wollenen Decken, zwei eisernen Töpfen, zwei Holzschüsseln und einem Blasebalg bestand, tragen mußten; außerdem nahmen wir noch Arzneien und Bibelteile zum Verschenken mit. Unsere Speisevorräte bestanden aus Nudeln, einem Sack geröstetem Gerstenmehl, Butter, Ziegeltee und sehr hart gebackenem Brot.

Obgleich unser Kleiner erst sieben Wochen alt war, beschloß ich doch mitzugehen, und wir setzten den 12. August als den Tag unserer Abreise fest. Frühmorgens kam der Panaka mit zwei schönen Yaks vor unsere Tür, und bald stießen wir zu der Karawane. Unsere Reisegesellschaft bestand aus uns beiden, dem Panaka, einem Lama-Arzt mit seinem chinesischen Buchhalter, unserem Diener Rahim und einigen andern Männern; wir hatten neun Yaks, fünf Ponys und ein Packpferd. Mein Mann trug den kleinen Charles, und unser Hund Topsy sprang so vergnügt mit, wie wenn er sich auch auf den blauen See freute. Etwa um 5 Uhr nachmittags hatten wir die Grenze des bebauten Landes hinter uns; wir lagerten uns für die Nacht neben einer Karawane von Kaufleuten, und setzten am nächsten

*) Nomade des nordöstlichen Tibet.

Morgen früh unsere Reise fort. Aber nach kurzer Zeit wurde schon Halt geboten; einer der Yaks war krank geworden, und da die Tibeter das Tier nicht zurücklassen wollten, mußte man wohl oder übel die Zelte aufschlagen und abwarten, ob das Tier sterbe oder wieder gesund werde. Der Lama-Doktor wollte seine Kunst an ihm zeigen, er umschritt das Tier unter Beschwörungen und Gebeten, warf ihm Staub auf den Kopf, streichelte ihm den Rücken und die Seiten mit seinem Schwert und befahl schließlich dem Panaka, ein gewisses Kraut auf den Nüstern des Yak zu verbrennen. Nun glaubte er seine Pflicht getan zu haben und kam wieder zu uns ans Feuer. Der Gedanke, die Nacht in dieser durch Räuber sehr unsicher gemachten Gegend zuzubringen, war uns keineswegs angenehm, aber als wir uns schon in unser Schicksal ergeben hatten, ging mein Mann noch einmal, nach dem Yak zu sehen, und fand, daß er tot war. So konnten wir nun doch weiter und überschritten um 3 Uhr nachmittags den Rala, einen sehr hohen Bergpaß, von dem aus wir den blauen See erblickten, der unter uns in der Sonne glänzte. In der Nacht lagerten wir uns neben einer Karawane von Tibetern; wir trauten ihnen aber nicht sehr und wachten deshalb die ganze Nacht. Die im Süden des Sees wohnenden Nomaden machen alle mehr oder weniger den Eindruck von Dieben und Räubern, und deshalb war es uns ganz komisch, einen ihrer eigenartigen Gebräuche mit anzusehen. Sobald eine Karawane hält, machen einige Männer Tee, während die anderen den Yak abladen. Wenn der Tee kocht, wird die ganze Gesellschaft ans Feuer gerufen. Einer wirft ein Stückchen Butter in den Tee, fischt es dann mit einem Löffel wieder heraus und wirft es gegen den Himmel. Dann nehmen alle die Hüte ab und sprechen eine Art Gebet, während noch zweimal Tee gegen den Himmel ge-

sprengt wird. Dieser Tee wird einem Gott als Opfer dargebracht und er wird eingeladen zu kommen und ihn zu trinken. Dann bittet man ihn noch um Verhütung von Krankheit, um Schutz für die Reise und daß man auf dieser nur guten und ehrlichen Leuten begegnen möge.

Früh am folgenden Morgen überschritten wir die Sandhügel, die den See umgeben, und wanderten das Ufer entlang, doch so, daß wir immer etwa eine Viertelstunde vom Wasser entfernt waren. Wir fanden prächtiges Weideland, das sich vom See an etwa eine Stunde weit ausdehnte. Wir hielten in Tso-nitag (dem „Hals des Sees") an und machten Tee. In der Entfernung sahen wir eine große Karawane vorbeiziehen, die aus Kambas, einem wilden tibetischen Stamm, bestand, demselben, der vor etwa vier Jahren die französischen Reisenden Dutreuil de Rhins und Grenard angegriffen und Dutreuil getötet hatte. An den Bergabhängen sahen wir ganze Herden von Antilopen und hie und da einen vereinzelten Wolf, auch viele weißköpfige Adler und große Habichte. Das Seeufer war förmlich mit Enten, Gänsen und Trappen übersät. Unser Diener schoß eine Gans, sie war aber ungenießbar, da sie sehr stark nach Seewasser schmeckte. An einigen Stellen war der Boden voll von Löchern, in denen eine Menge von kleinen weißen Vögeln, Eidechsen und Pfeifhasen waren. Während der Nacht fiel im Tal reichlicher Regen, der aber in der Höhe zu Schnee wurde, so daß die Berge alle mit einem glänzenden weißen Mantel bedeckt waren.

Am 16. August erreichten wir das Lager unseres Panaka, das etwa 200 Meter vom Wasser entfernt war. Es bestand aus sechs dicht nebeneinander stehenden Zelten; als wir uns denselben näherten, wurden wir von einer Meute von etwa zwanzig furchtbar bösen Hunden umringt, die uns mit entsetzlichem Geheul von unseren Ponys herab-

zerren wollten und nur durch die Dazwischenkunft der Zeltbewohner, die mit starken Knütteln auf sie losschlugen, daran verhindert wurden. Nachdem wir abgestiegen waren, führte man uns in ein Zelt und bat uns, auf Decken neben einem rohen, aus Lehm und Steinen zusammengefügten Herd Platz zu nehmen. Eine Hand voll Tschurma*) und Gerstenmehl wurde in eine Schüssel getan, Butter und Tee dazu gefügt und das Ganze umgerührt; dann wurden wir höflich gebeten, uns mit diesem Getränk zu erfrischen, bis unser eigenes Zelt aufgeschlagen sei.

Die Zelte dieser Nomaden sind aus einem Wollstoff hergestellt, der von deren Bewohnern selbst angefertigt wird. Sie sind immer schwarz, daher ihre Bewohner oft Schwarze Tibeter genannt werden. Das Zelt wird durch den Herd in zwei Teile geteilt; der Rauch kann durch eine schmale Spalte im Zelttuch entweichen. Zur Rechten des Herdes ist der Ehrenplatz, hier werden Gäste empfangen, und bei Nacht ist hier die Schlafstätte der Männer. Die linke Seite wird von den Weibern und Kindern und auch zuweilen von den jungen Ziegen eingenommen. In der ersten Nacht kam ein großer Hund in unser Zelt; er schleppte alles Fleisch, das er finden konnte, und obendrein unser Licht samt Leuchter und meines Mannes Hut mit sich fort. Dieser Vorfall veranlaßte unsern Diener, künftig alle unsere Sachen oben an der Querstange des Zeltes aufzuhängen.

Die Tibeter südlich vom Kuku-nor sind im ganzen ein heiteres Völkchen und man hört viel Lachen und Singen auf ihren Lagerplätzen; sie haben aber außer Trommeln und Zimbeln keine Musikinstrumente. Ihre Bedürfnisse sind gering, und sie sind ganz zufrieden, wenn sie ein paar

*) Tschurma = getrockneter Quarkkäse, S. 116.

Kleider, eine Steinschloßflinte, ein Schwert, Feuerstein und Stahl, eine Holzschüssel, Messer und Eßstäbe besitzen; die letzteren sind übrigens nicht sehr nötig, da meistens die Finger benützt werden.

Jede Familie hat ein Zelt und eine Anzahl von Pferden, Kühen und Schafen; die Zahl dieser Tiere ist bald größer, bald geringer, je nach den Raubzügen, die von den verschiedenen Stämmen ausgeführt werden. Der Panaka, dessen Gäste wir waren, besaß zwanzig Pferde, zwölf Kühe und achthundert Schafe, und galt für einen wohlhabenden Mann. Obgleich diese Nomaden auf die denkbar einfachste Weise leben, sind sie doch ziemlich geschickt und können sich beinahe alle ihre Bedürfnisse selbst herstellen; aber wir fanden sie geiziger und schmutziger als alle übrigen Tibeter. Die Weiber waren so furchtbar schmutzig, daß es mir in der Hütte bei ihnen immer übel wurde, und ich mich deshalb so viel als möglich im Freien aufhielt; da versammelten sie sich um mich und bewunderten das weiße Kind; aber selbst die frische Seeluft konnte den Geruch ihrer Kleider nicht vertreiben.

Während die Männer die Herden auf den Bergen hüten, bleiben die Weiber zu Hause, machen Butter und Käse und sammeln den Dünger, der in der Sonne getrocknet wird und dann als Brennmaterial dient (Argal S. 26). Wenn sie vom Düngersammeln zum Buttermachen oder Melken übergingen, fiel es ihnen gar nicht ein, die Hände zu waschen, sie wischten sie höchstens am Gras ab.

Es fiel uns auf, daß man in dieser Gegend gar keine Gebetsmühlen sah, die an andern Orten so häufig sind. Nur ein Priester, der Gaben einsammelte, hatte eine. Diese Bettelpriester sind selbst unter den Nomaden sehr zahlreich, und die Gaben fließen ihnen in Gestalt von Butter, Schafen, Kühen und selbst Pferden reichlich zu. Die Frei-

gebigkeit dieses Volkes für religiöse Zwecke ist sprichwörtlich, während sie sonst sehr geizig sind.

Das Vieh der Kuku-nor-Tibeter ist eine langhaarige schwarze Rasse, ähnlich wie die Yaks; es stammt von wildem Rindvieh und ist auch jetzt bei weitem nicht so zahm, wie unsere Kühe; die Kühe brüllen auch nicht, sondern grunzen, so daß sie einen immer an Schweine erinnern. Überall, wo es Gras gibt in den Tälern und auf den Bergen, wird das Vieh geweidet; um es zusammenzutreiben, gebrauchen die Nomaden eine Schleuder, die sie sehr geschickt handhaben. Abends werden die Tiere heimgebracht und über Nacht angebunden; zur Melkzeit bringt man zuerst die Kälber zu ihren Müttern, damit sie sie säugen, sonst geben die Kühe nachher keine Milch. Als wir in Hucs Buch seinen Bericht über die ausgestopften Kälber lasen, waren wir sehr ungläubig und dachten, er habe geschwindelt, nun wurden wir aber zu unserer Demütigung von unsern eigenen Kühen eines besseren belehrt. Eines unserer Kälbchen wurde krank, und obgleich eine der eingeborenen Frauen Edelweiß auf seinem Rücken verbrannte und es dreimal um das Feuer trug, damit der Dämon von ihm weiche, starb es doch. Seine Mutter war untröstlich und gab durchaus keine Milch mehr; so blieb uns nichts übrig, als die Haut des Kalbs mit Stroh auszustopfen, wenn dann gemolken werden sollte, wurde das ausgestopfte Kalb zu seiner Mutter gebracht; diese leckte zufrieden ihr Kind, und ließ sich dabei ganz gerne melken.

Die Milch wird nach dem Melken nicht geseiht, sondern heiß gemacht; der Rahm kommt dann in ein nicht übermäßig reines Butterfaß und nun wird gestoßen, ganz wie es bei uns vor alters der Brauch war. Ist die Butter fertig, so wird sie mit den Händen ausgepreßt und entweder in kleine runde Stücke geformt oder in einen Schafs-

magen oder in ein Stück Fell, an dem oft noch die Haare sind, gedrückt. Die Butter ist oft ganz voll von Haaren und anderem Schmutz, aber trotzdem wird sie sehr geschätzt. Bei manchen Stämmen soll die alte Butter am beliebtesten sein, aber in den Gegenden, die wir kennen lernten, wurde für frische Butter der höchste Preis bezahlt. Die abgenommene Milch lassen die Leute gerinnen und sie bildet dann ein sehr beliebtes Nahrungsmittel, ebenso wie die Buttermilch, die man gerinnen und dann an der Sonne trocknen läßt. Das so gewonnene Nahrungsmittel heißt Tschurma. Man genießt Tschurma mit Gerstenmehl und Tee, oder vermischt es mit Mehl und Butter, knetet die Masse mit den Fingern und ißt sie in Stücken.

Die Tibeter essen hauptsächlich Hammelfleisch; auch die Lamas vertilgen große Mengen davon, vermeiden es aber womöglich ein Tier selbst zu schlachten. Die Eingeborenen wissen sehr geschickt mit einem Lasso aus einer großen Herde das Schaf herauszufangen, das sie töten wollen. Beim Schlachten wird das Gebet om mani padme hum gemurmelt. Die Felle werden sorgfältig abgezogen und gegerbt und entweder zu Kleidern verwendet, oder nach China verhandelt. Von den geschlachteten Tieren wird eigentlich alles gegessen und die Gedärme werden mit gehackter Leber, Nieren, Herz u. s. w. gefüllt. Manchmal wird das Fleisch am Feuer gebraten, aber gewöhnlich wird es gekocht und so in großen Massen verzehrt; die fettesten Stücke gelten für die besten, und deshalb ehrt man Gäste dadurch, daß man ihnen den Schwanz zuteilt. Die Knochen werden säuberlich abgenagt und dann mit einem Stein entzwei geschlagen, damit das Mark auch gegessen werden kann. Das Schulterbein wird häufig ins Feuer geworfen und nach den Sprüngen, die es durch die Hitze bekommt, wird gewahrsagt; es werden auch oft

Gebete darauf geschrieben, und dann hängt man es bei den Zelten oder an den Straßen auf. Der Tee bildet das wichtigste Gericht in der tibetischen Kochkunst, und es gehört viel Geschick dazu, ihn so zu bereiten, daß er die höchsten Ansprüche befriedigt. Der von den Tibetern gebrauchte sogenannte Ziegeltee kommt aus China; er besteht aus den groben Blättern und kleinen Zweigen der Teepflanze. Diese werden in Ziegelform zusammengepreßt, dann mit einem Korbgeflecht umgeben und auf den Rücken von Kulis bis an die tibetische Grenze gebracht; weiter ins Innere wird der Tee auf Ochsen befördert. Der Tee wird in einem Messingtopf mit etwas Salz und Soda gekocht, dann mit Butter und Tsamba vermischt und so lange gequirlt, bis ein chokoladefarbiges Getränk entsteht. Die abgekochten Teeblätter werden oft ein zweites Mal gebraucht, oder als Pferdefutter verwendet. Gewöhnlich kommt in das Gefäß, in das der Tee eingeschenkt wird, ein Stück Butter, und da das Trinkgefäß, das jedermann bei sich führt, aus Holz ist, bekommt es von der oft ranzigen Butter allmählich einen sehr eigentümlichen, wenig einladenden Geruch; auch ist es nicht Sitte, das Teegefäß zu spülen, es wird nur nach dem Gebrauch mit der Zunge rein geleckt. Das Teetrinken bei unsern tibetischen Gastfreunden war für uns kein großes Vergnügen; so oft man sein Trinkgefäß niedersetzt, wird es aufs neue gefüllt, und die Leute sprechen einem so zu, daß man nicht gut ablehnen kann, und doch wirkt dieser Tee, besonders wenn die Butter nicht frisch ist, fast wie ein Brechmittel. Die Gastfreundschaft dieser Nomaden kommt wirklich von Herzen, und wenn man sie nicht annimmt, so errichtet man eine Schranke zwischen sich und den Leuten. Der Verkehr mit diesen Zeltbewohnern, die ein so einfaches und natürliches Leben führen, ist angenehm und erfreulich.

Es fiel uns auf, daß, obgleich die Eingeborenen das geröstete Gerstenmehl so sehr als Nahrungsmittel schätzen, doch so wenig Landbau getrieben wird; die Leute ziehen das Nomadenleben vor und machen lieber eine Reise von vier Wochen, um ihr Tsamba herbeizuschaffen, als daß sie etwas Feldarbeit tun. Aus Gerste wird auch ein alkoholisches Getränk, Chang genannt, hergestellt, das die Leute in großen Mengen trinken; auch chinesischer Wein wird viel genossen. Sowohl Männer als Weiber trinken sehr viel; zuerst geht's dabei lustig her, aber oft werden sie dann händelsüchtig, und wehe dem Reisenden, der betrunkenen Tibetern in die Hände fällt.

Unter den Kuku-nor-Tibetern führen die Weiber das Regiment im Haus; als wir einmal bei einem Mann einen Blasebalg gegen ein Messer einhandeln wollten, sagte er: „Ich muß zuerst ins Zelt gehen und meine Frau fragen, ob ich's tun darf."

Als unser eigenes Zelt fertig war, erschien gleich unser Panaka und brachte uns ein Stück getrocknetes Fleisch zum Geschenk; es besuchten uns auch viele Priester und andere Leute; wir redeten mit ihnen über das Christentum und schenkten ihnen Exemplare der Evangelien in ihrer Sprache. Unser Zelt hatte eine reizende Lage mit prächtiger Aussicht auf den See und seine Umgebung. Im Süden und Westen dehnten sich mit feinem Gras bewachsene Bergketten, deren Gipfel wie Gold in der Abendsonne glänzten. Auf der andern Seite lag der herrliche See, über dessen nördlichem und östlichem Ufer sich Berge erhoben, deren Blau sich mit dem des Himmels verschmolz. Der See ist nicht sehr groß, er hat 107 Kilometer Länge, 63 Kilometer Breite. Er wird, wie uns die Eingeborenen berichteten, von 72 Flüßchen gespeist, von denen wir schon 31 überschritten hatten. Diese versorgen Menschen und

Tiere mit Wasser, wozu der Kuku-nor mit all seiner Schönheit nicht im stande wäre, da sein Wasser salzig ist. Sven Hedin hat die Höhenlage auf 9975 Fuß (3260 M. ü. M.) berechnet. In dem See befinden sich drei Inseln. Zwei davon sind unbewohnt, an die Entstehung der dritten knüpfen sich verschiedene Sagen, von denen Sven Hedin in seinem Buch die folgende erzählt. „Vor altersgrauer Zeit grub ein Lama ein sehr großes Loch in den Boden. Dann nahm er die schwarze und die weiße Wurzel einer Pflanze, schnitt die schwarze entzwei und hielt sie über die Grube; da sprang aus der Wurzel das Wasser in Strömen heraus, bis der ganze See voll war. Hätte der Lama die weiße Wurzel zerschnitten, so wäre der See voll Milch geworden. Es war aber ein Glück, daß er die Wurzel genommen hatte, in der Wasser war, denn sonst könnten die Leute in dieser Gegend keine Schafe halten und hätten dann gar nichts zu tun. Nun stieg der Lama auf einen hohen Berg, brach ein ungeheures Felsstück davon ab und warf es in die Mitte des Sees; so entstand eine Insel."

Auf dieser Insel, die Tso-ri-niah heißt, ist ein kleines Kloster, in dem zwölf Einsiedler und zwei verkörperte Buddhas wohnen. Diese Einsiedler bringen ihr Leben mit Gebet und Betrachtung zu. Sie kommen nur im Winter in Berührung mit der Welt; da gehen sie über das Eis auf das Festland und sammeln Gaben an Butter, Tee, Gerstenmehl und was sie sonst zu ihrem Unterhalt brauchen. Man sagt, daß sie kein Fleisch essen, doch halten sie sich der Milch wegen Geißen. Man sieht keine Spur von einem Boot an dem See, und so ist der Verkehr mit der Insel während des Sommers unmöglich.

Am Tag nach unserer Ankunft wollten wir die Augenoperation an unserem Patienten vornehmen, aber der Panaka bat uns, noch etwas zu warten, weil seine Leute eben im

Begriff waren, ihren Lagerplatz auf einen der nahen Berge zu verlegen. Wir folgten ihnen dann nach und machten die Operation, die allem Anschein nach gelang. Wir teilten unter den Tanguten viele Evangelien aus; auch dreizehn Priestern, die auf dem Weg nach Donkyr an unserem Lager vorbeikamen, gaben wir Evangelien. Zwei Tage später kam die Kunde, daß die Priester von Räubern überfallen und ausgeraubt worden seien. Diese Nachricht hatte zur Folge, daß sich mehrere Priester, die zurückreisen wollten, unter unsern Schutz stellten, weil wir mit Feuerwaffen versehen waren. Am 2. September machten wir uns reisefertig. Wir sahen noch einmal vom Berg aus, wie sich die aufgehende Sonne in der glänzenden Fläche des Sees spiegelte, atmeten noch einmal die frische Seeluft und dachten, wie herrlich es wäre, wenn wir immer an den Ufern des Sees wohnen könnten. Aber die Pflicht rief uns nach Donkyr zurück. Wir verteilten die uns übrig gebliebenen Bibelteile in den Lagern, an denen uns unser Weg vorbeiführte, und sowohl Priester als das Volk nahmen sie gern in Empfang. Wir schenkten womöglich in jedes Zelt ein Buch, und da sich in jedem ein Lama befindet, der lesen kann, hörten immer etwa zehn Personen durch ihn etwas aus der Bibel. Diese Reise hatte uns in unserer Missionsarbeit sehr ermutigt und wir hielten dies für die beste Art, die rauhen Nomaden für die christliche Lehre empfänglich zu machen.

---

11. Nach der Hauptstadt von Tibet.

Etwa 160 Kilometer nördlich von dem Himalaja-Gebirge, weit im Innern des Landes, liegt die von heiligen Bergen umgebene tibetische Hauptstadt Lhasa, die ein-

Tangutische Räuber.

Begriff waren, ihren Lagerplatz auf einen der nahen Berge zu verlegen. Wir folgten ihnen dann nach und machten die Operation, die allem Anschein nach gelang. Wir teilten unter den Tanguten viele Evangelien aus; auch dreizehn Priestern, die auf dem Weg nach Donkyr an unserem Lager vorbeikamen, gaben wir Evangelien. Zwei Tage später kam die Kunde, daß die Priester von Räubern überfallen und ausgeraubt worden seien. Diese Nachricht hatte zur Folge, daß sich mehrere Priester, die zurückreisen wollten, unter unsern Schutz stellten, weil wir mit Feuerwaffen versehen waren. Am 2. September machten wir uns reisefertig. Wir sahen noch einmal vom Berg aus, wie sich die aufgehende Sonne in der glänzenden Fläche des Sees spiegelte, atmeten noch einmal die frische Seeluft und dachten, wie herrlich es wäre, wenn wir immer an den Ufern des Sees wohnen könnten. Aber die Pflicht rief uns nach Donkyr zurück. Wir verteilten die uns übrig gebliebenen Bibelteile in den Lagern, an denen uns unser Weg vorbeiführte, und sowohl Priester als das Volk nahmen sie gern in Empfang. Wir schenkten womöglich in jedes Zelt ein Buch, und da sich in jedem ein Lama befindet, der lesen kann, hörten immer etwa zehn Personen durch ihn etwas aus der Bibel. Diese Reise hatte uns in unserer Missionsarbeit sehr ermutigt und wir hielten dies für die beste Art, die rauhen Nomaden für die christliche Lehre empfänglich zu machen.

---

11. Nach der Hauptstadt von Tibet.

Etwa 160 Kilometer nördlich von dem Himalaja-Gebirge, weit im Innern des Landes, liegt die von heiligen Bergen umgebene tibetische Hauptstadt Lhasa, die ein-

Tangutische Räuber.

zige Stadt der Welt, die von keinem Abendländer betreten werden darf. Viele Reisende des 19. Jahrhunderts haben ihren Ehrgeiz darein gesetzt, hinein zu gelangen, aber eine Expedition nach der andern mußte umkehren, ohne das ersehnte Ziel auch nur erblickt zu haben, selbst wenn die Reisenden schon die gefährlichen Pässe überschritten hatten, die über die das Land im Süden und Westen einschließenden Gebirgszüge führen. Huc und Gabet sind wahrscheinlich die letzten Europäer gewesen, die — im Jahr 1846 — nach Lhasa kamen, und ihnen und einem indischen Gelehrten, der einige Zeit dort lebte, verdanken wir die spärlichen Nachrichten, die wir über diese Stadt haben. Die Versuche von Prschewalski, Bonvalot, Rockhill, Landor, Sven Hedin und anderen, bis in die verbotene Stadt vorzudringen, waren alle vergeblich; entweder wurden die Reisenden durch den Befehl der Beamten zur Umkehr gezwungen, oder konnten sie wegen der Schwierigkeiten und Strapazen die Reise nicht fortsetzen. Reisende, Naturforscher, Missionare, — alle warten mit Spannung darauf, daß die Schranken fallen, die so lange dem Fortschritt der christlichen Kultur hemmend im Wege stehen.

Während unseres dreijährigen Aufenthalts in Kumbum und Donkyr hatten wir fast täglich von Lhasa gesprochen. Die vier Kushok und besonders Shar-je-ja-ba erzählten uns viel von der Stadt und ihrer Umgebung, von den großen Tempeln, den hochverehrten Priestern und dem erhabenen Dalai Lama. Mina Fuyeh hatte uns von der heiligen Schule dort berichtet, die von Lamas aus ganz Tibet besucht wird, die dort die tiefen Lehren das Sakya Muni studieren; und von den Scharen von Pilgern, die sich für monatelanges mühsames Reisen reich belohnt fühlen, wenn sie in dem von fünf goldenen Kuppeln gekrönten Tempel des Dalai Lama anbeten dürfen und durch die

Berührung seines magischen Zepters seinen Segen erlangen. Man kann sich nicht wundern, daß es der höchste Wunsch eines jeden Lama ist, in dieser geheimnisvollen Stadt der Weisheit zu studieren und ihre Gottesdienste zu besuchen. Viele, die es nicht erschwingen können, auf bequeme Art zu reisen, machen den ganzen Weg zu Fuß und betteln unterwegs. Mina Fuyeh sagte oft, eine Reise nach Lhasa würde ihn ein ganzes Vermögen kosten, denn da er selbst einen so hohen Rang einnehme, müßte er dem Dalai Lama und den Tempeln sehr große Geschenke machen, sonst würde man ihm nicht mit der ihm gebührenden Achtung begegnen. Mina Fuyeh hatte eine sehr bequeme Entschuldigung dafür, daß er die Reise nach Lhasa unterließ, er sagte, er habe dem Dalai Lama in seiner früheren Verkörperung seine Huldigung dargebracht, und wolle nun erst in seiner nächsten wieder nach Lhasa gehen.

Wir hofften und glaubten, daß eine Zeit kommen werde, in der das Evangelium nicht nur den Nomaden der tibetischen Hochebene, sondern auch denen der Hauptstadt gepredigt werden würde. Es mußte aber jemand den Anfang damit machen, mußte die Reise wagen, mußte mit den Schwierigkeiten kämpfen. Die Pionierarbeit auf dem Missionsfeld hat von den Tagen des Apostels Paulus bis auf heute herrliche Erfolge gehabt, aber auch ihre Märtyrer gefordert. Die Erschließung Afrikas hat einem Livingstone das Leben gekostet, die Christianisierung der Südseeinseln hatte den grausamen Tod von John Williams zur Folge; der Triumphzug des Kreuzes in Uganda ging über den Leichnam des ermordeten Hannington; kann also Tibet christianisiert, kann die Lehre Jesu in der Feste des Buddhismus verkündet werden ohne Verfolgung und Leiden, ohne Tränen und Blut?

Wie ich schon früher gesagt habe, fühlten mein Mann

und ich uns dazu berufen, solche Pionierarbeit zu tun; es war uns vergönnt gewesen, unter den Tanguten des Kuku-nor zu predigen, zu lehren, ihnen mit unserer ärztlichen Kunst zu dienen und die heilige Schrift unter ihnen zu verbreiten. Nun waren wir ganz bereit, in ein noch weiteres und bis jetzt unbekanntes Arbeitsfeld einzutreten. Kein einziger Missionar arbeitet in dem Lhasa-Distrikt, und doch hat der Herr den Befehl gegeben, „predigt das Evangelium aller Kreatur." Wir hatten Gott gebeten, daß er uns den Weg in das Innere des Landes auftun, unsere Schritte leiten und uns die nötigen Mittel zu der Reise schenken möge, und dann hatten wir ruhig zugewartet. Nun war unser Gebet erhört worden, und obgleich wir ja nicht wissen konnten, ob unser Unternehmen Erfolg haben werde, freuten wir uns, daß es uns beschieden wurde, zum erstenmal den Namen Jesu in einem Land zu verkündigen, in dem er noch nie gehört worden war. Ob wir bis nach Lhasa vordringen konnten, war natürlich ganz unsicher. Zunächst wollten wir nur möglichst in die Nähe dieser Stadt kommen, wollten uns dann etwa ein Jahr in Inner-Tibet aufhalten, dort wie hier im Grenzland das Vertrauen der Leute gewinnen, und dann unter Umständen, wenn es Gottes Wille wäre, die Hauptstadt selbst besuchen. Auf der Reise wollten wir Punkte ins Auge fassen, wo man später vielleicht Missionsstationen gründen konnte, wir wollten auch darüber mit den verschiedenen Stämmen sprechen und hören, wie sie sich dazu stellten. Wir hatten uns auch große Vorräte von Bibelteilen bestellt, um sie unterwegs auszuteilen. Ich möchte noch einmal ausdrücklich betonen, daß wir diese Reise nur um der Mission willen unternahmen, nicht um Abenteuer zu suchen oder Entdeckungen zu machen. Wir wollten unsern Mitmenschen die Wahrheit verkündigen, damit auch

sie des Segens teilhaftig würden, den Gott für die ganze Menschheit bestimmt hat. Sollte auch unser Werk scheinbar mißlingen, so hatten wir dann doch wenigstens einen Weg geebnet, und zur rechten Zeit würden sich dann auch neue Arbeiter für die Fortsetzung unseres Werkes finden.

Menschlich betrachtet hatte unser Unternehmen durchaus nichts Verlockendes. Die Chinesen und Tibeter, die an der Grenze wohnen, fürchten sich alle vor den Schwierigkeiten, die eine Reise nach Lhasa bietet, denn der Weg führt durch von Räubern unsicher gemachte Gegenden, über hohe Gebirgspässe und breite Ströme. Wir hatten diese Befürchtungen zuerst auch geteilt, aber durch unsere Erlebnisse während des Aufstands, durch den nahen Verkehr mit dem Volk, der uns durch unsern Aufenthalt bei dem Abt vermittelt worden war, und vor allem durch unsere Reisen unter den Nomaden des Kuku-nor hatten wir alle Furcht verloren. Häufige Gespräche mit Kaufleuten, Lamas und auch Frauen, die den Weg nach Lhasa schon mehrmals gemacht hatten, benahmen uns die Angst vor den Pässen, den Flüssen, den Wüsten und den schrecklichen Winden, die uns andere eingeflößt hatten, und Inner-Tibet schien uns gar nicht mehr so weit entfernt und so unmöglich zu zu erreichen, als man es uns zuerst vorgestellt hatte.

Shar-je-ja-ba und viele andere versicherten uns, daß wir soweit wir wollten, selbst bis auf eine Tagereise von Lhasa ins Land vordringen und uns aufhalten könnten, solang es uns beliebe, wenn wir nur nicht versuchten, die heilige Stadt selbst zu betreten, da die Berührung mit einem Abendländer ihren Hohenpriester verunreinigen würde.

Mein Mann bewarb sich bei dem Amban in Sining um einen Paß, weil er wußte, daß ein solcher uns das Wohlwollen des Volks in Gegenden, in denen wir noch unbekannt waren, sichern würde. Sonst vermieden es die Reisen-

den sorgfältig, den chinesischen Beamten etwas von ihrer Absicht, in das Innere zu reisen, merken zu lassen, da sie dieser jedenfalls daran verhindern würde; aber wir hatten durch unsere Hilfe in dem Krieg so viel Anerkennung erfahren, daß wir es uns wohl erlauben konnten, diesen Mann um einen Paß zu bitten. Er war denn auch sehr freundlich, sagte aber, so gern er uns helfen möchte, könne er uns doch keinen Paß geben, da unsere chinesischen Pässe nur für die Provinzen Setschuen und Kansu ausgestellt seien. Mein Mann bat ihn dann, uns in einem Schreiben zu bezeugen, daß wir friedliche Leute seien, von denen niemand etwas zu fürchten habe. Dazu ließ er sich gern bereit finden, als wir aber hörten, daß er sein amtliches Siegel nicht beifügen konnte, dankten wir für den Brief, denn ohne dieses Siegel hätten die Leute das Schreiben für eine Fälschung gehalten, und es hätte uns mehr geschadet als genützt. Der Amban sagte uns aber, er werde unsere Reise nicht verhindern, und wir könnten gehen und bleiben wohin und so lange wir wollten.

Als unser Reiseplan bekannt wurde, versuchten unsere eingeborenen Freunde zuerst, uns davon abzubringen, aber schließlich halfen sie uns nach Kräften bei unsern Vorbereitungen. Und ohne diese Hilfe wären wir übel daran gewesen, denn in einem Land wie Tibet wissen die Eingeborenen natürlich am besten, wie man sich die nötigen Tiere, die Packsättel und die Lebensmittel verschafft. In dieser Zeit war uns unser Diener Rahim von unschätzbarem Wert, denn er förderte unsere Reise wie kein anderer es getan hätte; unser Weg lag nämlich in der Richtung seiner Heimat Ladak, und er freute sich sehr darauf, seine Mutter und seine Verwandten, die ihn wahrscheinlich schon als tot beweinten, wiederzusehen. Zuerst galt es zu überlegen, wie viele Diener wir mitnehmen wollten; nach ihrer Zahl mußten

die Speisevorräte bemessen und die Zahl der zu kaufenden Tiere festgestellt werden. Auch ohne Rahims Warnung, der einmal in einer menschenleeren Gegend des Innern fast verhungert wäre, wußten wir, wie gefährlich es war, zu wenig Nahrungsmittel mitzunehmen. Wir wollten jedenfalls nicht von der Gnade der kleinen Häuptlinge abhängig sein, die oft, wenn man ihren Wünschen nicht nachkommt, ihrem Volk verbieten, den Reisenden Speise zu verkaufen. So beschlossen wir, Vorräte für zwei Jahre mitzunehmen; denn wir hofften, unsere Reise so lange ausdehnen zu können. Unsere Karawane wollten wir so klein als möglich machen; erstens erregte sie dann weniger Argwohn und Habgier, und zweitens mußten wir dann weniger Speise mit uns nehmen. Außer Rahim sollten uns nur noch zwei Männer begleiten; so hatten wir also fünf Reittiere nötig, und für das Gepäck zwölf Lasttiere. Außerdem schickten wir noch einige Kamelslasten voraus nach dem Tsaidam, einer mongolischen Niederlassung, die wir in einem Monat zu erreichen hofften.

Wir beschlossen, Mitte Mai 1898 unsere Reise anzutreten; wir wollten uns nämlich zuerst einer großen Handelskarawane von Kopas anschließen, von denen wir viele kannten, und die um diese Zeit von Donkyr aufbrach. In Donkyr ging es damals sehr lebhaft zu, bis diese ungeheure Karawane zum Aufbruch sich fertig gemacht und mit Tieren, Speisevorräten u. s. w. versehen hatte. Die Herreise aus Tibet machen die Kopas gewöhnlich mit Yaks, aber sie verkaufen dann diese an der Grenze und nehmen für den Rückweg Maultiere, für die im Innern ein hoher Preis bezahlt wird.

Wir hielten es nicht für klug, Maultiere mitzunehmen, da diese die Kälte nicht so gut ertragen wie die Pferde. Bis wir die Pferde angeschafft hatten, bot unser Hof oft

ein merkwürdiges Bild, und es war ganz erstaunlich, was für Tiere uns zum Verkauf angeboten wurden. Die Leute dachten nämlich, wir Fremden verstünden nichts vom Pferdehandel. Natürlich mußten wir auch Packsättel für unsere Lastpferde kaufen, und da galt es sehr vorsichtig sein, daß man uns nicht Sättel, die nur für Yaks gebraucht werden können, anhängte. Bei einem Schmied bestellten wir die eisernen Fesseln für die Pferde, die man ihnen über Nacht anlegt, damit sie nicht gestohlen werden. Während all dies Handeln und Kaufen vor sich ging, beschäftigten wir auch noch eine Anzahl Schneider und Frauen, die uns unsere tibetischen Reisekleidung machen mußten. Wir hatten schon die chinesischen Schneider als eine Plage empfunden, aber mit den tibetischen und mongolischen waren wir noch viel übler daran. Wir hätten es uns nie träumen lassen, daß uns unsere Kleidung so viel Not machen und daß wir so viel verschiedene Arbeiter dazu brauchen würden; denn der eine, der das Zuschneiden verstand, konnte nicht nähen, und umgekehrt; so machte schließlich ein Lama unsere guten Tuchkleider, ein Kopa verarbeitete den tibetischen Wollstoff und eine Mongolin nähte die Unterkleider und Kragen und verzierte sie mit seidenen Stichen. Unser kleiner Charlie hatte englische Kleidchen, aber außerdem bekam er noch ein Pelsjäckchen, einen Pelzmantel und Pelzschuhe, und für festliche Gelegenheiten ein tibetisches Kleidchen mit Schärpe. Niemand war vergnügter als er in dieser geschäftsvollen Zeit, denn Rahim hatte ihn beim Einkaufen und Handeln immer auf dem Arm, und wenn die Eingeborenen beim Feilschen einen rechten Lärm verführten, so gefiel ihm das besonders gut.

Am 5. April hatten wir einen interessanten Besuch von dem Korluk peisi, der, wie uns die Mongolen berichteten, der größte Fürst des Tsaidam war; sein Land ist vier

Tagereisen nördlich von Barong, einem Ort, der an der Straße nach Lhasa liegt. Er war ein großer, stattlicher Mann von echt mongolischem Typus; er trug schöne Kleider und hatte einen dunkelroten Turban, den er viele Ellen lang um den Kopf gewunden hatte. Ungefähr 50 Mongolen begleiteten ihn, darunter waren auch seine Schwester und verschiedene andere Frauen. Diese waren groß und einige davon jung und sehr hübsch. Sie trugen alle neue Kleider von Schafspelz, die unten und an den Seiten einen roten Besatz hatten. Unter dem Pelz hatten sie weiße Jacken mit grünem Besatz, der mit bunter Seide bestickt war; von einem Ohrring zum andern hing eine lange Perlschnur. Amulette und eine silberne Weinflasche hatten sie auch an sich hängen. Die Hände waren reich mit Ringen geschmückt und auf dem Kopf trugen sie einen kleinen Hut, der mit Lämmerpelz garniert war und auf dem spitzen Kopf eine rote Quaste hatte und ihnen ganz gut stand. Sie waren alle sehr vergnügt bei dem Besuch, lachten über Charlie, über die Nähmaschine und über ein paar Püppchen, die ihnen ganz besondere Freude machten.

Der Häuptling wollte durchaus ein paar Hosen auf der Maschine genäht haben, und so schickte er einen Mann fort, um Stoff zu holen; aber als der Stoff da war, konnte niemand die Hosen zuschneiden, und so gab ihm mein Mann ein Paar von den seinen. Er beschenkte uns dann mit einem Stück Wollstoff und mit Zucker und mietete zwei Kamele für uns, die einen Teil unseres Gepäcks nach dem Tsaidam voraus bringen sollten. Wir mußten diese Lasten am nächsten Morgen bereit haben, und so hatten wir bis spät in die Nacht zu tun; in aller Frühe wurde sie von den Mongolen abgeholt. Wir waren froh, daß nun wenigstens ein Teil unseres Gepäcks abgegangen war, aber wir hatten noch viele Vorbereitungen für die Reise

zu treffen. Der guten Ani war keine Arbeit zu viel und sie tat alles, um uns zu helfen, aber es kamen ihr oft die Tränen, wenn sie mich und das Kind ansah; sie dachte wohl, wie einsam sie sein würde nach unserer Abreise, und welche Gefahren uns drohten und unsere Rückkehr nach Donkyr vielleicht unmöglich machten. Die Liebe, die ich von den eingeborenen Frauen erfahren durfte, rührt mich noch heute, und ich wollte, ich könnte mehr für sie tun, damit sie zu der Freiheit gelangen, die allen Frauen durch das Evangelium gebracht wird.

Am 20. Mai waren wir reisefertig; nun mußten wir unser Heim verlassen, in dem wir so glücklich gewesen waren, und es galt von allem was uns lieb geworden war, von allen Freunden und Bekannten Abschied zu nehmen und in die Fremde zu ziehen, in der uns nicht einmal mehr Briefe und Nachrichten aus der Heimat erreichen konnten.

Wir hielten es für geraten, unser Haus in Donkyr aufzugeben und drei Zimmer zu mieten, in denen wir Bücher, unsere Nähmaschine und unsere übrigen Habseligkeiten unterbrachten. Natürlich wurde durch diesen Umzug unsere Arbeit auch noch vermehrt.

Wir hatten die größten Schwierigkeiten, bis wir zwei Männer fanden, die willens waren, uns auf der Reise zu begleiten; lange meldete sich niemand, weil die Leute die Gefahren einer Reise ins Innere fürchteten, umsomehr als Hauptmann Wellbys Reisebegleiter sehr übertriebene Schilderungen von diesen Gefahren gemacht hatten. Endlich verschafften uns gute Freunde zwei Männer, die sowohl Tibetisch als Mongolisch und Chinesisch sprachen. Der Ältere namens Jasi war sehr groß und dunkel; er war gut gekleidet und trug einen Ring im linken Ohr; er hatte etwas Prahlerisches in seinem Auftreten, kannte Land und Leute und erklärte, er gehe überall hin, wo es der fremde

Lehrer haben wolle. Der Jüngere, Ga-tschuen-tsi, war ein kleiner, dickbackiger, lustiger Kerl von 22 Jahren, der immer vergnügt war, außer wenn Jasi, den er ein bischen fürchtete, ihn drunten hielt. Rahim, der eine Art Aufseher war, verstand es sehr gut, mit den Leuten von Inner-Tibet zu verkehren; Jasi hatte eine Jantsi-Frau und stellte sich deshalb mit diesem Stamm besonders freundlich, während Ga-tschuen-tsi mit den Mongolen vertraut war. Wir gaben diesen Dienern Kleider und Betten, wie es üblich war, und hinterließen den Verwandten der beiden Männer, die wir zuletzt gedingt hatten, einen Teil des Lohnes. Es wurde ein Vertrag unterzeichnet, in dem wir versprachen, für den Fall, daß wir die Diener zurückschickten, jedem ein Pferd und Speise mitzugeben, und wenn wir mit ihren Diensten zufrieden waren, auch noch eine Flinte.

Wir nahmen hauptsächlich inländische Nahrungsmittel mit auf die Reise: Gersten- und Weizenmehl, Makkaroni, Reis, Butter, Ziegeltee und Zucker. Außerdem hatten wir noch einige andere, hauptsächlich für Charlie bestimmte Sachen, wie Milch, Sago, Tapioca, Stärkmehl, Arrowroot, Hafermehl und etwas Fleischextrakt. Das Mehl und der Reis wurden in weiße, mit grobem Wollstoff gefütterte Drillsäcke verpackt; jeder Sack wog eine halbe Pferdelast. Die übrigen Lebensmittel kamen in Kisten, sowie auch die Tauschwaren, die hauptsächlich aus Knöpfen, Nadeln, Seide, Gold- und Silberfaden, Stoffen, Otterpelz und Stiefeln bestanden. Das übrige Gepäck enthielt unsere Arzneimittel, Betten, Instrumente, Bücher und allerlei Kleinigkeiten. Zelte hatten wir zwei, ein kleines, weißes, das sehr warm war, und ein großes, dunkelblaues, mit den dazu gehörigen Zeltpflöcken. Das war unsere Reiseausrüstung.

12. Der Abschied von Donkyr.

Bei Tagesanbruch des 20. Mai 1898 waren mit Hilfe unserer Diener unsere Vorbereitungen nahezu beendigt. Noch ein Pferd mußten wir kaufen, und da die Leute wußten, daß wir Eile hatten, ließen sie uns natürlich den doppelten Preis dafür bezahlen. Als wir gefrühstückt hatten, wurden die letzten Stücke unserer Haushaltung in Donkyr, die großen Kochtöpfe, vom Herd genommen und zu unsern übrigen Sachen gebracht, für die wir einen Raum gemietet hatten. Türen und Fenster wurden zum Schutz gegen Diebe von einem chinesischen Kaufmann und meinem Mann mit Siegeln versehen. Unsere Freunde brachten uns noch Abschiedsgeschenke verschiedener Art, hauptsächlich Eßwaren für die Reise. Ani und Doma, die nicht hinter den andern zurückbleiben wollten, schenkten uns kunstvoll geflochtene Bänder, zum Befestigen der Eßstäbe am Gürtel. Nun wurde ein Pferd nach dem andern gesattelt und dann auf die Straße geführt, um dort beladen zu werden. In der ganzen Straße standen die Frauen und Kinder unter den Torwegen, um das ungewöhliche Schauspiel mit anzusehen. Wir hätten kein größeres Aufsehen erregen können, wenn wir hohe Beamte oder vornehme buddhistische Würdenträger auf der Wallfahrt zu einem fernen Heiligtum gewesen wären.

Sobald die Tiere alle beladen waren, setzte sich die Karawane langsam in der Richtung nach dem Westtor in Bewegung. Da mein Mann und ich wußten, daß wir sie leicht einholen konnten, blieben wir noch etwas zurück; unsere treue alte Ani brachte uns heißen Tee; dann gingen wir noch einmal durch alle Räume des Hauses, das uns so lieb geworden war. Hatten wir vielleicht, uns selbst unbewußt, eine Ahnung, daß wir es lange, vielleicht nie wieder betreten würden?

Nun sagten wir unsern chinesischen Freunden, von denen wir manchen wirklich nahe gekommen waren, Lebewohl und machten uns betrübten Herzens auf den Weg; viele Tibeter und Mongolen, Männer, Weiber und Kinder, gaben uns das Geleite, und es kam uns jetzt erst recht zum Bewußtsein, wie viele Freunde wir zurückließen. Am Stadttor wurde der letzte Abschied genommen; es war ein schweres Losreißen und es gab viele Tränen. Erst jetzt beim Scheiden spürten wir recht, welch starkes Band uns mit den Eingeborenen verknüpfte; die Zukunft war uns verhüllt, sonst hätten wir wohl gezaudert und wären noch lange im lieben alten Donkyr geblieben.

Noch nie hatten wir das Land so schön gesehen; die Gemüsegärten und die Felder prangten im frischesten Grün, der Fluß glänzte und ein blauer Dunst hing über die fernen Bergspitzen. Wir waren voll guter Hoffnung, daß sich uns in dem fremden Land ein neues Arbeitsfeld auftun und uns für den schweren Abschied von Donkyr entschädigen würde.

Wir wurden aber plötzlich aus unsern Zukunftsträumen in die Gegenwart zurückversetzt; denn wir kamen gerade dazu, wie eines unserer Pferde seine Last, die es durchaus nicht tragen wollte, abwarf und dabei den Sattel zerbrach. Man konnte dieses Tier nicht dazu bringen, Gepäck zu tragen, während es sich ganz gut zum Reitpferd eignete. Wir machten an diesem ersten Reisetag dieselben Erfahrungen, die bei allen Karawanen vorkommen; wir hatten unsere liebe Not mit den Lasttieren und mußten fortwährend umsatteln und neu aufladen.

Um fünf Uhr abends erreichten wir ein Dorf, bei dem wir unsere Zelte aufschlugen. Ga-tschuen-tsi bemühte sich, diesen ein möglichst prächtiges Aussehen zu geben, weil er Verwandte im Dorf hatte und vor diesen etwas

großtun wollte. Es gab nun ein Festessen, und beim Abschied wurden uns Kartoffeln, Kuchen, Brot und Milch zum Geschenk gebracht, sowie Erbsen und Stroh für die Pferde. Dies war das letzte Stück bebauten Landes, durch das wir kamen, alles übrige gehörte zu dem sogenannten Tsao-ti oder Grasland.

Am nächsten Morgen brachen wir wieder auf, denn wir wollten den Sonntag in dem Kloster Gomba Soma (S. 25) zubringen, das wir auch nach kurzer Zeit erreichten. Hier war die Heimat von Tsanga Fuyeh, der uns durch die Empfehlung unserer ärztlichen Kunst so viele Freunde gewonnen hatte. Der gute alte Mann besuchte uns in unserem Zelt; er warnte uns sehr vor den Gebirgspässen und den Räubern und bat uns, wir möchten doch nach Donkyr zurückkehren, ehe er sterbe; er möchte uns so gerne noch einmal sehen. Tsanga Fuyeh schenkte uns ein schönes Gefäß und ein gesatteltes Pferd. Wir gaben ihm ein Gegengeschenk in Gestalt eines Federkissens, das in seinen Augen ein ganz wunderbares Ding war. Eine Weile war er ganz außer sich vor Freude darüber; er schüttelte es immer wieder und setzte sich dann wieder darauf.

Am Sonntagabend trafen noch andere Reisende ein und schlugen ihr Lager neben uns auf. Es war die Frau eines Mongolenfürsten mit ihrem Knaben, und eine andere Mongolin mit ihrem Töchterchen und einigen Begleitern. Die beiden Kinder waren verlobt und wurden nun nach Lhasa gebracht, um von dem Dalai Lama gesegnet zu werden, ehe sie sich heirateten. Diese Mongolen forderten uns auf, mit ihnen zu reisen; da sie sich aber immer schon vor Tagesanbruch auf den Weg machten, brachen wir gewöhnlich etwas später auf und schlugen, wenn wir sie eingeholt hatten, unser Lager neben dem ihrigen auf. Die Frauen luden mich dann mit Charlie ein, in ihr Zelt zu

kommen, um auszuruhen und Tee zu trinken; die Männer halfen beim Abladen der Tiere und beim Aufrichten der Zelte. Die Eingeborenen verstehen es sehr gut, sich schöne Lagerplätze auszusuchen, und ein solches Lager mit seinen verschieden geformten weißen Zelten, mit den vielen Pferden und Maultieren, die in dem üppigen Gras weideten, bot wirklich einen reizenden, poetischen Anblick. Gegen Abend gingen die Männer aus den Zelten, um die Tiere heimzutreiben, die dann ihre Portion Erbsen bekamen. Die Maultiere waren völlig zahm und kamen oft bis an die Zelttüren, wo sie herumschnüffelten und um Futter bettelten. Wenn dann die Tiere angebunden und für den folgenden Morgen gesattelt waren, tranken die Männer ihren Tee, und mit Einbruch der Dämmerung hörte man von überallher das von Glockengeklingel begleitete Singen der Gebete.

Am Anfang unserer Reise machten wir durchschnittlich 18 Kilometer täglich. Die Gegend, durch die wir kamen, war grasreich und gut bewässert und an allen geschützten Stellen, wo es viel Futter gab, waren die Zelte der Mongolen aufgeschlagen. Wir hatten wieder die Ufer des Kuku-nor erreicht, den wir nördlich umgingen. Jetzt mußten wir uns leider von unsern mongolischen Reisegefährten trennen, da sie auch am Sonntag, an dem wir zu ruhen pflegten, ihre Wanderung fortsetzten. Unsere Reise ging nun zunächst durch eine von Räubern unsicher gemachte Gegend, und es war uns nicht sehr behaglich zu Mut, als wir bemerkten, daß wir von vier Männern genau beobachtet wurden. Diese verschwanden plötzlich hinter einem Hügel, tauchten aber nach kurzer Zeit wieder auf und näherten sich der Straße. Sie waren gut bewaffnet; als sie aber bemerkten, daß unsere Leute auch ihre Gewehre bereit *hielten, um* unser Hab und Gut zu verteidigen, kamen sie

nur heran, um einige Fragen zu stellen, und ritten dann wieder davon.

Kurz nachher trafen wir mit der Karawane des Häuptlings der Wortug-Tibeter zusammen, der uns sagte, daß die vier Männer wirklich Räuber gewesen seien. Wir durchritten nun das beinahe trockene Flußbett des Buchain-gol, des bedeutendsten Flusses dieser Gegend, und lagerten uns an einem seiner Nebenflüsse. Hier sahen wir große Herden von Kiang oder wilden Maultieren, die aber von den Chinesen als wilde Pferde bezeichnet werden. Diese Tiere haben eine sehr hübsche Farbe, hellbraun auf dem Rücken und weiß am Bauch; sie haben lange Ohren und Schwänze wie die gewöhnlichen Maultiere, und man findet sie immer in Herden oder Familien beisammen. Wenn sie traben oder galoppieren, geht immer eins hinter dem andern. Diese Tiere waren außerordentlich keck; sie kamen bis an unsere Zelte heran und mischten sich unter unsere Pferde; doch sind die Versuche, sie zu zähmen und sie zu Haustieren zu machen, bis jetzt vergeblich gewesen. Da es hier sehr gutes Gras gab, hielten wir einen Rasttag, und Rahim verschaffte uns eine treffliche Mahlzeit; er brachte uns nämlich zwölf Fische, die er mit den Händen im Fluß gefangen hatte.

Nun kamen wir in eine unfruchtbare Gegend und über einen Paß, auf dessen Höhe wir einen sogenannten Obo, einen großen Steinhaufen, fanden, von dem Gebetsfahnen herabwehten. Man sieht diese Steinhaufen beinahe auf allen Pässen; ursprünglich sollten sie wohl Wegzeiger sein, wie die Erdhaufen, die jetzt noch diesem Zweck dienen, aber jetzt haben sie eine religiöse Bedeutung. Jeder Eingeborene, der auf der Paßhöhe den Obo erreicht, wirft einen Stein darauf; dann geht er auf die rechte Seite des Haufens und singt dem Berggott ein Danklied für seine Hilfe beim Aufstieg. Wir waren oft Zeugen dieser

merkwürdigen Zeremonie, und unsere Begleiter waren höchst verwundert, daß wir sie nicht auch mitmachten. Einen ganzen Tag mußten wir nach Wasser suchen; endlich erblickten wir zu unserer Freude einen glänzenden See, aber es war ein beinahe ausgetrockneter Salzsee (der Dalai-dabassu-nor). Wir lenkten nun etwas von der in südwestlicher Richtung führenden Straße ab und fanden etwa 15 Kilometer nördlich von dem See gutes Gras und frisches Wasser; wir hörten, daß die Eingeborenen an der scheinbaren Dürre schuld waren. Sie hatten hier das Wasser abgeleitet, um ein anderes Stück Land zu bewässern. Früher waren die Leute in dieser Gegend wohlhabend, aber die Südtibeter raubten ihnen bei einem Überfall 50 000 Stück Vieh und Schafe, und seither sind sie verarmt. Da wir nun durch eine Sumpfgegend reisen mußten und den Weg nicht genau wußten, mieteten wir zwei Mongolen, die uns bis Barong begleiten sollten. Der Landessitte gemäß bezahlten wir ihren Lohn einer Mittelsperson, einem eingeborenen Doktor, voraus, der sich für das gute Betragen und die Zuverlässigkeit der Leute verbürgen mußte. Diese beiden Mongolen waren charakteristische Typen ihres Stammes. Der eine, ein alter, magerer Mann mit scharfen Gesichtszügen, war sehr gesprächig und freundlich, der andere ein junger Lama mit vollem rundem Gesicht und rasiertem Kopf; seine Frau hatte er einem andern Mann in der Nähe von Barong gestohlen und er wollte es deshalb gerne vermeiden, in diese Gegend zu kommen. So oft man Leuten begegnete, versteckte er sich, aus Furcht, von ihnen erkannt zu werden. Die Mongolen bestanden zuerst darauf, die südliche Straße nach Barong einzuschlagen, weil sie kürzer und die Gefahr, im Sumpf zu verirren, nicht so groß war; aber da wir die Räuberhorden der Tibeter vom Gelben Fluß fürchteten, *entschlossen wir* uns doch, die nördliche Straße zu wählen.

Unser Weg führte über einen Paß, Shara Kuto genannt; stellenweise fand sich immer Gras und frisches Wasser, und die Leute in der Gegend schienen wohlhabend. Als wir wieder in die Ebene kamen, sahen wir Bäume, die ersten, seit wir unterwegs waren, und freuten uns, daß wir unser Lager auch wieder einmal auf ebenem Boden aufschlagen konnten. Wir befanden uns nun auf dem südlichen Ufer des Dulanflusses; der Pfad dem nördlichen Ufer entlang war sehr steinig, doch benützten ihn mein Mann und Rahim, während die übrige Karawane noch eine Zeitlang dem südlichen Ufer entlang zog und erst später über den Fluß setzte. Wir waren jetzt in Dulan Kao, dem Wohnsitz eines Häuptlings; hier gab es schönes Gras, aber auch ganze Mengen der blutdürstigsten Moskitos; die Mongolen hatten uns schon oft haarsträubende Geschichten über diese Landplage erzählt, und leider fanden wir dieselben nur zu wahr.

Nun hatten wir den Rand der sumpfartigen Ebene erreicht, durch den man nur auf ganz schmalen Pfaden wandern konnte, die uns die Führer zeigten. Infolge der trockenen Witterung war der Sumpf an den Stellen, durch die unser Weg führte, ganz ausgetrocknet und wir hatten nur einmal Schwierigkeiten, als wir über einen kleinen Fluß setzen mußten, der aber, wie uns die Mongolen versicherten, zur Regenzeit unüberschreitbar gewesen wäre. Als wir das Sumpfgebiet hinter uns hatten, befanden wir uns in der Nähe des Timurté-Gebirges und hatten auf unserem Weg, der in südwestlicher Richtung führte, zu beiden Seiten Gebirgszüge, die allmählich in ziemlich hohe Sandhügel ausliefen. Diese Sandhügel bezeichneten den Anfang der Wüste Koko-beileh, die wegen ihrer Unfruchtbarkeit nicht von Menschen bewohnt ist, aber von Herden von Antilopen und wilden Maultieren durch-

streift wird. Als wir eines Morgens unser Lager abschlugen, brachen plötzlich aus einem Gehölz in der Nähe sechs Rehe, denen ein Bär folgte. Rahim bat um Erlaubnis, den Bären zu erlegen, und machte sich zu seiner Verfolgung auf den Weg. Unser alter Mongole sah es aber nicht gern und sagte: „Diesem Tiere darf man nichts tun; das wird nicht gut ausfallen.“ Wir sahen, wie Rahim in einiger Entfernung vom Pferd stieg und es an einen Baum band; nun kam die Bärin zurück, um, wie wir später bemerkten, ihr Junges zu holen. Als der Mongole sie erblickte, sprang er vom Pferd, machte seine Flinte schußfertig und rief: „Er kommt, er kommt, er wird uns alle umbringen!“ Er erzählte, daß einmal acht Männer von einem Bären getötet worden seien, weil ihn einer von ihnen angegriffen hatte. Als aber mein Mann eben im Begriff war, Rahim zu Hilfe zu eilen, machten die Bären kehrt und eilten mit großen Sprüngen dem Berge zu. Rahims Pferd war inzwischen durchgegangen und er selbst kam ganz erschreckt zu uns zurück und sagte, der „wilde Mann“ (so nennen die Mongolen die Bären) habe sich aufgerichtet und ihn angeguckt; da habe er alle seine Patronen auf ihn abgefeuert, habe sein Schwert in die Hand genommen und sich davongeschlichen. Auf diese Erfahrung hin hatte Rahim kein Verlangen mehr, auf die Bärenjagd zu gehen.

Wir waren sehr froh, an den Ufern des Sulim-gol einen Lagerplatz zu finden, wo es gutes Wasser und reichlich Gras für unsere Tiere gab. Hier ging uns unser Lamaführer durch und nahm den Kochtopf und auch die Nahrungsmittel mit, die für ihn und seinen Kameraden für die Heimreise bestimmt waren. Ergetsu, unser nächstes Lager, war eine Oase in der Wüste; aber dann folgte eine mühsame *Wanderung* durch Sanddünen, bis wir an den Shara-gol

gelangten; hier ging unser zweiter Mongole durch. Die Moskitoplage war hier schrecklich; für mich und den Kleinen hatten wir Netze, und mein Mann unterhielt die ganze Nacht ein rauchiges Feuer in seinem Zelt. Nachdem wir an den Quellen des Tso-gol vorbeigekommen waren, verirrten wir uns und versuchten nun in einem ausgetrockneten Flußbett unsern Weg fortzusetzen. Gegen Abend trafen wir mit einigen Mongolen zusammen und auf ihre freundliche Einladung folgten wir ihnen in ihr Lager; sie führten uns durch ein Gehölz, in dem es eine Menge Spireen gab, die ganz den unsern glichen, nur daß die Blüten rosa waren. Wir hatten seit unserer Abreise von Donkyr keine Blumen mehr gesehen und freuten uns, welche pflücken zu können. Die mongolischen Frauen hatten sich die Blumen ins Haar gesteckt und schienen sich mit uns zu freuen, daß nun die öde Wüste ein Ende hatte und wir wieder in einem wasserreichen, grünenden Lande waren.

---

13. In dem Tsaidam.

Wir befanden uns nun in der großen Ebene, die sich nördlich von dem Kuenlun-Gebirge etwa 900 Kilometer von Osten nach Westen zieht. Diese Ebene wird von den Chinesen Wu-Tsaidam genannt, weil sie in fünf Staaten eingeteilt ist; Wu heißt nämlich fünf. Die Namen der Staaten sind Taidschiner, Karluk, Koko, Dsun und Barong (Barun). Der kleine Distrikt Schang im Osten von Barong wird auch noch zu dem Tsaidam gerechnet, wurde aber dem Dalai-Lama von den mongolischen Fürsten zum Geschenk gemacht und hat nun seine eigene Regierung, während die

übrigen Staaten von mongolischen Fürsten regiert werden, die jedoch unter der Oberhoheit des Amban von Sining stehen. Jeder dieser Fürsten bekommt jährlich von der Regierung ein Geschenk im Betrage von 100—1200 Taels*) und 4—8 Stück Atlas. Das Muster dieses Stoffes, der Mangtuan genannt wird, besteht aus eingewobenen gelben Drachen, er wird ausschließlich von Häuptlingen getragen und zur Ausschmückung von Tempeln benützt. Die Bevölkerung dieser fünf Staaten wird auf 8000—16000 Köpfe geschätzt; sie besteht hauptsächlich aus West-Mongolen, aber es gibt auch viele ost-mongolische Lamas darunter, die hier Frauen haben dürfen, während ihnen dies in Innertibet und der Mongolei verboten ist. Soviel wir erfahren konnten, herrscht unter den Tsaidam-Mongolen die Vielmännerei und es kommt oft vor, daß eine Ehe nur für eine bestimmte Zeit geschlossen wird; so nehmen sich z. B. chinesische, tibetische und mongolische Händler für ein halbes oder ganzes Jahr, wohl auch noch für länger eine Frau, und wenn sie dann in ihre Heimat zurückkehren, lassen sie die Kinder jener sogenannten Frau zurück. Die Bewohner des Tsaidam stehen noch in anderer Hinsicht auf einer sehr niederen Stufe der Zivilisation und der Menschlichkeit, nämlich in ihrer Behandlung der alten Leute. Häufig werden diese, sobald sie nicht mehr arbeitsfähig sind, aus dem Haus oder Zelt ausgestoßen und müssen den Rest ihrer Tage in einer Höhle oder auf dem Düngerhaufen zubringen, wo sie dann bald aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen. Meistens ist die Schwiegertochter an dieser Behandlung schuld; sobald sie nämlich als Frau ins Haus kommt, fängt sie an, die Eltern ihres Mannes zu tyrannisieren, verweigert ihnen den nötigen Unterhalt,

*) Tael = chinesische Münze, über 6 Mark.

macht ihnen das Leben so sauer wie möglich und hat keine Ruhe, bis der Mann sich in der Verzweiflung zu der greulichen Tat entschließt, die Eltern auszustoßen. Viele Eingeborene sprachen über diese Sache mit uns und sagten, man sei viel besser daran, wenn man nur Töchter habe und keine Söhne; denn dann laufe man nicht Gefahr, im Alter auf das Anstiften der Schwiegertöchter hinausgeworfen zu werden. Die kindliche Pietät, die bei den Chinesen oft zu weit getrieben wird, steht in einem starken Gegensatz zu dieser Sitte. Bei den Chinesen sind die alten Leute die Tyrannen; es kommt vor, daß sie ihre erwachsenen Kinder schlagen, ohne daß sich diese im geringsten dagegen wehren.

Die Mongolen sind auf ihre Art außerordentlich höflich. Wenn sich zwei Freunde begegnen, strecken sie beide Hände aus, die innere Handfläche nach oben gekehrt, machen eine anmutige Verbeugung und sprechen den Gruß »Amur sambina«. Der Dank für ein empfangenes Geschenk wird dadurch ausgedrückt, daß man es an die Stirn hält, in Worten wird nicht gedankt. Ihre Religon ist ebenso in die Augen fallend, wie ihre Höflichkeit. Während sie ihre täglichen Arbeiten verrichten, beim Wasserschöpfen, beim Besorgen des Viehs, beim Buttermachen, immer murmeln sie ihre Gebete. Außerdem sind in jeder mongolischen Ansiedelung eine Anzahl Lamas, die dort ihren Unterhalt bekommen und als Entgelt für die Leute Gebete singen müssen, damit sich diese noch mehr verdienstliche Werke zurechnen dürfen. Diese Mongolen wiesen die Evangelien, die wir ihnen in tibetischer Sprache anboten, zurück, während die tibetischen Händler, die wir unterwegs trafen, solche sehr gern annahmen. Die meisten Mongolen in dieser Gegend sind Nomaden, doch treiben manche dabei etwas Ackerbau, um die Gerste, die sie brauchen, zu gewinnen; alle müssen

dem Häuptling den Zehnten von ihren Einkünften geben. Sie wohnen in Zelten, denn die Häuser, aus denen die Dörfer bestehen, sind höchst gering und werden meist nur zum Aufbewahren von Vorräten benützt. Das Dorf Barong (Barun-kure), der Wohnsitz des Dzassak oder Häuptlings, besteht bloß in ein paar Lehmhütten und liegt nur 12 km vom Fuß des Kuenlun. Die bei den Mongolen gebräuchlichen Nahrungsmittel sind die gleichen wie bei den Tibetern; wie diese machen sie Wein und auch ein Getränk, Kumys genannt, das aus gegorener Stutenmilch bereitet wird.

Die Mongolen hier sind gutmütige, einfältige Leutchen und so feige, daß sie sich vor den Tibetern fürchten; ihre Ehrlichkeit ist sogar sprichwörtlich, doch lehrte uns die Erfahrung, ihnen nicht unbedingt zu vertrauen. Unser Lagerplatz lag diesmal ziemlich tief, in der Mitte einer großen mongolischen Niederlassung, so daß wir den Zelten ganz nahe waren.

Gras und Wasser waren hier ausgezeichnet, aber wenn es regnete, verwandelte sich der ganze Platz in einen förmlichen Schmutzteich, so daß wir Gräben ziehen mußten, damit uns das Wasser nicht in die Zelte lief. Unsere Lasten, die wir von Donkyr aus auf Kamelen vorausgeschickt hatten, waren gut angekommen und befanden sich in der Obhut des Häuptlings von Barong, aber da sowohl wir als auch unsere Pferde etwas Ruhe brauchten, hielten wir uns ein paar Tage auf unserem ersten Lagerplatz auf, ehe wir uns zu dem Häuptling auf den Weg machten. Wir benützten diese Zeit zum Briefeschreiben, unterhielten uns viel mit den Eingeborenen und machten Tauschgeschäfte mit ihnen.

Hier konnten wir uns an frischem Fleisch, Milch und Butter gütlich tun, nur mußte man vorsichtig sein, daß *man* nicht aus Kamelsmilch bereitete Butter bekam, die

auch zum Verkauf angeboten wurde. Vieh gab es hier sehr wenig, infolge einer schlimmen Seuche, der viele Tausend Rinder und Schafe zum Opfer gefallen waren, und auch infolge der räuberischen Einfälle der Goloks, der Todfeinde der Mongolen, vor denen sich diese sehr fürchten. Ich bekam oft Besuch von Frauen und jungen Mädchen, die Butter brachten, um dafür Seide und Goldfaden einzutauschen. Sie trugen gewöhnlich lange Kleider aus Tuch und kleine Jäckchen darunter. Das Haar hatten sie in viele kleine Zöpfchen gedreht, die hinten zu einem oder zwei größeren Zöpfen zusammengeflochten waren; zusammengehalten werden die Zöpfe durch einen schwarzen, mit Perlen bestickten Tuch- oder Samtstreifen. Außerdem schmückten sie ihre außerordentlich schmutzige Person mit einer Menge verschiedenfarbiger Perlen.

Unsere Pferde waren von der langen Wanderung schon recht ermüdet, und um sie zu schonen beschlossen wir, einige Kamele zu mieten, die unser Gepäck bis in das eine halbe Tagreise entfernte Lager des Häuptlings bringen sollten. Man braucht ein gut Teil Geduld, wenn man mit Mongolen einen Handel abschließen will, denn sie sind in diesem Stück schlau und berechnend und obendrein so veränderlich, daß man sie nur schwer dazu bringt, einen abgeschlossenen Vertrag auch wirklich einzuhalten. Zwei Mongolen hatten unsere Lasten besichtigt und hatten eine Anzahl Khatas als Angeld für ihre Dienste bekommen, erschienen dann aber am nächsten Morgen mit einer ganz ungenügenden Zahl von Kamelen, und brachten auch weder Stricke, noch die zur Unterlage für die Lasten nötigen Polster mit. Nun gab es eine lebhafte Auseinandersetzung, aber mein Mann bestand darauf, daß keines unserer Pferde nur das geringste tragen dürfe, weil er doch für die Kamele bezahlt hatte. Unter viel Gebrumme von seiten der Mongolen wurde nun

das Gepäck endlich aufgeladen, und wir machten uns auf den Weg. Zuerst ging's durch eine traurige Gegend, die fast den Eindruck einer Wüste machte; dann gelangten wir in eine sehr flache Ebene, auf der wir in einiger Entfernung Hunderte von Zelten erblickten. Wir alle freuten uns des Sonnenscheins und der frischen Luft und suchten uns in der Nähe eines Flusses einen hübschen Lagerplatz, auf dem viele blaue Schwertlilien wuchsen.

Wir waren nahe bei den Zelten des Häuptlings von Barong, und es erschienen gleich zwei Männer, um uns beim Aufrichten der unseren behilflich zu sein. Wir machten uns nun auf, um dem Häuptling unsere Geschenke zu überbringen und uns nach unserem Gepäck zu erkundigen, das unter seiner Obhut war. Wir erwarteten, diesen Mann freundlich und entgegenkommend zu finden, umsomehr als wir wertvolle Geschenke für ihn und seine Frau hatten, deren Gunst zu gewinnen uns die Mongolen in Donkyr besonders geraten hatten. Da wir es immer vermieden, unsern Kleinen bei den Dienern allein zu lassen, nahmen wir ihn und Rahim mit. Als wir an der Tür des Häuptlingszeltes ankamen, wurden wir von einigen Untergebenen begrüßt und erblickten nun einen etwa 37jährigen Mann in dunkelblauem Tuchgewand und einem kleinen, runden chinesischen Hut; das dicke Gesicht des Mannes hatte einen keineswegs liebenswürdigen Ausdruck. Der Häuptling saß auf Teppichen und es fiel ihm nicht ein, zu unserer Begrüßung aufzustehen, ein unverzeihlicher Verstoß gegen alle Formen der Höflichkeit. Wir waren eine solche Behandlung nicht gewöhnt, wußten aber gut, daß er uns dadurch eine hohe Meinung von seiner großen Würde einflößen wollte. Wir machten unsere Verbeugung und ließen uns auf Teppichen nieder, während uns die Frauen Tee in Porzellanschalen und in Fett geröstetes Brot und getrocknete

Früchte aufwarteten. Das große runde Zelt war aus Filz; es hatte eine runde Feuerstätte aus Lehm, darauf stand auf einem Dreifuß ein Topf, und um dem Rauch einen Ausweg zu verschaffen, war in der Mitte des Zeltes ein Loch angebracht. Die Teppiche, die den Boden bedeckten, und die vielen aufeinander gestellten Kisten ließen auf Reichtum schließen. Der Häuptling besaß auch ein kleines, etwa sechs Zoll hohes Bett, das er benützte, um nicht Rheumatismus zu bekommen, weil diese Krankheit nach dem Ausspruch der chinesischen Ärzte in der Erde steckt. Zu beiden Seiten des Häuptlings saß ein Lama; einer von diesen schien ganz in sein Gebet versunken, aber er sah und hörte doch alles, was vorging. Die Frau und das Töchterchen des Häuptlings waren in einem andern Teil des Zeltes. Wir hatten geglaubt, die Frau würde reinlich und gut gekleidet sein, sie unterschied sich aber in keinem dieser Stücke von den übrigen mongolischen Frauen. An der Tür saßen einige Männer und am Eingang drängte sich Kopf an Kopf. Die Nomaden-Häuptlinge haben keine so hohe Würde wie die chinesischen Mandarinen; der ärmste Mann darf in ihr Zelt eintreten und es wird ihm dort Tee aufgewartet, während er sein Geschäft abmacht. Der Häuptling sagte, unser Gepäck sei da und er wolle am nächsten Tag mit meinem Mann ins Dorf gehen, um es zu übergeben; als wir uns verabschiedeten, stand er auf, begleitete uns bis zur Tür und verbeugte sich. Ein altes Weib hielt einen großen wilden Hund fest, bis wir glücklich an ihm vorbei waren. Der Häuptling besuchte uns am folgenden Tag, brachte uns ein paar Pfund frische, ziemlich reine Butter, etwas Tschurma, und ein großes fettes Schaf. Wir hatten nicht nötig, uns um seine Gunst zu bemühen; er hatte es sich offenbar überlegt, daß es geraten sei, sich gut mit uns zu stellen, und da wir beabsichtigten,

uns etwas länger aufzuhalten, hoffte er auch wohl, daß ihm seine Liebenswürdigkeit etwas von uns eintragen werde. Das Wetter war jetzt prächtig; nach allen Seiten dehnte sich die mit Gras bedeckte Ebene, auf der sich unzählige Zelte mit den dazu gehörigen Viehherden befanden. In südlicher Richtung sahen wir den Nomoran und den Burkhan-Budda-Paß in dem Kuenlun-Gebirge; jenseits dieses Gebirges lag unser Ziel. Bei unserem Zelt hatte ein Erdsperling sein Nest mit fünf Eiern unter den Lilien versteckt; wir hatten eine große Freude daran, denn außer Raben und Habichten sah man fast keine Vögel.

Unsere Diener wechselten mit der Bereitung der Mahlzeiten ab; während der eine sich redlich Mühe mit dem Kochen gab, hütete der zweite unsern Charlie; der dritte besorgte das Amt eines Kammerdieners und hatte außerdem auch morgens und abends nach den Pferden zu sehen. Der Häuptling versorgte uns mit Brennmaterial, das hauptsächlich aus ausgegrabenen Wurzeln bestand, die seine Leute aus ziemlicher Entfernung herschaffen mußten. Nun konnten wir Brot backen und das war ein großes Ereignis. Wir besaßen einen Messingtopf mit einem dicht anschließenden Deckel. In diesen kam der Brotteig; nun wurde der Topf ins Feuer gestellt, man mußte aber vorsichtig sein, daß es nicht zu stark brannte. Auch Obstkuchen und anderes Backwerk buken wir in diesem Topf, wenn wir die nötigen Bestandteile dazu und genügend Brennmaterial hatten. Unser dreiwöchentlicher Aufenthalt im Tsaidam ist mir in lieblichster Erinnerung; da verlebten wir unsere letzten ruhigen Tage im Sonnenschein, ehe die Schatten des Leides unser Glück trübten. Ein Ereignis war die Feier des Geburtstages von Charlie am 30. Juni. Dazu wurde ein Geburtstagskuchen gemacht aus Mehl, *Zucker,* Butter und Rosinen, und der Häuptling erhielt eine

Einladung, den Kuchen verzehren zu helfen. Am Morgen des 30. Juni 1898 wurden zur Überraschung der Mongolen Flintenschüsse zu Ehren unseres kleinen Sohnes abgefeuert und noch größer war die Überraschung bei unsern Dienern, als wir sie herbeiriefen und jedem ein Geschenk gaben. Charlie war so munter und vergnügt in diesen Tagen, immer ertönte sein Lachen und Kreischen im Zelt und der Klang unseres Messingbeckens, das er als Trommel benützte.

Der Häuptling kam häufig zu uns und wir machten einige Tauschgeschäfte mit ihm. Wir hatten etwas Reis, um den wir gern Schafe einhandeln wollten, und da ihn der Häuptling haben wollte, durfte es niemand anders wagen, ein Angebot zu machen, denn ihm gebührt immer der Vorrang in allen Geschäften und er bekommt auch einen Anteil an dem Gewinn, wenn einer seiner Stammesgenossen einen guten Handel abschließt. Der Häuptling stellte sich als ein ganz niederträchtiger Mensch heraus; er versuchte, beim Wägen zu betrügen, forderte zu hohe Preise und machte es gerade wie die chinesischen Käufer, die, wenn ihnen etwas zugewogen oder zugemessen wird, immer betteln, man möchte noch etwas drein geben.

Ein alter Händler aus Donkyr, der sich den Sommer über in dem Tsaidam aufhielt, besuchte uns häufig in unserem Zelt; da er im August wieder nach Donkyr zurückkehrte, gaben wir ihm unsere Briefe für die Heimat mit und er versprach, sie gut zu besorgen. Doch erreichten diese Briefe mit ihren guten Nachrichten unsere Freunde in Kanada erst nach dem Brief, der ihnen von der Trübsal, die nachher über mich kam, Kunde gab.

Solange wir in dem Tsaidam waren, kauften wir elf Schafe und ziemlich viel Butter für unsere weitere Reise, auf der wir vielleicht einen Monat lang mit keinem Men-

schen zusammentreffen würden. Es war gut, daß wir mit Gerstenmehl versehen waren und uns dieses nicht auch von den Mongolen erhandeln mußten, denn sie verlangten sehr hohe Preise und es war überhaupt schwer, handelseinig mit ihnen zu werden, da sie überaus unbeständig sind. Auch große Feiglinge sind sie, und sie machten unsern Dienern furchtbar Angst vor den Gefahren der Reise, vor den Gebirgspässen und den Flüssen, aber hauptsächlich vor den Räubern, die uns sicher auflauern würden.

Wir hörten von einem jungen Lama, der sein kleines weißes Zelt neben dem des Häuptlings hatte, daß eine Karawane von Ost-Mongolen auf ihrem Weg nach Lhasa durch das Tsaidam komme und daß er sich ihnen anschließen werde. Wir beschlossen nun, zwei Tage nach dieser Karawane aufzubrechen, um ihrer Spur folgen zu können, da wir sonst in Gefahr waren, vom Weg abzukommen.

Unser längerer Aufenthalt in dem Tsaidam diente uns dazu, die Möglichkeit einer späteren Mission unter diesen Nomaden ins Auge zu fassen. Das Ergebnis unserer Beobachtungen war, daß es wohl möglich sein würde, während des Sommers hier Mission zu treiben, aber im Winter müßten die Missionare nach Donkyr zurückkehren. Um den Eingeborenen Vertrauen einzuflößen, müßte man auch immer etwas Handel mit ihnen treiben, denn sonst würden sie denken, die Fremden verschafften sich die Lebensmittel durch Zauberei.

14. Unbevölkerte Gegenden.

Das Kuenlun-Gebirge zieht sich ungefähr im 36. Grad nördlicher Breite in westöstlicher Richtung durch Tibet, und bildet eigentlich die Nordgrenze des unerforschten tibetischen Gebiets, das westlich von dem 93. Längengrad liegt. Diese Gebirgskette schließt das Tsaidam gegen Süden ab, und die Eingeborenen sehen es als die Grenzlinie an, bis zu der man gefahrlos reisen kann; denn ist man einmal südlich vom Kuenlun, dann drohen schreckliche Gefahren beim Überschreiten der Gebirgspässe und der Flüsse — von den Räubern ganz zu geschweigen.

Wie alle andern Karawanen hatten wir uns lang in dem Tsaidam ausgeruht, um Kraft zum Aufstieg und zum Überschreiten des Burkhan-Budda und anderer höherer Pässe zu sammeln, die wegen ihrer großen Höhe und wegen des Mangels an Weideplätzen von Mensch und Tier die größte Ausdauer verlangen.

Am Morgen, nachdem der Lama mit seinem Zelt verschwunden war, verließen auch wir das Lager des Häuptlings und bezogen den letzten Lagerplatz nördlich vom Gebirge.

Ich hatte bis jetzt die Schafe für sehr folgsame Tiere gehalten, die willig und ruhig ihrem Hirten folgen, aber wenn ich an jenen Tag in dem Tsaidam zurückdenke, wo die grüne Grasfläche immer durch verräterische Sümpfe unterbrochen wurde, fallen mir nur immer unsere Schafe ein, die in jeder andern Richtung davon sprangen und liefen, als in der, nach der sie gehen sollten; zuerst folgten sie des Häuptlings Herde, und als man sie glücklich von dieser weggebracht hatte, liefen sie gleich zu einer andern, angeführt von dem keckſten unter ihnen. Der arme Jasi und Ga-tschuen-tsi mußten ihnen bis in die Nacht hinein

nachlaufen und sie suchen. Wir machten aus unsern Zeltstangen ein Gestell, stellten unser Messingwaschbecken darauf, und zündeten ein großes Feuer darin an, das ihnen als Signal dienen sollte, damit sie sich nicht im Sumpf verirrten.

Nicht weit von uns war ein Zelt, in dem ein altes Ehepaar lebte; die gaben uns frische Milch, die wir am nächsten Morgen in Flaschen auf unterwegs mitnahmen. Aber welch traurige Einöde war diese Sumpfgegend: Sandhügel, Geröll und Gestrüpp; nirgends ein Zeichen des Lebens, kein fließendes Wasser; nur hie und da fanden wir einen Tümpel in einem Bewässerungsgraben, aber es war nicht genug, um uns und die Pferde zu erfrischen. Als es schon beinahe dunkel war, ging mein Mann voraus und fand einen Lagerplatz am Ufer eines großen Flusses, der in einem tiefen Bette dahinströmte, dicht am Fuß des Gebirges, das sich vor uns auftürmte. Wir fanden es fast grausam, die Pferde anzubinden, aber es war kein Hälmchen Gras in der Nähe, und wenn dies der Fall ist, laufen die Tiere weit weg um Futter zu suchen; so gaben wir ihnen etwas Gerste und rüsteten alles zu, um am nächsten Tag den Aufstieg zu dem Burkhan-Budda zu unternehmen. Kurz nach Tagesanbruch machten wir uns auf den Weg; zuerst ging's in einem ausgetrockneten Wasserlauf bergan, in dem keine Spur von Grün zu sehen war; aber überall umher lagen tote Yaks, von einigen nur noch die Gerippe, während andere erst kürzlich verendet waren; von diesen zählten wir zweiunddvierzig. Wir lagerten uns in einiger Entfernung von dem Gipfel, wo es Wasser und ziemlich gutes Gras gab. Wir waren hier in einer Einsenkung und sahen die Bergspitzen in ihren verschiedenen Formen und Farben sich bis in die Wolken erheben. Wir befanden uns in einer solchen Höhe, daß die Gegend, die wir eben

durchwandert hatten, wenn wir darauf zurückblickten, einer ganz andern, weit unter uns liegenden Welt anzugehören schien. Obgleich uns die Eingeborenen versichert hatten, daß es auf dem Paß immer regne, hatten wir doch schönes Wetter; aber niemand freute sich besonders darüber, da wir außer Rahim alle Kopfweh hatten; unser kleiner Charlie lag gern ganz still, und auch wir fanden, daß es uns wohler wurde, wenn wir uns ruhig hinlegten. Auf der Paßhöhe war ein großer Obo; unsere eingeborenen Begleiter warfen auch ihre Steine dazu und sangen den Geistern ein lautes, freudiges Danklied, daß sie ihnen beim Erklimmen des Berges geholfen hatten. Die Karawanen, die aus dem Innern kommen, haben hier immer große Verluste an Pferden und Yaks, weil die Tiere am Ende der Reise den großen Anstrengungen nicht mehr gewachsen sind.

Es war herrlich, als wir uns nach dem Abstieg auf rauhen Pfaden im üppigen Grasland am Ufer eines hübschen Stromes lagern konnten, wo es auch nicht an Gesträuch zur Feuerung fehlte. Wir folgten dem Lauf dieses Flusses eine Zeit lang und bogen dann in die Karawanenstraße ein, die uns wieder bergan führte. Diese ganze vierwöchentliche Reise war tatsächlich ein fortwährendes Auf und Ab, nicht nur was den Weg, sondern auch was unsern Bedarf an Gras und Brennholz betraf; an einem Tag hatten wir beides in Hülle und Fülle, am nächsten fehlte es gänzlich.

Einmal hatten wir einen prächtigen Lagerplatz an dem Ufer eines wasserreichen Flusses, der durch ein schönes Tal floß, an dessen Ausgang sich ein einzeln stehender Berg bis in die Wolken erhob und gleichsam wie eine Schildwache das Tal bewachte. Unsere Zelte standen inmitten reizender, rosaroter Primeln, die den Grasboden bedeckten. Aber der Sonnenschein dauerte nicht allzulange.

Während der Nacht fiel der Regen in Strömen und machte es uns unmöglich, am nächsten Morgen unsere Reise fortzusetzen; auch mußten unsere Diener 16 Kilometer weit gehen, bis sie etwas Brennholz fanden. Wir hielten es für klüger, unser Lager nun auf den Berg zu verlegen, denn wenn der Regen andauerte, konnte sich der jetzt so ruhig dahinfließende Fluß bald in einen reißenden Strom verwandeln, der alles mit sich fortnahm; auch wir wollten beizeiten dieser Gefahr aus dem Wege gehen. In dieser Gegend gab es eine Menge von wilden Maultieren, Antilopen, Bären und Yaks.

Wir mußten manchmal Yakhörner als Brennmaterial benützen, da man bei dem nassen Wetter nichts anderes bekommen konnte. Die Hörner werden zu diesem Zweck in feine Splitter zerteilt, und wir verbrannten dann noch Wurzeln dazu. Jedoch genügte die Wärme dieses Feuers kaum, um das Wasser zu unserem Tee heiß zu machen, wir hatten aber immer etwas trockenes Holz bei uns, um unserem Kleinen sein Essen zu kochen.

Unser Weg ging jetzt in südwestlicher Richtung, und wir folgten meistens dem Lauf von Flüssen. Wir hatten einen gefährlichen Übergang über den Shuga-gol, der durch den Regen sehr angeschwollen war, so daß einige unserer Packpferde fast von dem reißenden Strudel mit fortgerissen wurden. Dann folgte ein mühsamer Marsch dem Fluß entlang, auf schlammigem Lehmboden, weil wir nach einem Lagerplatz mit gutem Gras und Quellwasser suchen mußten. Dies schien unsere Diener Jasi und Ga-tschuen-tsi zu entmutigen; wir bemerkten, daß sie nicht so munter und vergnügt waren wie vorher, und als wir eines Morgens aufstanden, sahen wir, daß sie sich während der Nacht davongemacht und ihre Sachen nebst einem Topf und den Lebensmitteln für die Rückreise mitgenommen hatten. Das

war eine Überraschung, und mein Mann und Rahim bestiegen gleich unsere besten Pferde, um womöglich die Flüchtlinge wieder zurückzubringen; ich blieb mit Charlie und unserem Hund Topsy zurück. Unser Lagerplatz war hoch in einem geschützten Winkel am Berg gelegen; es gab hier schönes, grünes Gras und hübsches Moos an den kleinen sprudelnden Quellen. Das Gebirge türmte sich in der Ferne auf und die höchsten schneebedeckten Gipfel schauten mit ruhiger Hoheit zu mir herab; es war mir, als ob sie selbst sich ihrer großen Höhe bewußt wären.

Wie froh war ich an diesem einsamen Tag in den Bergen, daß ich mein Kindchen und den Hund bei mir hatte; sie schienen beide die Einsamkeit auch zu fühlen und sich deshalb Mühe zu geben, mir möglichst gute Gesellschaft zu leisten; aber von Zeit zu Zeit durchlief mich ein Schauer bei dem Gedanken: „Wie, wenn mein Mann von einem Unglücksfall betroffen würde, was dann?" War das wohl eine Ahnung von dem, was mir in der Zukunft bevorstand? Ich ließ diesen Gedanken nicht aufkommen und strickte eifrig an einem Kleidchen für Charlie, das an diesem Tag große Fortschritte machte. Wie groß war meine Freude, als spät am Nachmittag die müden Rosse ihre Reiter wieder zurückbrachten, freilich ohne die beiden Flüchtlinge. Wir hofften indessen, daß diese das Tsaidam glücklich erreichen würden, da sie sich genügend mit Nahrung versehen hatten und der Weg dahin gut zu finden war.

Durch den Verlust unserer Diener befanden wir uns allerdings in einer verdrießlichen Lage; aber wir packten unsere Lasten um, damit sie auch von zwei Leuten gehandhabt werden konnten, und nachdem wir uns vier Tage ausgeruht hatten, fütterten wir unsere Pferde besonders gut und setzten dann unsere Reise fort. Stürme waren jetzt an der Tagesordnung, und täglich etwa um zwölf

Uhr fing es an zu schneien und zu hageln, aber wir drängten vorwärts, an einem See vorbei und über eine Ebene, auf der der Pfad kaum sichtbar war und wo es sehr viel Flugsand gab, bis wir an Quellen kamen, an denen viele wilde Zwiebeln wuchsen. Hier konnten wir wieder lagern. Diese Zwiebeln sind den Reisenden eine sehr willkommene Speise, weil sie das einzige frische Gemüse sind, das man bekommen kann. Wir schlugen unsere Zelte womöglich auf alten Lagerplätzen auf, deren verlassene Feuerstätten uns außer den Steinhaufen auf den Hügeln als Wegzeiger dienten. Als wir über den Tschumar (Tschimar), einen der Quellflüsse des Jangtse, setzten, hatten wir große Schwierigkeiten, obgleich das Wasser nicht besonders tief war. Der Fluß wurde nämlich durch schmale, mit Gras bewachsene Sandbänke in verschiedene Arme geteilt, gleich bei dem ersten sanken unsere Pferde in den Sand ein, und wir hatten es nur Rahims Geschicklichkeit zu verdanken, daß uns nicht mehrere unserer Lasten verloren gingen. Dann mußten wir durch einen Sumpf, dessen Grund so schwankte, daß wir jeden Augenblick fürchteten, in eine bodenlose Tiefe zu versinken. Unsere Tiere waren durch den Übergang über den Sumpf beinahe erschöpft. Tote Pferde und Kamele, die am Weg lagen, waren uns ein Beweis dafür, mit welch unendlichen Schwierigkeiten der Reisende in diesem Teil des Landes zu kämpfen hat.

Als wir an das südöstliche Ende des Tales kamen, lag das Kukuschili-Gebirge vor uns, das wir überschreiten mußten. Der Aufstieg war zuerst nicht schwierig, aber in der Nähe des Gipfels wurde er sehr steil. Ein heftiger Schneesturm überfiel uns, und wir fürchteten, den Pfad zu verlieren; aber zwei Obos zeigten uns, daß wir die Höhe erreicht hatten, und nach einem vorsichtigen Abstieg kamen wir aus der Region der Schneestürme wieder in eine

Gegend, wo die Sonne schien, wo es frisches Gras und klares Wasser gab. Unsere nächsten Reisetage brachten uns an den Murussu, auch einen Quellfluß des Jangtse. Der Hauptarm des Murussu ist tief und breit; wir fürchteten uns überzusetzen und wanderten deshalb am Ufer entlang, um eine etwas seichtere Stelle zu finden; da erspähten wir in der Ferne eine Anzahl Yaks, und Rahims scharfes Auge entdeckte sogar, daß sie gesattelt waren. Plötzlich kamen auch weiße Zelte zum Vorschein, vierzehn an der Zahl, bei denen sich etwa 1500 Yaks und viele Pferde befanden. Unser Weg führte mitten durch das Lager hindurch, wir hatten aber keine Furcht, sondern ritten zu den Zelten und wurden von den Reisenden aufs freundlichste empfangen, da wir vielen unter ihnen bekannt waren. Die Karawane kam von Nagtschuka und war auf dem Weg nach Donkyr; so konnten wir unsern Freunden dort Grüße schicken. Wir kamen der Aufforderung, unser Lager neben dem ihrigen aufzuschlagen, nicht nach, sondern machten uns daran, über den Fluß zu setzen, der sich hier in fünf Arme teilte. Wir waren schon im voraus überzeugt, daß wir beim Durchreiten derselben so durchnäßt werden würden, daß wir uns notwendig am andern Ufer aufhalten müßten, um wieder trocken zu werden. Der einzige, dem das Reiten durch den Fluß Spaß machte, war Charlie, der vor Freude aufjauchzte, wenn wir den Pferden zuriefen, um sie anzuspornen und ihnen Mut zu machen. Es war ein ganz eigentümliches Gefühl für uns, über dem Fluß drüben bekannte Menschen zu haben; ihre Zelte sahen in der Entfernung wie eine Stadt aus, aber schon am folgenden Morgen war jede Spur von den Zelten und ihren Bewohnern verschwunden und wir waren wieder ganz allein. In dieser Nacht erlebten wir den schrecklichsten Sturm auf der ganzen Reise, der unsere Zelte mit allem, was dazu

gehörte, mit sich fortzureißen drohte. Diese Gefahr ging vorüber; aber am nächsten Morgen entdeckten wir, daß einige der Kopas während der Nacht unserem Lager einen Besuch abgestattet hatten, denn fünf unserer besten Tiere waren verschwunden. Man sah deutlich, daß sie gestohlen worden waren, denn wir konnten ihre Spuren und die eines anderen Pferdes und eines Hundes am Ufer entlang bis zu einer Furt verfolgen. Mit dieser Begebenheit fing unser Unglück an. Charlie fing jetzt an zu zahnen, wir waren sehr in Sorge um ihn und machten deshalb nur ganz kurze Tagereisen; bald schien er jedoch wieder wohler zu sein, obgleich sich eine angeschwollene Drüse an seinem Hals zeigte.

Hier in der allereinsamsten Gegend waren wir nun ohne Führer, hatten fünf von unsern Pferden verloren und waren voll Sorge um unser Kind.

---

15. Dunkle Tage.

Auf der von dem Tsaidam nach Südwesten führenden Straße, der wir auf unserer Reise folgten, hatten wir viele Pässe zu überschreiten; aber obwohl einige gegen 5000 Meter überm Meer waren, fanden wir auf keinem ewigen Schnee; daraus geht hervor, daß die Schneegrenze in dieser Region nicht tiefer als etwa 5500 Meter hinabreicht. An vielen Orten trafen wir wilde Tiere, und besonders die Yaks konnten wir manchmal ganz von der Nähe sehen. An einem schönen Tag überraschten wir eine Anzahl Yaks, die, als sie unser ansichtig wurden, mit hoch erhobenen Schwänzen über einen breiten Fluß setzten; es war ein prächtiger Anblick, wie sie sich in das Wasser stürzten und der Schaum hoch aufspritzte. Auch wilde Maultiere gab es in Menge, und

Bären und Antilopen sahen wir täglich. Nachdem wir mehrere Tage lang bergan gestiegen waren, schlugen wir am 21. August eine vollständig südliche Richtung ein, indem wir dem Lauf eines schönen Flusses bis zu seiner Quelle folgten; wahrscheinlich war es einer der Nebenflüsse des Murussu. Vor uns erhoben sich die schneebedeckten, von der Sonne beschienenen Tangla-Berge, die uns besonders wichtig waren, da hinter diesen das Lhasagebiet liegt, in dem der Dalai-Lama die geistliche und weltliche Oberherrschaft ausübt, und in das die Botschaft des Evangeliums noch nie gedrungen ist. Wir hofften, Erlaubnis zu bekommen, uns längere Zeit in dieser Gegend aufzuhalten, wenn wir keinen Versuch machten, in die Hauptstadt selbst vorzudringen, und so schien unser Wanderleben für eine Zeit lang beendigt. Unser kleiner Liebling hatte nun seine ersten acht Zähnchen bekommen, was nicht wenig zu unserer fröhlichen Stimmung beitrug; so sangen wir vor Freude und pflückten im Weiterwandern Sträuße von rosa Blumen.

Der Morgen des traurigsten Tages in unserem Leben (22. August 1898) brach sonnig und heiter an, und wir hatten keine Ahnung von dem Unglück, das über uns hereinbrechen sollte. Wir waren beim Frühstück sehr vergnügt, denn es schmeckte Charlie besser als in den vorhergehenden Tagen, und so setzten wir unsere Reise freudig fort. Während des Rittes machten wir allerlei Zukunftspläne; wir erwogen die Möglichkeit, wenn unser Aufenthalt im Innern vorüber sein würde, nach Indien zu gehen und von dort aus nach Amerika und Holland zu reisen, ehe wir wieder nach Donkyr oder Inner-Tibet zurückkehrten. Wir sprachen auch davon, wie wir Charlie, den wir im Geist schon als einen großen lernbegierigen Jungen vor uns sahen, die beste Erziehung geben und ihm die besten Unterrichtsmittel verschaffen wollten.

Er sollte eine glückliche Kindheit haben, und sollte auch Bauhölzer und Eisenbahnen und ein Wiegenpferd besitzen, wie die Jungen in der Heimat, damit er, wenn er einmal erwachsen wäre, nicht denke, er habe als der Sohn eines Missionars vieles entbehren müssen, was andere Kinder glücklich macht. Ich höre noch sein fröhliches Stimmchen, mit dem er beim Reiten den Pferden zurief, wie er es von seinem Vater und Rahim hörte.

Plötzlich tauchte eine Herde Yaks an einem Flußufer auf. Rahim wollte auf sie schießen, aber die Tiere witterten die Gefahr und stürzten den Bergen zu. Auf dem andern Ufer sahen wir auch Yaks, die scheinbar auf uns zukamen, und als wir sie genauer beobachteten, fanden wir, daß es gezähmte Tiere waren, die von vier berittenen Männern getrieben wurden. Diese Leute waren augenscheinlich aus der Gegend, und wir dachten nicht anders, als daß sie zu uns herankommen und die gewöhnliche Begrüßung mit uns austauschen würden; zu unserer Überraschung vermieden sie das aber absichtlich, gingen schnell vorbei und verschwanden in den Bergen. Dieses seltsame Gebahren machte uns argwöhnisch, und wir wählten deshalb einen Lagerplatz, der versteckt hinter einem Hügel lag. Noch vor wenig Augenblicken hatte ich Charlies Stimme gehört, aber mein Mann sagte, er sei eingeschlafen; so stieg Rahim vom Pferd und nahm ihn aus seines Vaters Armen, damit er nicht im Schlaf gestört werde, bis das Zelt aufgeschlagen und das Essen bereitet war. Ich legte ein Tuch und ein Kissen auf den Boden, und Rahim legte das Kind darauf; als ich aber auf den Boden kniete, um es warm zuzudecken, fiel mir plötzlich sein Aussehen auf, und als ich es anders legte, bemerkte ich, daß es bewußtlos war. Eine große Angst überfiel mich, und ich rief meinem Mann zu, daß *ich in Sorge um* Charlie sei; ich machte gleich sein Kleidchen

auf, rieb ihm die Händchen, versuchte es mit künstlicher Atmung, aber ich tat dies alles mit dem Gefühl, daß nichts mehr zu machen sei; ich flehte aber doch zu dem, der das Leben in seiner Hand hält, daß er uns unsern Liebling erhalten möge. Er wußte ja, wie wir unser Kind liebten, und konnte er es geschehen lassen, daß uns unsere größte Freude, das einzige menschliche Wesen, das uns unser Leben und unsere Arbeit in dem öden einsamen Tibet versüßte, von der kalten Hand des Todes entrissen wurde? Aber unsere Bemühungen, das Leben wieder zurückzubringen, und unser Fragen war vergeblich. Der Schlag war schon gefallen, und es wurde uns klar, daß in unsern Armen nur noch die Hülle lag, die unser kostbares Kleinod umfangen hatte; daß aber unser Blümlein, das auf den öden unfruchtbaren Tangla-Bergen geblüht hatte, nun auf die lieblichen Berge Gottes verpflanzt worden war, wo es für immer im Sonnenschein der Liebe Gottes blühen sollte. Aber welch eine Leere in unsern Herzen! Wie öde und einsam unser Zelt, das inzwischen aufgerichtet worden war und in das wir nun schweren Herzens eintraten. Der arme Rahim, der das Kind zärtlich geliebt hatte, brach nach orientalischer Weise in ein lautes Wehklagen aus. Der Kleine war auch ihm so ans Herz gewachsen, daß es auch für ihn ein schmerzlicher Riß war.

Wir versuchten, uns in Gottes Willen zu ergeben, wir beteten, aber das Unabänderliche stand wie in den Fels eingegraben vor uns, und es war, wie wenn es durch die stille Bergeinsamkeit klänge: „Charlie ist tot."

Als ich im Zelt saß, mein liebliches Kind in den Armen, erinnerte mich mein Mann daran, daß die Tibeter ihre Toten nicht begraben, sondern die nackten Leichname aussetzen, damit sie von den Tieren des Feldes und den Vögeln unter dem Himmel verzehrt werden. Wenn nun

die Männer, deren Gebahren uns so verdächtig vorgekommen war, uns überfielen und uns berauben würden, so würden sie mit der Leiche unseres Kindes auch ihrer Sitte gemäß verfahren; damit uns dieser Kummer wenigstens erspart bliebe, machte mir mein Mann den Vorschlag, daß wir unsern Liebling noch an demselben Tag nach christlicher Sitte begraben wollten. Wir knieten zusammen nieder und beteten um Mut und Kraft.

Unsere Arzneikiste mußte als Sarg dienen; ich legte Tücher hinein und richtete sie dazu her, während mein Mann und Rahim das Grab gruben. Mit zitternden Händen hüllte ich unser Kind in weißen Flanell und legte es in den Sarg; es sah so friedlich aus, gerade als ob es schliefe; ich gab ihm ein Sträußchen wilder Astern, die Rahim am Berg gepflückt hatte, ins Händchen, und als die Stunden des Nachmittags dahinflossen, schien es mir immer schöner und teurer zu werden. Viele der kleinen Sachen, die ihm gehört hatten, taten wir mit in den Sarg, auch schrieben wir unsere Namen auf ein Stück Leinwand und legten es dazu. Und nun kam der letzte, schwere Abschied; nun mußten wir unser einziges Kind, das unserem Heim so viel Freude gebracht, und das uns durch sein fröhliches Wesen auch unter den Eingeborenen so viele Freunde erworben hatte, wir mußten es hier in diesem kalten, öden Ort zurücklassen; das war beinahe mehr als wir ertragen konnten. Wir drei standen an dem Grab, in das der kleine Sarg hinabgelassen wurde; mein Mann las die Begräbnisliturgie in tibetischer Sprache, damit Rahim es verstehen konnte, und dann deckte die kalte Erde Tibets, des großen verbotenen Landes, den Leichnam des ersten Christenkindes, unseres kleinen Charles Carson Rijnhart, der ein Alter von einem Jahr, einem Monat *und 22 Tagen* erreicht hatte. Mein Mann und Rahim

rollten einen großen Felsblock auf das Grab, damit es nicht von wilden Tieren aufgescharrt würde, und suchten dann noch so viel als möglich alle Anzeichen davon, daß hier ein Grab war, zu entfernen.

Sie hatten ihre guten Gründe dafür. Die Eingeborenen graben nämlich oft Waren in die Erde ein, wenn ein Lasttier zugrunde gegangen ist, und so suchen die Räuber immer nach Beute, wenn sie sehen, daß an einem Ort gegraben worden ist. Als das Begräbnis vorbei war, gingen wir ins Zelt zurück, aber wie konnten wir essen, wie konnten wir Tee trinken, wie konnten wir unsere Ohren den verzweifelten Klagen Rahims verschließen? Wir konnten nur sagen: Herr, der Schmerz beugt uns nieder, wir wissen nicht, warum es hat geschehen müssen, aber hilf uns, daß wir sagen können: dein Wille geschehe.

In wenigen Wochen sollte es uns klar werden, wie gut es der Vater im Himmel mit uns gemeint hatte, als er unsern Liebling wegnahm, solang es uns noch gut ging, solang wir noch genug Nahrung für ihn hatten, ein Zelt zum schlafen und Pferde zum reiten. Später mußten wir zu Fuß weiterwandern, mein Mann mit einer schweren Last auf dem Rücken, und hatten kaum noch Lebensmittel für ein paar Tage. In der folgenden Nacht kam ein heftiges Gewitter, der Donner rollte, die Blitze zuckten, und aus den schwarzen Wolken goß der Regen in Strömen; als der Wind kälter wurde, verwandelte sich der Regen in Schnee. Wir konnten nicht schlafen. Wir konnten nur an unsern Liebling denken und waren dankbar, daß sein Leib aus dem Leben entflohen war und nicht mehr die eisige Kälte des Windes fühlte. Wie sorgfältig hatten wir sonst sein Bettchen aus Fellen und Decken zurecht gemacht und ihn vor jedem Zugwind geschützt; nun war er in einer andern Welt, wo es keine Angst und Sorge mehr gibt. Welches

Vermissen, als ich am nächsten Morgen aufstand und keinen kleinen Jungen mehr hatte, den ich anziehen und dem ich zu essen geben durfte! Als die Zeit des Aufbruchs kam, konnten wir uns kaum von dem kleinen Grab losreißen; wir wußten ja, daß uns jeder Schritt weiter von dem Ort, der unser Teuerstes barg, wegführte, und wir ahnten wohl, daß wir niemals wieder hieher zurückkehren würden. Ehe wir Abschied nahmen, gelobten wir uns, daß wir zum Andenken an unser Kind einen weiteren Missionar nach Tibet aussenden wollten. Mein Mann, der sonst immer zuerst aufs Pferd gestiegen war, um dann den Kleinen zu sich zu nehmen, half mir nun mit zärtlicher Fürsorge in den Sattel, und weinend schieden wir. Als wir dem Strom entlang ritten, sahen wir mehrere Bären, die mit ihren Kleinen nach Wurzeln gruben, und wieder waren wir dankbar, daß der große Felsblock das Grab unseres Lieblings schützte.

---

16. Jenseits des Tangla.

Von der Nordseite her braucht man mehrere Tage, um den Gipfel des Tangla zu ersteigen; nach Süden ist der Abstieg zuerst steil, aber dann führt der Weg tagelang ganz allmählich abwärts, und Mensch und Tier kommen verhältnismäßig leicht vorwärts. In der Sonne war es warm, aber der Boden war in der Nacht des 25. August beinah einen Zoll tief gefroren und das Brennholz so naß, daß wir kein Nachtessen und kein Frühstück bereiten konnten. Wir folgten dem Lauf des Tangtschu, setzten nach einigen Stunden über den Fluß und lagerten uns auf dem westlichen Ufer. Hier gab es Brennmaterial in Hülle und *Fülle und* wir benützten die willkommene Gelegenheit, um

wieder einmal Brot zu backen und eine gute Mahlzeit zu halten, zu der uns unser Hund Topsy einen Hasen gefangen hatte. In der folgenden Nacht starb unglücklicherweise eines unserer Pferde, und so mußten von jetzt an mein Mann und Rahim mit dem Reiten abwechseln. Als wir etwa drei Stunden unterwegs waren, trafen wir auf acht berittene, mit Flinten und Schwertern bewaffnete Tibeter, die ganz anders aussahen als die Leute, denen wir sonst begegnet waren. Sie trugen Schafspelze und waren äußerst schmutzig; einige hatten ihr Haar in einen Zopf geflochten, der mit Elfenbein und Silberringen verziert um den Kopf gelegt war; andern hing das Haar in buschigen Locken über das Gesicht, was ihnen ein sehr wildes Aussehen gab. Alle schnupften und hatten die Nasenlöcher und die Oberlippe voll Tabak. Als wir herankamen, drehten sie um, ritten mit uns weiter und fragten uns, ob wir Waren hätten, und wohin wir gingen. Bald kamen noch zwei andere Männer dazu, die sehr gut gekleidet aber ebenso schmutzig waren wie die andern. Nachdem sie das Nötige erfahren hatten, ritten ein paar Männer voraus, augenscheinlich um ihrem Häuptling Bericht von unserer Ankunft zu erstatten. Sie waren wahrscheinlich im Dienst der Regierung in Nagtschuka, die immer auf der Hut ist, daß nicht Fremde in ihren Bezirk hereinkommen. Von jetzt an sprachen wir während des Reisens immer nur eine Sprache, die von den Tibetern nicht verstanden wurde, und beschlossen, an diesem Tag noch so weit als möglich vorwärts zu dringen. Als wir in die Nähe eines Flusses gelangten, kam einer der Männer zurück und sagte, wir müßten hier bleiben, bis von Nagtschuka Erlaubnis zu unserer Weiterreise da sei, mein Mann erklärte ihm aber, wir würden selbst zu dem Beamten gehen und mit ihm sprechen.

Als wir über den Soktschu gesetzt hatten, schlugen

wir unser Lager etwa hundert Meter entfernt von dem zerlumpten braunen Zelt der Tibeter auf. Diese waren ganz freundschaftlich, kamen herbei und setzten sich an unser Feuer; sie sagten aber zu Rahim, sie würden uns nicht erlauben, weiter zu reisen, denn noch nie sei ein Fremder über diesen Ort hinausgekommen. Wir ließen ihnen aber keine Zeit, ihren Plan auszuführen, sondern machten uns in der folgenden Nacht in aller Stille auf den Weg. Der Mond schien gerade hell genug, daß wir die Sumpflöcher auf dem Weg vermeiden konnten. Später erstieg unsere kleine, schweigsame Karawane den Khamlung-La, und mit der ersten Morgendämmerung waren wir schon beim Abstieg, der auf einer steinigen und mit Felsblöcken besäten Straße sehr mühsam war. Nach kurzer Zeit gelangten wir jedoch in eine schöne, grasbewachsene Ebene, durch die ein klarer Fluß floß und die mit einer Menge von Zelten bedeckt war. Ein gutgekleideter Mann, bei dem man von der Zahl der Schmuckgegenstände, die er an sich trug, auf Wohlhabenheit schließen konnte, kam freundlich auf uns zu und sagte uns, der Distrikt, in dem wir uns befänden, heiße Sapo und der Fluß Sapotschu. Er wies auf seine fünf Zelte und forderte uns auf, uns in seiner Nachbarschaft zu lagern, damit wir etwas Handel mit ihm treiben könnten. Da der Boden von dem Reif, der noch auf den Grashalmen glänzte, ganz naß war, eilten wir mit dem Aufschlagen unseres Zeltes nicht, und während wir warteten, kamen unsere Wächter von der letzten Nacht dahergesprengt. Es war uns nicht behaglich, ehe wir wußten, wie sie unsere Flucht aufgenommen hatten, aber es macht den Tibetern solchen Spaß, einem andern einen Streich zu spielen, daß sie uns den unsern auch nicht übel nahmen, sondern herzlich lachten und sagten, wir hätten es doch schlau angegriffen, *ihnen* auf diese Weise zu entwischen.

Wir brachten zwei Tage an diesem Orte zu, und da wir Fleisch, Butter und Milch brauchten, tauschten wir dies von den Leuten ein. Der beliebteste Tauschartikel hier war rotes Tuch, das zu Kragen verwendet wird und mit dem man auch Stiefel und den Kopfputz der Frauen verziert. Hier wurden uns zum erstenmal einige Hammelskeulen zum Kauf angeboten; an dem Kuku-nor muß man immer gleich ein ganzes Schaf kaufen. Die Leute hatten so schmutzige Gesichter, als ob sie sich nie wüschen; aber ihre schönen Pferde trieben sie in den Fluß an tiefe Stellen, so daß nur noch der Kopf aus dem Wasser sah, und striegelten sie nachher ganz gehörig; wir wunderten uns, daß sie nicht auf den Gedanken kamen, daß das Wasser auch für Menschen gut sei.

Die Kleidung der Frauen ist in ganz Tibet so ziemlich dieselbe, nur die Haartracht ist verschieden. Diese fiel uns hier besonders auf, da sie sehr eigenartig war. Wir hatten schon gelesen, daß sich manche Frauen ihre Gesichter mit einer schwarzen Salbe einschmieren, damit sie die Lamas nicht durch ihre Schönheit in ihren Andachtsübungen stören; die Frauen hier trugen, um denselben Zweck zu erreichen, ihr Haar vor dem Gesicht, so daß man dieses gar nicht sah. Das Haar wurde in der Mitte der Stirn gescheitelt und jeder Teil desselben in feine Zöpfchen geflochten, die dann wieder zusammengeheftet waren, so daß es wie ein grobes schleierartiges Gewebe aussah. Wenn eine Frau ihr Gesicht bedecken wollte, zog sie zuerst den Haarschleier auf der einen und nachher auf der andern Seite des Gesichts herab und befestigte die beiden Teile unter dem Kinn; es war komisch anzusehen, wenn hübsche Frauen oder Mädchen beim Herannahen eines Lama oder eines Fremden schnell den Haarschleier herabzogen; sie taten es manchmal mit einer anmutigen

Bewegung, während ein Lächeln über ihr Gesicht glitt. Die Frauen besuchten uns viel in unserem Zelt und setzten sich um unser Feuer; da die meisten ihre Zelte über dem Fluß drüben hatten, zogen sie vor dem Heimweg ihre Tuchschuhe aus, schürzten ihre Röcke und trippelten dann vergnügt lachend und plaudernd über die Steine durch den Fluß. Den Männern war es sehr darum zu tun, mit uns Tauschgeschäfte zu machen, was alle Tibeter gerne tun. Diese hier zeichneten sich übrigens vor ihren andern Stammesgenossen durch einen hohen Grad von Bildung aus. Einige von ihnen konnten lesen, und zu unserer Überraschung waren sie sehr darauf aus, Bibeln in tibetischer Schrift zu bekommen. In keinem andern Teil von Tibet hatte man uns Geld für die Bücher geben wollen; aber hier kamen die Leute von fern und nah und boten uns Silber oder was wir sonst wollten, dafür an. Ich erinnere mich sehr gern an unsern Aufenthalt unter diesen freundlichen Leuten und denke an die Verheißung der Schrift: „Mein Wort soll nicht wieder zu mir leer kommen." Das Wort Gottes ist zum erstenmal unter ihnen verbreitet worden, und wir wissen nicht, was für weittragende Wirkungen davon ausgehen können.

Die Bevölkerung in Sapo hat für den Jerimpoché (Pantschhan) in Taschilhunpo, der eine berühmte Verkörperung Buddhas ist, eine viel größere Verehrung und Bewunderung, als für den Dalai-Lama, und da viele Pilger zu ihm wallfahren, führt eine Straße unmittelbar von hier nach Taschilhunpo (bei Schigatse). Die Leute redeten uns zu, diesen Weg einzuschlagen; aber da wir unsern Führern schon gesagt hatten, daß wir den Häuptling in Nagtschuka aufsuchen wollten, hätte eine Änderung unsers Plans wahrscheinlich *Mißtrauen* erregt und uns vielleicht in Ungelegenheiten *gebracht*. Bei unsern Handelsgeschäften benützten wir hier

zum erstenmal eine tibetische Münze, Tschong-ka genannt; sie ist ein rundes Silberstück, das durch Striche in acht Teile geteilt ist, die abgeschnitten werden, wenn man kleineres Geld braucht. Auch Rupien werden in dieser Gegend benützt; und beinahe jedermann besitzt eine hübsche Geldbörse von Leder, die häufig mit Korallen besetzt ist.

Wir setzten unsere Reise in Begleitung von drei Soldaten fort. Eines Morgens, nachdem wir eben einen niederen Paß überschritten hatten, traten uns plötzlich etwa vierzig Männer entgegen, die ein Zelt aufgeschlagen hatten und augenscheinlich unsere Ankunft erwarteten. Die Tibeter luden meinen Mann äußerst freundlich ein, in ihr Zelt zu kommen und Tee zu trinken; da er aber wohl merkte, daß sie uns dadurch nur aufhalten wollten, lehnte er es ab und sagte, wir müßten nach unsern Packpferden sehen und würden uns bald selbst einen Lagerplatz suchen. Darauf sagten sie, ihr Häuptling werde uns besuchen; wir antworteten, wir seien eben auf dem Weg zu ihm. Es war hier viel Klugheit und Vorsicht nötig, um einen Streit zu vermeiden; aber mein Mann versetzte die Leute in gute Laune, indem er eine ihrer Gebetsmühlen auf die richtige Art in Bewegung versetzte und dadurch seine Bekanntschaft mit ihren gottesdienstlichen Gebräuchen bewies. So schieden wir unter gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen ganz freundlich, obgleich die Leute augenscheinlich bestürzt waren, daß es uns gelungen war, die Vorpostenkette, die unsere Weiterreise nach Nagtschuka verhindern sollte, zu durchbrechen. Kurz darauf galoppierte ein Mann an uns vorüber, der nun wohl dem Ponbo die Nachricht brachte, daß es dem Peling oder Engländer (der Name, mit dem alle Fremden in dieser Gegend von Tibet bezeichnet werden) gelungen sei, die Postenlinie zu überschreiten. Die Posten hatten offenbar Befehl erhalten, keine Gewalt gegen uns

zu brauchen. Als wir über eine Ebene ritten, sahen wir viele Yaks und Kamele und die uns wohlbekannten schwarzen Zelte der Nomaden, die an geschützten Plätzen am Fuß der Hügel aufgerichtet waren. Wir näherten uns nun Nagtschuka, einem wichtigen Distrikt der Provinz Innertibet, der unter der Regierung von Lhasa steht, daher die Wachsamkeit, mit der wir beobachtet wurden.

Ein heftiger Schneesturm nötigte uns, noch ehe wir das Dorf Nagtschuka erreichten, Halt zu machen. Einige Männer, die zu den Wachposten gehörten, kamen an unser Feuer und sagten uns, wir müßten mit unserem Zelt hier bleiben, weil wir am folgenden Morgen den Besuch der zwei Ponbos erhalten würden. Mein Mann erwiderte, wir wollten nach dem Frühstück unsere Lasten packen und wenn dann der Ponbo noch nicht da sei, würden wir uns auf den Weg zu ihm machen; es sei ja einerlei, wo wir mit ihm zusammenträfen, wir hätten nicht Zeit, so lange auf ihn zu warten.

---

17. Nagtschuka.

Das südlich von dem Tschomora-See gelegene Dorf Nagtschuka besteht aus etwa sechzig aus Lehm und Backstein erbauten Häusern, aber die meisten Bewohner leben in schwarzen Zelten, da sie das Nomadenleben vorziehen. Nagtschuka wird von einem Lama regiert, der alle drei Jahre wechselt und der als Vertreter des Dalai-Lama gilt. Diesem Lama ist noch ein Laienbeamter beigegeben, der eigentlich ein Chinese sein soll; er hat aber sehr wenig Einfluß, da alle wichtigen Angelegenheiten nach dem Befehl des großen Würdenträgers in Lhasa geordnet werden. Ob*gleich die Kopas*, die unsere Weiterreise verhindern wollten,

ihr möglichstes getan hatten, uns von ihrer Machtvollkommenheit zu überzeugen, wußten wir ganz gut, daß wir noch niemand begegnet waren, der wirklich die Macht und das Recht hatte, uns aufzuhalten; denn der Ponbo-tschenpo (d. h. der große Beamte) von Nagtschuka ist ein zu großer Herr, als daß er sich weit von seinem Wohnort wegbemühen würde, um zwei Personen, die mit einer so kleinen, unbedeutenden Karawane reisten, entgegenzugehen.

Auf die anstrengende Reise des vorhergehenden Tages kam uns eine ungestörte Nachtruhe sehr erwünscht. Am nächsten Morgen, als die Sonne warm auf unser Zelt schien und der Reif auf dem Gras wie Diamanten glänzte, weckte uns Rahim mit der Nachricht, daß ganz in unserer Nähe viele Tibeter ein Zelt aufschlügen. Als wir durch die Tür guckten, sahen wir, wie die Leute in großer Aufregung zuerst ein schönes weißes Zelt und dann noch ein zweites errichteten. Während wir unsern Tee machten, erschienen drei von unsern sogenannten Wächtern, um uns mitzuteilen, daß der Beamte da sei und uns einlade, ihn zu besuchen. Etwa um zehn Uhr ritt der Ponbo-tschenpo auf einem prächtigen Pferd, das eine rot- und goldgestickte Schabracke hatte, von seinem schwarzen Zelt in sein Amtszelt hinüber und kurz nachher erhielten wir die Aufforderung, zu ihm zu kommen. Wir hatten inzwischen erwogen, ob es ratsam für mich sei, meinen Mann zu begleiten, und waren zu dem Entschluß gekommen, zusammenzugehen und Rahim mitzunehmen; so zogen wir denn unsere besten Kleider an, bestiegen unsere Ponys und ritten zu den schönen Zelten. Wir wurden in das größere der beiden geführt; es war weiß mit dunkelblauer Stickerei, bei weitem das schönste Zelt, das ich überhaupt gesehen habe. Bei unserer Ankunft kamen uns mehrere Kopas entgegen, die hübsch in dunkelroten Wollstoff gekleidet waren und

rote Stiefel trugen. Unsere Ponys wurden einigen Dienern übergeben und wir wurden in das Zelt geführt, dessen innere Ausstattung ganz der schönen äußeren entsprach. Prächtige Decken und Matten hingen von den Wänden, und der hintere Teil des Zeltes war ganz mit türkischen Teppichen belegt. Auf einem erhöhten Sitz, der aus mit Wolle gefüllten Matten bestand, saß der Ponbo-tschenpo und zu seiner Linken der zweite Häuptling; es war in diesem Fall kein Chinese, sondern ein junger kahlgeschorener Lama mit schönen regelmäßigen Gesichtszügen. Er war in reiche chinesische Brokatseide gekleidet. Der andere, ein alter Mann, trug sein graues Haar in einem Zopf und hatte einen großen goldenen Ring im linken Ohr; er hatte einen runden Hut auf und trug prächtige seidene Kleider.

Man lud uns ein, vor kleinen geschnitzten Tischen Platz zu nehmen, und ein hübscher junger Kopa bat um unsere Tassen, die wir denn auch aus unsern Kleidern zum Vorschein brachten. Es war eine große Ehre für uns, daß uns der Tee aus demselben Topf eingeschenkt wurde, aus dem ihn der Ponbo erhielt. Wir übergaben ihm nun unser Geschenk: eine Atlas Khata mit Bildern der drei Buddhas darauf; er nahm es an, schien aber erstaunt, daß wir die Sitten des Landes kannten. Er sagte zu uns, bis jetzt sei noch nie ein Peling hier gewesen und er könne uns nicht erlauben, noch weiter in Tibet zu reisen; wir müßten auf derselben Straße, auf der wir gekommen waren, wieder zurückkehren. Mein Mann erklärte ihm hierauf, daß er kein Engländer, sondern ein Holländer sei, und auch kein Reisender, der zufällig durch diese Gegend komme; er habe jahrelang in Tibet gelebt und werde dem Wunsch des Ponbo, nach China zurückzukehren, nicht entsprechen. Der Häuptling war in einiger Verlegenheit; er sagte, er habe keine Macht, uns mit Ge-

walt an der Weiterreise zu hindern, aber wenn er es erlaube, so koste es ihn seinen Kopf. Auf diese Art wollen orientalische Beamte ihren Willen durchsetzen, denn sie nehmen natürlich an, daß man nicht die Ursache ihres Todes sein will. Mein Mann lachte aber und sagte, er kenne die Gebräuche des Landes gut, und es stehe ja in den heiligen Büchern, daß niemand ein Leben zerstören dürfe, nicht einmal das einer Laus; wie könne dann der Dalai Lama in Übereinstimmung mit dieser Lehre den Häuptling enthaupten lassen und dadurch ein so kostbares Leben vernichten? Der junge Häuptling wandte sich hierauf an seine Genossen und sagte, es sei doch merkwürdig, daß dieser Fremde hier so ganz verschieden von all den andern Peling sei, die man schon gesehen habe; er kenne die Sitten und die Sprache des Landes, trage tibetische Kleider und habe sogar die heiligen Schriften gelesen. Er sagte uns, wenn wir auf der Weiterreise bestünden, müsse er Botschaft vorausschicken, damit ein anderer Häuptling, der größere Macht als er besitze, uns aufhalte. Wir erwiderten, wir wollten gar nicht nach Lhasa gehen, wir wollten uns sogar die Augen verbinden lassen, wenn wir in die Nähe der heiligen Stadt kämen. Beamte aus Lhasa hätten uns in Donkyr gesagt, wir dürften uns der Hauptstadt bis auf die Entfernung einer Tagreise nähern und uns aufhalten solang wir wollten, wenn wir nur keinen Versuch machten, Lhasa zu betreten oder einen Blick auf den goldenen Tempel des Dalai Lama mit seinen fünf Kuppeln zu werfen. Unsere Unterhaltung dauerte lang, und als wir aufstanden, um uns zu verabschieden, war nichts Bestimmtes ausgemacht worden; doch bestanden wir fest darauf, nicht umzukehren, und mein Mann fügte hinzu, er lasse sich lieber köpfen, als daß er auf dem gleichen Weg zurückreise.

Sobald wir wieder in unserem Zelt waren, brachten

uns einige Kopas im Auftrag des Häuptlings eine Khata, einen Sack mit Reis, einen mit Mehl, zwei große Stücke guten Tee und vier Pfund Butter; dazu ließ der Ponbo sagen, sobald die Herden eingetrieben seien, werde er uns noch ein großes fettes Schaf schicken. Wir sandten als Gegengabe ein schön gebundenes Exemplar der Evangelien, und es war uns eine große Freude, daß das Buch angenommen und geschätzt wurde. Meine Gedanken wandern oft zu dem Ponbo von Nagtschuka zurück, und ich möchte wohl wissen, ob ihm die Botschaft des Evangeliums zu Herzen gegangen ist. Mit Einbruch der Dämmerung wurden Soldaten in der Nähe unseres Zeltes aufgestellt. Der Ponbo wollte, so schien es, alle Vorsichtsmaßregeln ergreifen, damit wir nicht wieder während der Nacht entwischen könnten; wir hatten dies aber durchaus nicht im Sinn, sondern waren froh, daß wir unsere Ponys in dieser Nacht nicht anzukoppeln brauchten; sie konnten uns nicht gestohlen werden, wenn wir selbst und unser Hab und Gut so gut von den Soldaten bewacht wurden.

Unser Zelt stand in einer Niederung und so waren wir in Gefahr, bei einem Gewitter unter Wasser gesetzt zu werden. Deshalb schlugen wir es am folgenden Morgen ab, packten unsere Sachen zusammen und beschlossen, uns am Ufer eines hübschen Baches, wo auch schon viele andere Zelte standen, niederzulassen. Als die Männer unsern Aufbruch gewahr wurden, gerieten sie in nicht geringe Aufregung; als sie aber sahen, was wir im Sinn hatten, ließen sie uns gewähren. Nach einiger Zeit erschienen einige von des Häuptlings Leuten, die uns in seinem Auftrag sagten, es freue ihn, daß wir unser Zelt jetzt an einem guten Platz hätten, wir dürften aber jetzt den Ort nicht mehr wechseln, ehe wir uns auf den Rückweg nach *China machten.* Es wurde uns bald klar, daß den Zelt-

bewohnern um uns her verboten worden war, mit uns zu verkehren, denn kein Mensch kam, um mit uns zu plaudern oder Waren auszutauschen; nur ein Beamter der Regierung besuchte uns. So war unser Wunsch, das Volk kennen zu lernen, vereitelt, und da wir annahmen, es werde uns ebenso gehen, wenn wir unsere Reise in südlicher Richtung fortsetzten, beschlossen wir, in Nagtschuka zu überwintern, wenn uns der Ponbo die Erlaubnis dazu gebe. Als wir den Häuptling wieder besuchten, war er nicht so höflich wie das erstemal, und wir bekamen unsern Tee nicht aus seiner Teekanne eingeschenkt; deshalb trank mein Mann nur ein klein wenig, denn er kannte die Gebräuche der Lamas, die mit Hilfe von Akonit manchmal Leute zu Tode beten. All unsere Bemühungen, von dem Ponbo die Erlaubnis zu einem Winteraufenthalt in Nagtschuka zu bekommen, waren vergeblich; doch hatte er nichts dagegen, wenn wir auf unserer Rückreise die Jalam, d. h. die Teestraße, nach Ta-tsien-lu benützten. Wir verließen den Ponbo wieder, ohne daß unsere Verhandlungen zu einem bestimmten Ziel geführt hätten, und beschlossen deshalb, ihn nicht wieder zu besuchen, sondern einfach abzuwarten, bis er zu uns käme.

Am folgenden Tag schickte er denn auch seinen Sekretär, der uns fragte, unter welchen Bedingungen wir den Weg nach Ta-tsien-lu einschlagen würden. Wir verlangten nun, daß man uns drei des Wegs kundige Führer gebe, daß uns unsere ermüdeten Ponys gegen frische Pferde eingetauscht würden und daß wir noch zwei weitere Pferde dazu bekämen. Diese Unterredung war erfolgreich; wir bekamen die Pferde und wurden nun nochmals in das Zelt des Ponbo beschieden. Im Lauf des Gesprächs sagte der Häuptling, er wisse wohl, daß es verschiedene Peling-Länder gebe, und fing nun an, die ihm bekannten an den Fingern herzuzählen, so daß wir einen Begriff von seinen

geographischen Kenntnissen bekamen. Es waren England, London, Paris, Frankreich, Italien und Tien-tschu-kiao, das heißt die katholische Religion. Das ist eine Probe der tiefen und erhabenen Gelehrsamkeit, die den Lamas manchmal auch von Leuten im Abendland zugeschrieben wird. Wie unwissend muß erst die Masse des Volkes sein, das keinen Teil an der Bildung hat, die seinen erhabenen Lehrern zugänglich ist, und wie nötig wäre es, dem Volk zugleich mit dem Evangelium auch einige Kenntnisse beizubringen.

Während der Sekretär, der einen Bericht nach Lhasa über uns machen mußte, unsere Namen, unser Land u. s. w. aufschrieb, kamen einige Männer ins Zelt, die Säcke mit Reis, Mehl und Tsamba, sowie Ziegeltee und mehrere Pfund Butter vor uns hinstellten. Der Häuptling sagte, wir sollten diese Nahrungsmittel auf die Reise mitnehmen und er wolle uns noch zwei fette Schafe dazu schenken. Wir dankten ihm für seine Freundlichkeit, aber da wir noch viel Vorräte hatten, nahmen wir nur die Schafe und die Butter an. Wir mußten uns eingestehen, daß uns die Häuptlinge so gut behandelt hatten, als sie es vor ihrem Vorgesetzten in Lhasa verantworten konnten; denn daß sie uns das Bleiben oder Weiterreisen verboten, war ja nicht ihre Schuld.

Da Rahim nur den ersten Tag noch mit uns reisen und dann einen andern Weg, der nach seiner Heimat Ladak führte, einschlagen wollte, gaben wir ihm am Abend vor unserer Abreise seinen Lohn. Er bekam 40 Unzen Silber, einen Karabiner mit Patronen, ein gesatteltes Pferd und Speise, soviel er wollte.

18. Auf der Karawanenſtraße.

Von Nagtſchuka führen drei große Straßen nach China: die erſte, Tſchanglam (d. h. lange Straße) genannt, führt durch das Tſaidam nach Donkyr (Tenkar); auf dieſer reiſten wir auf dem Hinweg. Die zweite geht über Kegudo durch die Horba- und Derge-Provinzen nach Ta-tſien-lu; ſie hat den Namen Peilu, d. h. Nordſtraße. Die dritte, die Teeſtraße, führt über Tſiamdo und Batang auch nach Ta-tſien-lu, und da ſie die kürzeſte iſt, wollten wir ſie benutzen, fügten uns dann aber dem Wunſch des Ponbo, der es lieber ſah, wenn wir über Kegudo reiſten.

Da uns drei zuverläſſige Führer verſprochen waren, warteten wir mit unſerem Aufbruch, bis ſie ſich eingefunden hatten. Sie erſchienen denn auch am 6. September morgens 11 Uhr auf hübſchen kleinen Ponys, und jeder hatte noch einen Pony bei ſich, der einen Packſattel mit den Speiſevorräten und den Kochtöpfen trug; zwei Schafe brachten ſie auch mit, ſo daß wir mit den unſern für eine Zeitlang mit friſchem Fleiſch verſehen waren. In Gegenwart einer großen Zuſchauermenge machte Nyerpa, der Hausmeiſter des Ponbo, unſere Führer mit ihren Pflichten bekannt. Sie ſollten uns zuerſt bis zu dem Kloſter Taſhi Gomba bringen und uns womöglich bei dem dortigen Abt die Erlaubnis auswirken, den Winter über im Kloſter zu verbleiben. Wurde dieſe verweigert, ſo mußten ſie uns bis Kegudo begleiten, wo wir ihnen dann Speiſe für den Rückweg und ein Geldgeſchenk geben wollten, wenn ſie uns treu gedient hatten. Als dies alles vereinbart und ausgemacht war, ſtellte uns Nyerpa die Führer vor; er ſagte uns, der älteſte ſei ein Mamba, d. h. Anführer, und ſei für die beiden andern verantwortlich. Nun half alles zuſammen, um uns reiſefertig zu machen, und ſo konnten

wir uns die Führer nur flüchtig ansehen, bemerkten aber, daß sie gewandt und schnell in ihren Bewegungen waren. Der Häuptling kam noch herbei, um uns Lebewohl zu sagen, und sah uns nach, wie wir uns während eines dichten Schneegestöbers auf den Weg machten.

Unsere drei Führer trugen Kleider aus Schafspelz, hatten aber auch noch wollene, die sie zum Schutz gegen Regen und Hagel anzogen. Der Mamba war ein etwa 40jähriger, kleiner, magerer Mann mit runzligem Gesicht; das Haar hing ihm bis auf die Schultern herab; auf der Brust trug er eine Messingkapsel mit Arzneimitteln und auf dem Rücken eine Glocke. Sein breitrandiger Hut war mit roten Baumwollstreifen unter dem Kinn festgebunden. Er war eine äußerst energische und lebhafte Persönlichkeit; während des Reitens murmelte er Gebete und drehte seine Gebetsmühle, sah aber dabei immer auf den Boden, um nach Steinen zu suchen, die er zu Arzneien verwenden konnte, und wollte gern von uns über die ärztliche Kunst belehrt werden. Die andern Führer schätzten wir auf etwa 20 Jahre; der eine von ihnen, der ziemlich arm war, war äußerst bereitwillig zu aller Arbeit und immer freundlich und guter Dinge, so daß wir ihn den „netten Jungen" nannten, während sich der zweite womöglich um die Arbeit drückte, was ihm von uns den Beinamen „der Faule" eintrug. Außer seiner Faulheit war er auch noch unreinlich im allerhöchsten Grad.

Unser erster Lagerplatz war östlich vom Tschomora-See. Es war der Abend, ehe wir uns von Rahim trennten, der sich noch alle Mühe gab, den andern Führern vorzustellen, wie vorteilhaft es für sie sei, wenn sie uns treue Dienste leisteten. Am folgenden Morgen in aller Frühe mußten wir von Rahim Abschied nehmen, der unser Gefährte in so unzähligen Gefahren gewesen war, der unsern Schmerz

Tibetische Männer und Frauen.

geteilt und mit uns an dem kleinen Grab in den Tanglabergen geweint hatte. Die Trennung von dem letzten Freund, den wir inmitten dieses fremden Landes besaßen, wurde uns furchtbar schwer, und als er uns Lebewohl sagte, fanden wir keine Worte, sondern konnten ihm nur die Hand drücken und ihm tränenden Auges nachsehen, wie er sein Pferd am Zügel führend sich allmählich immer weiter von uns entfernte. Ob unser treuer Rahim wohl je seine Heimat in dem fernen Ladak erreicht hat? Ich weiß es nicht; doch hoffe ich, daß ihm ein fröhliches Wiedersehen mit seinen Verwandten, die ihn wohl schon lange als tot beweint hatten, beschieden worden ist. (Abb. S. 183 zeigt ein Dorf in dem südlichen Tibet in der Nähe von Ladak. Im nördlichen Tibet sind mehr Lehmhütten und Steinhäuser.)

Auf unserer Weiterreise begegneten wir ungeheuren Tee-Karawanen; sie hatten oft 1500—2000 Yaks bei sich, die zum Teil von Frauen und Mädchen getrieben wurden.

Mit unsern neuen Führern waren wir über 14 Tage unterwegs. Am 9. September gelangten wir an den Zusammenfluß des Sok-tschu mit dem Dang-tschu; dieser toste und schäumte durch eine enge Felsschlucht. Wir mußten durchaus über diese Flüsse setzen, und als wir nach einer passenden Stelle suchten, kamen wir mit unseren Pferden auf einen Pfad, auf dem sie wegen der großen Felsstücke nicht mehr weiter konnten. Unsere Führer, die leider sehr unerfahren waren, wußten keinen Rat. Mein Mann kletterte auf die Felsen, um Umschau zu halten, und erklärte schließlich, es bleibe nichts anderes übrig, als daß man die Pferde ins Wasser treibe, damit sie schwimmend das andere Ufer erreichten. Er machte den Versuch zuerst mit seinem eigenen Pferd und als dies gelang, trieben wir unsere Ponys in das Wasser. Der Mamba aber

blieb ruhig auf seinem Pferd sitzen und zählte an den Perlen seines Rosenkranzes ab, ob er glücklich an das andere Ufer kommen werde oder nicht. Sein Gaul schien auch keine große Lust zu haben, ins Wasser zu gehen, denn er blieb einfach stehen und der meine machte es ihm nach, so daß mein Mann, der unsere Packpferde schon am andern Ufer gelandet hatte, noch einmal zurück mußte, um uns zu holen. Unsere Schafe hinter uns herziehend, trieben wir nun die Pferde in den Fluß, dessen Strömung so stark war, daß wir beinahe mit fortgerissen wurden. Es war wohl der schwierigste Flußübergang der ganzen Reise, und wir schätzten uns glücklich, als wir ihn hinter uns hatten. Man kann sich also unsere Überraschung und unser Entsetzen denken, als wir, während wir Tee tranken und unsere Kleider trockneten, auf einmal entdeckten, daß zwei von unsern Packpferden ganz gemütlich wieder am andern Ufer weideten. Die eigensinnigen Tiere waren zurückgeschwommen und eben waren noch zwei weitere im Begriff, ihrem Beispiel zu folgen. Es blieb meinem Mann nichts übrig, als noch einmal über den reißenden Fluß zu setzen und sie zurückzuholen.

Unsere Weiterreise ging dann über hohe Berge, wo uns beim Abstieg ein solcher Schneesturm überfiel, daß wir die größte Mühe hatten, einander nicht zu verlieren. Am 12. September erreichten wir einen bedeutenden Nebenfluß des Sok-tschu. Wir sahen zu, wie eine große Karawane mit ihren Yaks über den Fluß setzte, und schätzten uns glücklich, daß wir keine von diesen dummen, eigensinnigen Tieren hatten, die immer stehen bleiben, wenn es vorwärts gehen soll, und die, wo langsames Gehen am Platz wäre, mit ihren Lasten über Stock und Stein davonstürzen.

Nachdem wir dem Lauf des Tao-tschu durch eine ungeheure Ebene gefolgt waren, hielten wir am 15. Sep-

tember einen Rasttag. Es war unser vierter Hochzeitstag und obgleich wir kein Heim hatten und keine Freunde, die wir hätten einladen können, mußten wir diesen Tag trotz unserer Einsamkeit und der Gefahren, die uns umgaben, festlich begehen. Es wurde ein Festessen gekocht, ein Reispudding mit Zucker, Butter und Rosinen, an dem wir unsere Führer teilnehmen ließen. Wie viele Erinnerungen zogen durch unsere Seele, wenn wir an unsere Lieben in Amerika, an Kumbum und Donkyr, und an unsern Charlie dachten; wie viel Freud und Leid hatten wir schon gemeinsam erlebt, seit wir dem Ruf in die Mission gefolgt waren. Ich ahnte nicht, wie bald ich in dieser trostlosen Wildnis allein zurückgelassen sein würde, und wir machten Pläne über unsern Aufenthalt in dem Kloster Tashi-Gomba, wo wir nach des Mambas Versicherung gewiß überwintern durften. Leider hatte mein Mann noch an diesem Tag einen Unfall; er trat auf eine rostige Sattelschnalle, was ihm große Schmerzen verursachte, die sich noch steigerten, als wir später unsere Reise zu Fuß fortsetzen mußten. Am 18. September mußten wir unter Schnee, Hagel und Regen über einen Berg steigen und kamen dann an einen großen Strom, dessen Namen aber unsere Führer nicht wußten. Keiner von ihnen war jemals so weit gekommen, aber sie hatten sich den Weg, der zu dem Kloster führte, zeigen lassen, und da er ziemlich breit war, hatten wir keine Angst vor dem Verirren. Bis jetzt waren wir mit unsern Führern zufrieden gewesen, und obgleich der Faule bei näherer Bekanntschaft nicht gerade gewonnen hatte, konnte man doch zur Not mit ihm auskommen. Der Mamba setzte sich jeden Abend mit seiner Glocke, seiner kleinen Trommel und einem Buch in eine Ecke des Zeltes und sang oft mehr als zwei Stunden lang seine Gebete.

19. Von Räubern überfallen.

Man hatte uns gesagt, daß das Kloster Taschi-Gomba am Ufer des Dsa-tschu liege. Nachdem wir nun einen steilen Berg nach dem andern erstiegen hatten und über ein paar Flüsse gesetzt waren, sahen wir am 19. September in östlicher Richtung eine große, gewaltige Bergkette vor uns. Wir vermuteten, daß an ihrem Fuß der Dsa-tschu fließe, und der Mamba stimmte unserer Ansicht bei. Wir machten uns nun in dieser Richtung auf den Weg und erreichten wirklich den Dsa-tschu, über den wir auch ohne große Schwierigkeiten setzten. Wir hatten gehört, daß von dieser Furt an das Kloster in etwa einer halben Tagereise zu erreichen sei, und blieben nun nicht auf der Karawanenstraße, sondern schlugen einen Reitweg ein, der dem Ufer entlang führte. Da wir alle von einem anstrengenden Marsch ermüdet waren, richteten wir bald unsere Zelte auf und erfreuten uns an der prächtigen Aussicht auf die Gebirgswelt, die sich hier vor uns auftat.

Als es dunkel wurde, erschienen zwei Reiter, und fingen von dem gegenüber liegenden Flußufer aus ein Gespräch mit unsern Leuten an. Wir beobachteten sie mit unserem Fernrohr und sahen, daß sie mit Flinten, Speeren und Schwertern bewaffnet waren; auch schienen sie unsere Pferde sehr genau zu betrachten, was uns ziemlich mißtrauisch machte. Nachdem sie anscheinend ihre Neugierde befriedigt hatten, ritten sie wieder davon. Unsere Führer sagten, wir müßten uns während der Nacht auf einen Überfall gefaßt machen; so trafen wir denn alle nötigen Vorsichtsmaßregeln, aber die Nacht verging ohne Störung, und damit stieg die Hoffnung, daß es uns gelingen werde, *wohlbehalten ins* Kloster zu gelangen.

Tibetisches Dorf.

Wir setzten nun unsere Reise fort, aber bald konnten wir nicht mehr weiter, denn große Felsen, die sich vom Fluß an auftürmten, versperrten den Weg. Mein Mann machte den Vorschlag, auf das andere Ufer überzusetzen, aber der Mamba war anderer Ansicht; er sagte, unsere Pferde, von denen eines kurz vorher gestürzt war, seien zu ermüdet, um über den Fluß zu schwimmen; so wollten wir lieber zu unserem früheren Lagerplatz zurückkehren und wenn wir uns ausgeruht hätten, versuchen, einen Weg über den Berg zu finden und so die schwierige Stelle zu umgehen. Da uns dieser Rat gut schien, stimmten wir zu, und kehrten wieder auf unsere frühere Lagerstätte zurück. Den Pferden wurden ihre Lasten abgenommen, und unsere Diener begannen die Mahlzeit zu bereiten. Etwa 70 Fuß vom Ufer entfernt erhoben sich Felsen und Klippen; mein Mann und ich zogen uns in den Schatten derselben zurück, um dort zu warten, bis der Tee fertig wäre. Plötzlich hörte mein Mann einen Pfiff, und bald darauf fiel ein Schuß. Auf den Befehl des Mamba trieben die Jungen die Pferde unter die Felsen und gleich darauf wurde der nette Junge von einer Kugel in den Oberarm getroffen. Nun flüchteten wir uns alle unter die Klippen, denn es fiel ein Hagel von Kugeln, und große Felsstücke wurden herabgeschleudert, von denen eines genügt hätte, um uns zu zermalmen. Dazu ertönte das durchdringende, scheußliche Geheul, das den tibetischen Räubern eigen ist. Mein Mann, der durchaus wissen wollte, aus welcher Gegend die Schüsse herkamen, trat ein paar Schritte heraus gegen den Fluß zu, als er aber der Kugeln wegen wieder Deckung suchen mußte, lief er in der Eile in den Versteck der Führer, wo ich ihn nicht sehen konnte, da uns ein vorspringender Fels trennte. Nun war ich ganz allein und wußte nicht, ob mein Mann verwundet oder tot war, oder ob er

sich noch hatte retten können. Ich drückte mich dicht an die Felswand und betete, daß uns Gott unser Leben erhalten möchte; denn ich vermutete, daß mein Mann und die Führer mit den Räubern verhandelten. Nach einer letzten starken Gewehrsalve hörte das Schießen allmählich auf und das Geheul verklang in der Ferne, so daß ich nun wußte, daß für den Augenblick die Gefahr vorüber war. Und nun kam mein Mann wieder zu mir; er warf sich ganz erschöpft auf den Boden und sagte: „Nun sind alle unsere Pferde bis auf drei getötet.“ Wie froh und dankbar war ich aber, daß er doch wenigstens unverletzt war. „Hast du Frieden mit den Räubern gemacht?“ fragte ich. „Nein,“ sagte er, „ich bekam nur drei von ihnen zu Gesicht, die gerade auf mich zielten; so mußte ich natürlich schnell Deckung suchen und habe nun inzwischen den Arm des Führers verbunden.“ Dann nahm mich mein Mann an der Hand, und so schlichen wir, uns dicht an die Felsen haltend, zu dem Versteck unserer Führer. Da saßen wir nun beieinander, traurig und erschreckt; es gelang uns wenigstens, unsern Topf mit Tee in den Versteck hereinzuziehen, und so konnten wir doch unsern Durst löschen. Der Mamba meinte, die Räuber würden sicherlich zurückkommen, uns umbringen und in den Fluß werfen, und dann das Gepäck rauben. Mein Mann entfernte sich eine kleine Strecke, um unsern alten, grauen Schimmel, der davon laufen wollte, wieder zurückzutreiben; das benutzten die drei Führer, um sich schleunigst zum Aufbruch zu rüsten. Auf meine Frage: „Wohin wollt ihr denn gehen?“ bekam ich kaum noch die Antwort: „Ins Kloster; wir wollen dort viele Leute holen, die uns helfen sollen, den Räubern nachzujagen.“ Ich sagte, sie sollten doch warten, bis mein Mann zurückkomme, und rief *diesen herbei;* aber es war zu spät; sie waren schon halb

über den Fluß, als er zur Stelle kam, und er hatte kein Pferd, um ihnen nachzusetzen.

Wir flüchteten unsere Habseligkeiten unter die Felsen, banden unsern Schimmel fest, und während wir unsern Tee tranken, besprachen wir unsere Lage. Es war jetzt zwei Uhr nachmittags; wir beschlossen, noch bis zum andern Tag hier zu warten, ob sich unsere Führer als treu und redlich ausweisen würden. Wir hatten sie nämlich in starkem Verdacht, daß sie insgeheim mit den Räubern im Bund waren und uns absichtlich den falschen Weg geführt hatten; kehrten die Führer nicht bis Mittag des folgenden Tags zurück, so blieb uns nichts anderes übrig, als zu Fuß weiter zu wandern, bis wir das Kloster erreichten. Aber die Frage war „wo lag das Kloster? Wie weit war's noch bis dorthin, und waren wir auf dem richtigen Weg?" Den Nachmittag über spähten wir immer durch unser Fernrohr, ob sich uns Leute, sei es Freund oder Feind, näherten; aber wir erblickten niemand, obgleich wir fortwährend das Gefühl hatten, beobachtet zu werden. Die Räuber wußten ja nur zu gut, daß wir sieben Pferdelasten Gepäck hatten, das wir nicht fortschaffen konnten und so waren wir in steter Angst, daß sie wieder kommen und sich dessen bemächtigen würden. Wir wollten unseres Besitzes wegen nicht unser Leben aufs Spiel setzen, und so beschlossen wir, unter dem Schutz der Dunkelheit den Versteck unter den Klippen zu verlassen. So leise als möglich trugen wir unser Bettzeug an den Fluß, dort breiteten wir unsere Teppiche und Decken aus, hüllten uns warm ein und brachten so die Nacht zu. Zum Glück hatten wir wasserdichte Decken, die uns vor dem Regen schützten, der beinahe die ganze Nacht fiel.

Unser Geld trugen wir in ungemünzten Silberstücken von verschiedenem Gewicht bei uns; und wenn uns wieder

ein Überfall drohte, blieb uns doch noch die Möglichkeit, durch den Fluß ans andere Ufer zu entkommen. Die Nacht war lang und so dunkel, daß man keinen Gegenstand unterscheiden konnte; wir hörten auch keinen Laut als das Plätschern des Wassers über die Steine und den Schrei eines unbekannten Tieres, der von den Felsen herab tönte und wie der Ruf einer Schildwache klang. Als der Morgen dämmerte, standen wir auf und trugen unser Bettzeug wieder in unser altes Versteck unter den Klippen zurück, wo uns unser Schimmel begrüßte und wir noch alles fanden, wie wie wir es am Abend verlassen hatten. Wir kauerten uns nun in unsere Decken gehüllt auf den Boden und warteten, bis es Zeit zum Frühstück war; dann sammelten wir etwas Holz und machten uns unsern Tee.

Wir waren uns beide des Ernstes unserer Lage wohl bewußt, aber jedes gab sich um des andern willen Mühe, nicht zu schwarz zu sehen; so gelang es uns, unsern guten Mut zu bewahren, obgleich wir jetzt eigentlich sicher wußten, daß uns unsere Führer durchgegangen waren und daß wir zu Fuß weiter wandern mußten, bis wir entweder das Kloster oder ein Zeltlager finden würden, wo wir uns wieder Reittiere verschaffen konnten.

Um Mittag, bei warmem Sonnenschein, machten wir unser Gepäck auf und suchten uns die Sachen zusammen, die wir mitnehmen wollten und konnten. Das eine Pferd, das wir noch hatten, war nicht imstande, eine schwere Last zu tragen, und so mußten wir viele Sachen, von denen wir uns nur schwer trennten, zurücklassen, darunter unsere vielgebrauchten Bibeln und unsere Instrumente. Wir nahmen unser Bettzeug, Lebensmittel auf vierzehn Tage, darunter etwas eingedickte Milch und Fleischextrakt, einen großen und einen kleinen Topf, etwas Wäsche und Kleider, eine Bibel und einige Aufzeichnungen, unser Tagebuch und ein paar

Sachen, die unserem kleinen Liebling gehört hatten. Alles übrige versteckten wir unter Steinen am Fuß der Felswand; dort ließen wir auch unsere Zelte und unsere Sättel liegen, in der Hoffnung, es werde uns doch vielleicht möglich sein, sie später abzuholen, obgleich wir fortwährend das Gefühl hatten, daß uns die Räuber beobachteten und daß sie wie Adler über die Beute herfallen würden, sobald wir uns entfernt hätten.

Der Nachmittag verging, die Sonne verschwand hinter den Bergen, der Abend brach herein, und keine Führer erschienen. Wir hatten keine Lust, eine zweite Nacht an diesem gefährlichen Ort zuzubringen, wo von Schlaf ja doch nicht die Rede sein konnte, und so sattelten wir unsern Schimmel und legten ihm soviel Gepäck auf, als er nur irgend tragen konnte. Mein Mann nahm das übrige auf den Rücken und so traten wir, jedes eine halbe Zeltstange als Stock benützend, unsere Wanderung an.

---

20. Unsere letzte gemeinschaftliche Wanderung.

Das Grasland am Fuß der Klippen wäre ein idealer Lagerplatz gewesen, da man dort sowohl vor den kalten, schneidenden Winden, als auch vor den heißen Sonnenstrahlen geschützt war; aber unser Erlebnis mit den Räubern hatte uns allen Geschmack an den Schönheiten der Natur genommen und wir ließen sie gern fahren, als wir mühsam den schmalen Pfad hinankletterten, den wir am Tag vorher herabgekommen waren.

Das Steigen wurde uns sehr sauer, denn wir hatten ja sonst immer unsere Ponys gehabt; und außerdem mußte mein Mann neben der schweren Last, die er auf dem Rücken

trug, auch noch das ganz erschöpfte Pferd ziehen, während ich es von hinten mit einem Stock antrieb. Wir kamen an dem Platz vorbei, auf dem die Räuber im Hinterhalt gelegen hatten; sie hatten ihre Pferde in einer hübschen kleinen Schlucht hinter den Felsen untergebracht, während sie sich der unsern bemächtigen wollten. Wir schätzten die Zahl der Räuber auf zehn bis zwölf. Wir waren nun auf der Höhe, aber da es schon beinahe dunkel war, konnten wir nur noch eine kleine Strecke weiter gehen, weil wir nicht wußten, ob die schwarzen Schatten, die wir vor uns sahen, nicht tiefe Wasserrinnen waren. Wir nahmen unserem Pferd seine Last ab, banden es fest und legten uns nun etwas beruhigter als in der letzten Nacht schlafen. Mit der Morgendämmerung standen wir auf und fanden all unsere Sachen mit dickem Reif bedeckt. Zu unserer großen Überraschung entdeckten wir auch, daß wir uns dicht am Rand einer tiefen Rinne befanden, in die wir jedenfalls gefallen wären, wenn wir nur noch wenige Schritte gemacht hätten.

Nur mit großer Mühe konnten wir ein Feuer anmachen. Wir hatten nur Argal als Brennmaterial, und waren nicht geschickt in der Handhabung des eigenartigen tibetischen Blasebalgs, der durch eine ganz besondere Handbewegung in Tätigkeit gesetzt wird. Mein Mann hatte sich zwar bei den Zeltfeuern der Eingeborenen manchmal in dieser Kunst geübt; aber es war natürlich viel leichter ein Feuer brennend zu erhalten, als einen kleinen Funken zur Flamme anzufachen. Wir mußten beide unsern ganzen Scharfsinn und all unsere Geschicklichkeit aufbieten, um es endlich zu einem Feuer zu bringen; ich ging dann, um nach etwas Brennholz zu suchen, während mein Mann den ungeschickten Blasebalg in Bewegung setzte. Während wir unsern Tee tranken, besprachen wir unsere weiteren

Pläne. Wir sahen wohl ein, daß wir nicht ziellos umherwandern konnten; ich war viel zu elend dazu, und überdies war das Gepäck, das mein Mann zu tragen hatte, zu schwer für ihn, da er einen schlimmen Fuß hatte; auch unser Pferd war für seine Kraft zu schwer bepackt. Wir entschieden uns nun, zwei Tage lang dem Lauf des Flusses zu folgen, und wenn wir da keine Spur von dem Kloster fänden, uns nach links zu wenden, um wieder auf die Karawanenstraße zu kommen, von der wir unserem Kompaß nach nicht allzuweit entfernt sein konnten. Wir fanden einen Pfad, der dem Flüßchen entlang führte, an dem wir uns gelagert hatten; bald waren die Felsen umgangen, die uns vor ein paar Tagen den Weg versperrt hatten; wir erblickten nun wieder den Dsa-tschu und sahen, daß das Land auf seinem gegenüberliegenden Ufer flach und eben war.

Nachdem wir drei Stunden an steilen Abhängen hinabgestiegen waren, kamen wir auf eine vorspringende Felsenplatte, und standen nun vor der Frage, ob wir über den Fluß setzen oder uns einen Weg über die Berge suchen sollten. Diese türmten sich in endlosen Abstufungen vor uns auf, und wir sahen ein, daß wir weder uns noch unserem Pferd eine solche Kletterpartie zumuten konnten.

Das Übersetzen über den breiten, reißenden Strom war allerdings auch keine Kleinigkeit, mein Mann aber meinte, wir könnten es schon wagen. Er zog leichte Kleider an, packte dem Pferd seine Last auf und führte es in den Fluß; dann schwammen beide hinüber. Nachdem mein Mann dem Pferd die Last abgenommen hatte, schwamm er mit ihm wieder zurück um mich abzuholen. Es hatte angefangen zu regnen und er zitterte vor Kälte, als er dem Pferd unsere Decken auflud und mich in den Sattel hob. Meine Kleider hatten ein ziemliches Gewicht, weil

ich etwa zehn Pfund Silber, unsere beiden Revolver, das Fernrohr und noch verschiedenes andere bei mir trug. Mein Mann warnte mich, ja nicht vom Pferde zu fallen, weil er mich hätte unmöglich retten können. Er führte das Pferd an dem langen Strick so weit als möglich ins Wasser hinein, dann ließ er ihn los und blieb stehen, um uns nachzusehen. Der Strick wurde von der Strömung erfaßt, und so glaubte das Pferd es werde geführt und fing an stromabwärts zu schwimmen. Mein Mann rief mir zu, ich solle den rechten Zügel anziehen und ich tat es; da drehte sich das Pferd plötzlich um und durch diesen heftigen Ruck wurde ich beinahe samt Sattel und Bettzeug in den Fluß geworfen. Ich sah die Gefahr und warf nun mein ganzes Gewicht auf die andere Seite; so gelang es mir, indem ich mich an der Mähne des Pferdes festhielt, mich im Gleichgewicht zu erhalten und glücklich das andere Ufer zu erreichen. Mein altes Pferd, das vollständig erschöpft war, hatte nicht mehr genug Kraft ans Land zu klettern, sondern ließ sich einfach im Wasser nieder; so blieb mir keine Wahl als da abzusteigen. Mein Mann schwamm nun auch herüber, aber da wir natürlich beide völlig durchnäßt waren, waren wir übel daran. Des Regens wegen konnten wir auch kaum genug Holz zusammenbringen, um uns eine warme Suppe zu machen. Als der Regen endlich aufgehört hatte, breiteten wir unsere Decken zum trocknen aus und gingen eine Strecke weit, um noch mehr Holz zu suchen. Da entdeckten wir plötzlich frische Spuren von drei Pferden und einem Hund. Konnten diese von unsern Führern und unserem Topsy, den wir auch schon verloren gegeben hatten, herstammen? Das war ein Hoffnungsstrahl, der uns wieder neu belebte; nun war doch vielleicht eine Möglichkeit, daß uns der Mamba mit den beiden Führern zu Hilfe kam; wir hatten ihnen

am Ende doch Unrecht getan, als wir an ihrer Treue zweifelten. Wir blieben die Nacht an diesem Ort; aber leider schwand mit ihr auch unsere Hoffnung, und es blieb uns nichts übrig, als unsere Wanderung wieder anzutreten. Wir kamen gleich wieder an ein Wasser, einen Nebenfluß des Dsa-tschu, der zwar nicht tief aber sehr reißend war. Wir beschlossen, ihn zu durchwaten, weil das am wenigsten Zeit nahm, es ging aber nicht ohne Schwierigkeiten ab, denn das Wasser war doch drei Fuß tief, und das Flußbett voll von schlüpfrigen Steinen. Wir hofften, dies sei der letzte Fluß; denn mit nur einem Pferd und ohne die Hilfe eines Eingeborenen konnten wir das Übersetzen kaum mehr zustande bringen. In einer hübschen Schlucht fanden wir einen Lagerplatz; es waren dort einige Steine aufgerichtet, die erst kürzlich als Herd gedient hatten, und dabei fanden wir ein Stückchen Papier, in dem wahrscheinlich ein Arzneimittel gewesen war, das, wie wir vermuteten, der Mamba dem Jungen für seinen verwundeten Arm gegeben hatte. Das war die letzte Spur von unsern Führern.

Nachdem wir eine Zeit lang über Berg und Tal gewandert waren, kamen wir wieder an einen Fluß; es war dort ein ebener Platz mit gutem Gras, und so beschlossen wir, Halt zu machen und eine Mahlzeit zu bereiten. Wir sahen uns die Gegend genau an und entdeckten mit Hilfe des Fernrohrs stromabwärts am jenseitigen Ufer eine Menge von Zelten und große Viehherden. Wir konnten auf unserer Seite nicht dem Fluß entlang gehen, da große Felsen den Weg versperrten und unser Pferd nicht kräftig genug war, um überzusetzen. So mußten wir uns dazu verstehen, einen Umweg über die Berge zu machen, um zu den Zelten zu gelangen. Doch war uns die Gewißheit, daß Menschen in der Nähe waren, ein solcher Trost, daß

wir uns schon fast am Ende unserer Schwierigkeiten glaubten. Ich sprach meinem Mann zu, gleich an dieser Stelle über den Strom zu schwimmen und in den Zelten um Hilfe zu bitten, denn ich fürchtete mich nicht, allein zu bleiben. Er wagte es aber nicht, mich unbeschützt zurückzulassen, sondern erklärte, daß wir beieinander bleiben müßten, bis wir in die Nähe der Zelte kämen, und er mich dann im Auge behalten könne. So brachen wir denn vom Fluß auf und stiegen bergan, und immer wenn wir die Spitze eines Hügels erreicht hatten, stieg wieder ein neuer vor uns auf. Wir kamen an großartigen Felsen vorbei, und endlich folgten wir dem Lauf eines klaren Gebirgsbaches. Große Schneeflocken, die Vorboten eines Schneegestöbers, fingen an zu fallen, und da wir doch vor Einbruch der Dunkelheit unsern Hunger noch stillen wollten, sammelten wir während des Wanderns Holz in unsere Kleiderröcke, eine Sitte, die wir den Eingeborenen abgelernt hatten. Als wir die Spitze des Berges, auf dem das Flüßchen entsprang, erreicht hatten, machten wir Halt. Wir waren gedrückt und niedergeschlagen; ein unbeschreibliches Angstgefühl beschlich uns, so daß wir nur im Flüsterton miteinander sprachen. Hatten wir wohl eine Ahnung von dem drohenden Unheil, das über uns schwebte? Mit Hilfe eines Stocks, etwas Schnur, zwei Zeltpflöcken und unserer wasserdichten Decke machten wir uns eine Art Zelt zurecht, in das wir krochen. Während der Nacht schneite es so heftig, daß der Schnee acht Zoll tief lag; dadurch war es in unserem Zelt so warm wie in einem geheizten Raum, aber am Morgen brauchten wir unsere ganze Energie, um uns unter dieser Schneelast hervorzuarbeiten. Das einzige lebende Wesen, das wir erblickten, war ein großer brauner Bär, der sich nur wenige Schritte von uns umhertrieb. Unser Pony hatte mit seinem Maul den Schnee weggefegt, um zu dem

saftigen Gras zu gelangen; unser Frühstück bestand aus Gerstenmehl und Schnee. Mit von der Kälte schmerzenden Händen packten wir unsere Sachen dem Pferd auf, mein Mann nahm seinen Pack auch wieder auf den Rücken, und so machten wir uns auf den Weg, während uns Meister Petz wohl mit mehr als freundschaftlicher Neugierde nachsah. Damit wir nicht unnötig herumkletterten, ging mein Mann etwas voraus, um Umschau zu halten; er fand, daß wir die Felsen umgangen hatten; so stiegen wir nun an den steilen Bergabhängen hinab, bis wir wieder den Fluß vor uns liegen sahen; das Gehen auf dem schlüpfrigen Gras und Schnee war unbeschreiblich mühsam und wir fielen immerfort. Unserem Pferd ging es nicht besser, und wir hatten endlose Mühe und Not, weil wir immer wieder das Gepäck von neuem aufladen und befestigen mußten. Schließlich, als wir uns mitten im Gestrüpp an einem sehr steilen Abhang befanden, stürzte das Pferd und überschlug sich mehreremal. Obgleich wir den Zelten, die auf dem andern Ufer lagen, nicht viel näher waren als Tags zuvor, konnten wir unmöglich noch weiter gehen; deshalb fegten wir den Schnee vom Boden, machten uns ein Feuer und ließen uns dabei nieder. Einige Männer, die zu den Zelten gehörten, waren innerhalb Hörweite. Wir riefen ihnen zu und sie antworteten auch; aber sie kamen nicht so nahe, daß wir hätten mit ihnen sprechen können, sondern liefen davon.

Die Sonne schien jetzt warm und der Schnee schmolz schnell. Aber es war schon spät am Nachmittag, und mein Mann hätte die Zelte zu Fuß nicht erreichen und mit Anbruch der Nacht wieder zurück sein können; so machte er den Versuch, mit dem Pferd über den Fluß zu setzen, aber es ging nicht. Nach reiflicher Überlegung kamen wir zu dem Entschluß, die Nacht noch auf unserem jetzigen Lager-

platz zuzubringen; am folgenden Morgen wollte mein Mann dann über den Fluß schwimmen, Reittiere für uns mieten und sich nach der Lage des Klosters erkundigen. Am Morgen des 26. September machte sich mein Mann zum Aufbruch fertig. Keines von uns hatte eine Ahnung von dem uns drohenden Unglück. Er schnitt ein Stück von unserer wasserdichten Decke ab, um trockene Unterkleider, Juppe und Hosen, ein Stück Silber und meinen leichten Revolver hineinzupacken. Nachdem er den Pack fest zusammengeschnürt hatte, lud er ihn auf den Rücken, nahm den Stock in die Hand, um sich gegen die Hunde wehren zu können, und so machte er sich fröhlich auf den Weg. Er sagte mir, ich solle mich nicht fürchten, sondern seinen großen Revolver gebrauchen, wenn mir jemand etwas anhaben wolle; wenn irgend möglich, würde er vor Einbruch der Dunkelheit zurücksein. Nachdem er ein paar Schritte gegangen war, drehte er sich noch einmal um, winkte mit der Hand und sagte „ta-ta". Am Fluß angekommen, ließ er seine schwere wattierte, dunkelblaue chinesische Jacke am Ufer und watete ins Wasser. Er war schon halb drüben, und wollte eben zu schwimmen anfangen, da drehte er sich plötzlich um und watete wieder zum Ufer zurück. Er rief mir etwas zu, ich konnte jedoch über dem Brausen des Wassers nichts verstehen, sah aber meinen Mann stromaufwärts gehen, obgleich die Zelte, die er hatte erreichen wollen, stromabwärts lagen. Er schlug darauf einen kleinen Pfad an den Felsen ein, die uns am vorhergehenden Tag den Weg versperrt hatten; dann verlor ich ihn aus dem Gesicht und habe ihn nie wieder gesehen.

Herr Rijnhart.

21. Allein und verlassen.

Über einen Fluß zu schwimmen, der an beiden Ufern von Klippen umgeben ist, ist keine leichte Sache, denn die Strömung reißt den Schwimmer oft an eine Stelle, wo er nicht landen kann. Als mein Mann zurückwatete und wieder ans Land stieg, glaubte ich, er wolle das Hinüberschwimmen an einer andern Stelle versuchen, wo das Landen leichter sei, und erwartete deshalb, ihn weiter stromaufwärts hinter dem großen Felsen wieder ins Wasser gehen zu sehen. Als ich ihn aber nicht erspähen konnte, nahm ich das Fernrohr und ging noch ein Stückchen den Berg hinunter, um das Ufer übersehen zu können. Zu meiner großen Überraschung sah ich Vieh- und Schafherden hinter den Felsen auf dem gleichen Ufer, auf dem ich mich befand, und zwar waren sie so nah, daß ich sie hätte mit einem Steinwurf fast erreichen können. Nun wußte ich, warum mein Mann umgekehrt war; er hatte vom Wasser aus die Zelte in unserer Nähe gesehen und war natürlich sehr froh, daß er mich nun nicht so lange allein lassen mußte, wie wenn er zu den auf dem andern Ufer liegenden Zelten gegangen wäre. Ich war auch sehr erfreut über diese Entdeckung, denn nun konnte er vielleicht schon in einer Stunde, jedenfalls aber vor Einbruch der Dunkelheit zurück sein. Mein Mann hatte sich keine Zeit genommen, seine nassen Kleider zu wechseln und die warme chinesische Jacke wieder anzuziehen, die er am Ufer gelassen hatte; aber ich dachte, er sitze jetzt an einem Feuer und trinke heißen Tee, setze den Herdenbesitzern sein Anliegen auseinander und handle Tiere von ihnen ein. Ich dachte gar nicht daran, daß er sich irgendwie in Gefahr begeben habe, denn wir waren von den Leuten, wenn wir sie in ihren Heimstätten aufsuchten, immer freundlich und gastfrei aufgenommen worden,

war den Leuten bekannt, und nun mußte mein tapferer, furchtloser Mann dem Mißtrauen und der Furcht dieser Räuber zum Opfer fallen.

Als später Monsieur Grenard, der Dutreuil auf seiner Reise begleitet hatte, von meines Mannes Verschwinden hörte, schrieb er mir, die Stämme in dieser Gegend seien die feindseligsten, die er je getroffen habe, und man habe selbst um große Summen nichts von ihnen erhandeln können. Die bekannte Reisende Annie Taylor wäre von den Bewohnern von Tashi Gomba beinahe als Hexe gesteinigt worden. Diese Vorgänge bestätigen meine Vermutungen über das Schicksal meines Mannes.

Die zweite Nacht lag ich wieder wach und sah zu den Sternen auf, die über mir funkelten, und betete, Gott möge mir Klarheit schenken, wie ich handeln solle, und mich vor unbedachten Schritten bewahren. O wenn ich nur hätte meinem Mann helfen können! Mit dem anbrechenden Morgen stand ich wieder vor denselben unlösbaren Schwierigkeiten, und es war mir, als ob ich warten und warten müsse, bis mir endlich jemand zu Hilfe komme. Ich spähte wieder mit meinem Fernrohr umher, da hörte ich — es war etwa zehn Uhr — plötzlich einen Ruf hinter mir vom Berg her. Einen Augenblick schlug mein Herz vor Freude, denn ich glaubte die ersehnte Stimme zu hören, und meinte, daß die Yaks, die ich sah, von meinem Mann gemietet seien. Um so größer war meine Enttäuschung, als ich bemerkte, daß die Tiere zwei Lamas und einigen bewaffneten Tibetern gehörten. Ich rief den Leuten zu und ging den Lamas, die den Berg herunterkamen, entgegen. Nachdem wir die gebräuchlichen Höflichkeiten ausgetauscht hatten, fragten sie mich, wo mein Mann sei. Ich antwortete, er sei zu den Zelten gegangen und nicht zurückgekehrt. Da meinten sie, ich werde mich wohl fürchten, so

wenn er wußte, daß ich allein und in Gefahr sei, war aber dessen gewiß, daß er dann all seine Sorgen im Gebet vor den gütigen Vater im Himmel bringen und ihn bitten würde, daß er sich meiner annehme.

Ich band mein Pferd im Gebüsch fest und legte mich nieder, nicht um zu schlafen, sondern um mich besser vor der Kälte zu schützen. So verbrachte ich eine stille, aber schlaflose Nacht, während ich immer noch hoffte, meinen Namen rufen zu hören, wie mir mein Mann versprochen hatte, wenn er in der Dunkelheit zurückkehren würde. Aber alles blieb still; der Morgen kam; ich stand auf, nahm das Fernrohr zur Hand und wartete und hoffte wieder auf die ersehnte Heimkehr meines Mannes. Ich sah wieder, wie die Herden an den Hügeln weideten, und die ganze Natur schien sich des Sonnenscheins zu freuen; aber als die Stunden dieses zweiten Tages verrannen und er wieder nicht kam, da hörte mein Herz beinahe auf zu schlagen. Was mich in jenen dunklen Stunden aufrecht hielt, war nur das Vertrauen auf Gott und der feste Glaube, daß ich in seiner Hand sei. Der Abend kam und ich war noch allein mit meinem Gott. Meine unbestimmte Furcht war nun zur Gewißheit geworden; die Hoffnung, meinen Mann je wieder zu sehen, war geschwunden. Ich war nun ganz überzeugt, daß die Zelte hinter den Felsen den Räubern gehörten, die uns unsere Pferde gestohlen hatten; wahrscheinlich hatten die Männer gefürchtet, mein Mann werde sie bei ihrem Häuptling verklagen und das gestohlene Gut zurückfordern, und um diesem zu entgehen, hatten sie ihn wohl erschossen und seinen Leichnam in den Fluß geworfen. Im Jahr 1894 war wenige Tagereisen von diesem Ort der berühmte französische Reisende Dutreuil de Rhins erschossen worden; damals mußten die Mörder viel Silber bezahlen und ein Lama wurde enthauptet. Dies

verpflichtet hatten. Die Verantwortlichkeit dafür lag, da mein Mann nicht mehr am Leben war, nun ganz auf mir.

So ging ich denn in der entgegengesetzten Richtung stromabwärts den Zelten zu, die mein Mann zuerst aufsuchen wollte. Als ich ihnen gegenüberstand, rief ich so laut ich konnte; ich wurde gehört und ein Mann mit einem Knaben kam heran. Ich bat sie mit zwei Yaks über den Fluß zu kommen und mich zu holen, und zeigte ihnen ein Stück Silber. Darauf liefen sie weg, kamen aber bald mit zwei Yaks zurück, von denen einer einen Packsattel hatte. Ich wunderte mich, daß sie die bösartig aussehenden Tiere mit Geschrei und Steinwürfen ins Wasser trieben, merkte aber bald, daß sie erwarteten, ich werde die Tiere einfangen, dem einen mein Gepäck aufladen und auf dem andern durch den Fluß reiten. Das war für mich ein Ding der Unmöglichkeit, denn ich konnte mit diesen ungefügen, wilden Tieren gar nicht umgehen, hatte mich sogar mein Leben lang immer vor unsern heimischen Ochsen und Kühen gefürchtet. So rief ich denn wieder, es möchte doch ein Mann mit herüberkommen, ich könne nicht allein mit den Tieren fertig werden; da bekam ich die Antwort, dann solle ich eben drüben bleiben. Der Mann hörte nun auf Steine nach den Yaks zu werfen, und diese kehrten um und liefen wieder ihrer Heimstätte zu. So entschloß ich mich denn, die Nacht hier am Flußufer zuzubringen, da es mir doch ein wenig behaglicher war, die Zelte in der Nähe zu wissen. Ich band mein Pferd an, wo ich es im Auge behalten konnte, aß etwas Tsamba und legte mich auf den Schnee. Es schneite die ganze Nacht hindurch und ich mußte immer wieder fragen: wie wird es mir noch gehen, werden mir die Leute am Morgen zu Hilfe kommen; aber trotz all dieser beängstigenden Gedanken war es mir, als ob mir eine Stimme zuflüstere: sei stille dem Herrn und warte auf ihn.

allein zu sein. Als Antwort zeigte ich meinen Revolver und erklärte ihnen, daß ich damit sechs Kugeln abschießen könne, von denen jede durch drei Männer hindurchgehe, ehe ein Eingeborener einen einzigen Schuß aus seiner Flinte abfeure. Darauf sagten sie zu einander, es werde wohl klüger sein, mich in Ruhe zu lassen, denn ich würde ja achtzehn Leute verwunden, ehe man mir etwas anhaben könnte. Da mir die Lamas freundlich zu sein schienen, bat ich sie, mich auf ihrem Yak über den Fluß zu nehmen; auf ihre Frage, ob ich Geld habe, versicherte ich sie, daß ich sie gut dafür bezahlen würde. Sie versprachen, den Yak herbeizuholen und liefen davon, den Berg hinauf, in der Richtung der Zelte, zu denen mein Mann gegangen war. Ich wartete den ganzen Tag auf derselben Stelle, aber die Männer kamen nicht wieder. Die Sonne war jetzt untergegangen und ich hatte das Gefühl, daß ich mich der größten Gefahr aussetze, wenn ich noch eine Nacht an diesem Ort bleibe. Aber wohin sollte ich mich wenden? Ich machte den Versuch, auf meinem Pferd über den Fluß zu setzen, aber ich konnte es nicht dazu bringen, ins Wasser zu gehen. So zog ich es wieder den Berg hinauf, setzte mich wieder und überdachte nocheinmal meine Lage. Da kam der Gedanke über mich: Warum gehst du nicht zu den Zelten und teilst das Schicksal deines Mannes? Du kommst ja doch nicht lebendig aus diesem Land heraus, warum dann noch zuwarten? Und noch einmal zog ich mein Pferd den Berg hinunter, um den Weg nach den Zelten einzuschlagen. Aber ich durfte doch nicht gehen; es wurde mir klar, daß es nicht recht wäre, dem Tod in die Hände zu laufen, da ich doch keinesfalls meinem Mann Hilfe bringen konnte. Ich durfte es um unserer Lieben willen in der Heimat nicht tun und auch nicht um unserer Arbeit in Tibet willen, zu der wir uns gemeinschaftlich

Tier an den Hörnern festhielt. Da ich keinen Zügel hatte, hoffte ich, der Mann werde meinen Yak an dem Strick, der ihm durch die Nase gezogen war, führen; das geschah aber nicht, sondern beide Tiere, das meine und das meines Führers, stürzten sich einfach ins Wasser und da die Strömung sehr stark war, wurde ich durch die Bewegung des schwimmenden Tiers so hin und her geschaukelt, daß ich kaum das Gleichgewicht bewahren konnte und mich krampfhaft an den Sattel anklammern mußte. Ich kam vollständig durchnäßt am andern Ufer an und hoffte, nun in einem Zelt meine Kleider wechseln und mich an einem Feuer wärmen zu können. Aber die Tibeter hatten es anders mit mir im Sinn, und ich merkte bald, daß ich alles aufbieten müßte, um ihre gute Meinung für mich zu gewinnen. Sie fingen an, meine sämtlichen Habseligkeiten zu durchsuchen, und bemerkten dabei, daß ich keine Chinesin, sondern eine Fremde sei. Ich war sehr froh, daß nichts unter meinen Sachen war, das Verdacht erregen konnte, außer dem Revolver, der ihnen gehörige Angst einflößte. Ein Mann fuhr mit seiner schmutzigen Hand in meinen Sack mit Tsamba, um zu sehen, ob da etwas versteckt sei, und fand auch wirklich einen Kaffeelöffel, den ich dann dem Mann, der mich über den Fluß geholt hatte, zum Geschenk machte, denn von meinem Silber hatte schon ein anderer Besitz ergriffen. Als sie glücklich mit dem Durchsuchen meiner Sachen fertig waren, ergriff ich eine Frau bei der Hand und bat sie, mich in ein Zelt zu führen, da ich in meinen nassen Kleidern vor Kälte zitterte und der Boden mit Schnee bedeckt war. Ein Mann deutete auf einen Platz im Freien, in einiger Entfernung von den Zelten und sagte, dort könnte ich mein Gepäck hintun und auch schlafen. Aber ich bestand darauf, nicht im Freien zu schlafen, und bat, sie möchten mir doch ein Zelt oder

Als der Morgen dämmerte, rief ich wieder und war sehr froh, daß einige Frauen und Kinder an das Wasser kamen, denn ich hoffte von ihnen eher etwas zu erreichen als von den Männern. Ich sah aber bald, daß sie mir nicht zu Hilfe kommen würden, ehe ich ihnen gezeigt hatte, daß ich mit meinem Pferd nicht über den Fluß setzen konnte; so legte ich denn meine Decken auf den Pony und stieg auf. Die Weiber schrieen und warfen Steine, während ich mein Bestes tat, das Tier ins Wasser zu treiben. Es kannte aber seine Schwächen besser als wir, und war nicht zu bewegen, auch nur einen Schritt vorwärts zu tun. Da riefen die Weiber herüber, ich solle absteigen; das tat ich und fragte, ob sie mir denn nicht helfen könnten. Endlich erbot sich ein Lama, ein Pferd herbeizuholen, auf dem ich übersetzen könne. Etwa um zehn Uhr kam ein Mann mit sechs Yaks herüber, um mich zu holen. Ich sah ihn mir genau an; er war schmutzig, hatte wirres Haar und zerlumpte Kleider, aber der Ausdruck in seinen Augen gab mir Mut, mich ihm anzuvertrauen. Er band mein Pferd mit einem Yak zusammen, lud mein Gepäck einem zweiten auf den Rücken und legte meinen Sattel auf den dritten. Darauf trieb er vier der Yaks unter dem Geschrei einer großen Zuschauermenge, die sich am Ufer versammelt hatte, ins Wasser, während ich die beiden übrigen Tiere, die zum reiten bestimmt waren, an einem Strick festhalten mußte. Mein Pferd wollte zuerst durchaus nicht vom Fleck, aber schließlich stürzte es sich ins Wasser und zog den Yak, mit dem es zusammengebunden war, so weit stromabwärts, daß wir eine Weile glaubten, beide Tiere würden verloren gehen; sie kamen aber doch noch glücklich ans Land. Es war mir nichts weniger als behaglich zumute bei diesem meinem ersten Ritt auf einem Yak, aber es blieb mir keine Wahl übrig. So stieg ich denn auf, während mein rauher Führer das

nun nichts anderes übrig, als mich nach Kegudo (Jekundo), einer zehn Tagereisen entfernten Stadt, in der ein chinesischer Beamter wohnte, auf den Weg zu machen. Ich wußte, daß ich durch diesen Briefe nach Ta-tsien-lu schicken konnte und daß er mir auch Soldaten mitgeben würde, mit deren Hilfe ich über das Schicksal meines Mannes ins Klare kommen konnte. Die Eingeborenen weigerten sich aber, mich den ganzen Weg zu begleiten, und verlangten schon für eine Strecke von fünf Tagereisen eine so hohe Summe, daß ich nicht handelseinig mit ihnen werden konnte und deshalb vier Tage in der kleinen Höhle zubrachte.

Bei Nacht lag die kranke Kuh davor und knirschte mit den Zähnen, und ich mußte den Eingang mit meinem Sattel verschließen, damit sie nicht zu mir hereinkam. Ich bekam oft Besuch von Männern und Frauen, die mir Butter und Fleisch zum Verkauf anboten und immer dieselbe Tauschware dafür verlangten, nämlich grüne Steine, die sie zur Ausschmückung ihres Kopfputzes verwenden. Am ersten Nachmittag ging ich an den Fluß und sah auf die Stelle hinüber, wo ich die bangen Tage des Wartens zugebracht hatte; am Ufer lag noch die wattierte Jacke meines Mannes; wie traurig mich das machte! Am dritten Tag ging ich von zwei Lamas begleitet noch einmal dorthin. Ich hatte noch nicht alle meine Sachen mitgebracht und so gingen die beiden Männer über den Fluß, um die Sachen zu holen.

Ich beobachtete sie durch das Fernrohr und als ich sah, daß noch alles da war, wie ich es verlassen hatte, schwand mein letztes Fünkchen von Hoffnung, daß der Verlorene je wiederkehren werde. Traurigen Herzens drang ich in die Männer, mich doch die ersten fünf Tagereisen in der Richtung nach Kegudo zu begleiten, aber sie wollten sich lange nicht dazu hergeben. Schließlich bewog sie die Furcht oder der Aberglaube, daß meine Anwesenheit ihnen Unglück

bringen könnte, nachzugeben und so konnte ich aufbrechen. Mit großer Schlauheit hatten mir die Leute fast alle meine Habseligkeiten entwendet, darunter auch meinen guten Zügel, und erst als ich erklärte, daß ich nicht fortgehe, ehe ich ihn hätte, kam er wieder zum Vorschein. Auch ein wattiertes Kleidungsstück, das ich notwendig wegen der Kälte brauchte und das ein Mann unter einem Stein versteckt hielt, mußten sie mir wieder herausgeben.

Der Abschied vom Grab meines Kindes und das Verlassen des Ortes, wo ich meinen Mann verloren hatte, ist das Schwerste, was ich in meinem Leben durchgemacht habe, und ich kann den Schmerz dieser Trennung nicht in Worten ausdrücken.

---

22. Schlimme Führer.

Der Distrikt, in welchem mein Mann verschwunden war, heißt Gedshi; eingeborene Häuptlinge regieren dort, stehen aber unter dem Amban in Sining, als dessen Vertreter der chinesische Beamte in Kegudo gilt. Die Reise zu dem letzteren war beschwerlich für mich, ich hoffte aber bei ihm Hilfe zu finden, wenn ich die Schuldigen anklagte, und vielleicht konnte ich dann unter dem Schutz von Soldaten noch einmal hieher zurückkommen. Die drei Männer, die ich gedingt hatte, daß sie mich fünf Tagereisen weit mit ihren Yaks begleiteten, bekamen jeder zehn Unzen Silber und ein wertvolles Kleidungsstück. Nach Ablauf dieser Zeit hatten sie mir für andere Männer zu sorgen, die mich weitere fünf Tagereisen meinem Ziel entgegenbringen mußten. Der älteste meiner [illegible] ein [illegible] 50jähriger, grauhaariger Mann, sah [illegible] er da er freundlich war und se[illegible]issen Anstand ver-

riet, faßte ich Vertrauen zu ihm und nannte ihn Apa, d. h. Vater, was ihn sehr freute. Mein zweiter Begleiter war der Mann, der mich über den Fluß geholt hatte; er aß rohes Fleisch mit solchem Genuß, daß ich unwillkürlich an Menschenfresser erinnert wurde, aber doch hatte ich keine Angst vor ihm; der dritte hatte keine hervorstechenden Eigenschaften. Alle drei waren mit Schwertern bewaffnet, aber nur einer besaß eine Flinte; sie gingen zu Fuß und trieben ihre drei Yaks vor sich her, von denen zwei bepackt waren, während ich auf dem dritten ritt. Mein Pferd wurde mitgeführt und war sicherlich sehr erfreut, daß es keine Last, ja nicht einmal einen Sattel tragen mußte. Am Abend, ehe wir die Reise antraten, gingen wir nur ein Stückchen weit in die Berge, bis zu einigen Zelten, die Verwandten meiner Führer gehörten. Die drei Männer schliefen in den Zelten, aber ich mußte außen bleiben an einem Abhang des Hügels, wo man mir ein großes Feuer gemacht hatte, das beinahe die ganze Nacht brannte. Es wurde mir überhaupt nie mehr erlaubt ein Zelt zu betreten, denn die Eingeborenen haben, abgesehen von ihrem Aberglauben und ihrem Vorurteil gegen Ausländer, eine eigentümliche Sitte, die jeglicher Frau, die nicht zur Familie gehört, den Eintritt in ein fremdes Zelt verbietet. Auch als ich in eine Gegend kam, wo Ackerbau getrieben wird und die Leute in Steinhäusern wohnen, ließ man mich nicht in den Wohnraum. Meine drei Führer waren in ihrer Weise sehr freundlich gegen mich, und obgleich ich ihnen nicht unbedingt vertraute, hatte ich doch keine eigentliche Furcht vor ihnen. Der Yak, den ich zuerst ritt, war kein Reittier; er machte, obgleich er geführt wurde, wenn es bergab ging, solch plötzliche Sprünge, daß zweimal der Sattel losging und ich sehr heftig abgeworfen wurde; nach meinem zweiten Fall *bestand* ich darauf, daß man mir ein ruhigeres Tier gab,

mit dem ich viel beſſer daran war. Es gelang denn auch meinen Führern, für mein erſchöpftes Pferd ein neues einzuhandeln; als aber der Handel eben abgeſchloſſen werden ſollte, erſpähte der Pferdebeſitzer mein Handtuch, das letzte das ich beſaß, und es half alles nichts, ich mußte es ihm geben, da ich nichts anderes finden konnte, das ihm ebenſo begehrenswert erſchien.

Bis jetzt hatte ich nicht geglaubt, ohne ein Handtuch auskommen zu können, aber da ich nicht wußte, ob ſich noch einmal Gelegenheit zu einem Pferdehandel bieten würde, zog ich doch den Beſitz eines Pferdes vor. Meine Begleiter waren erfreut, daß ich nun wieder auf einem ſolchen reiten konnte, denn ſie hatten wirkliche Teilnahme für mich. Aber keine Verſprechungen konnten ſie dazu bewegen, weiter als die fünf Tagereiſen mit mir zu gehen, ſo ſehr fürchteten ſie ſich vor den Räubern, ſobald ſie nicht mehr innerhalb ihres eigenen Diſtriktes waren. Der Apa ſagte, es kämen hier und überhaupt auf dem ganzen Weg nach Kegudo ſehr viele Raubanfälle vor, und das war auch der Grund, daß mich die Männer unbewaffnet und zu Fuß begleiteten, denn wer ihnen begegnete, hatte den Eindruck, daß bei ihnen nichts wertvolles zu holen ſei, da ſie ganz wie Bettler ausſahen. Meine Führer hatten ziemlich viel Schwierigkeiten, mir neue Begleiter und neue Tiere zu meiner Weiterreiſe zu verſchaffen; es lag mir aber ſo viel daran, nicht allein gelaſſen zu werden, daß ich ihnen fünf Unzen Silber mehr verſprach, wenn ihre Bemühungen erfolgreich ſein würden. Das half, und ſo hatte ich am Abend des fünften Tages ſechs Männer und neun Yaks bei mir, fühlte mich aber lange nicht ſo behaglich und ſicher als vorher. Der Abſchied von dem Apa wurde mir ganz ſchwer; wir waren oft zuſammen beim Feuer geſeſſen und hatten geplaudert, während die anderen Brennholz ſammelten und Waſſer

holten. Als der Morgen kam, mußte ich mich von den drei Männern trennen, die mich im ganzen immer freundlich und rücksichtsvoll behandelt und mir nun auch zu der Weiterreise nach Kegudo verholfen hatten. Nachdem ich sie ausbezahlt hatte, beschenkten sie mich mit einigen Lebensmitteln, und nun schieden wir. Diese Leute hatten mir wirkliche Teilnahme gezeigt, als ich ihnen von meinem Kind und von meinem Mann erzählte, und nun gingen sie an den Ort zurück, wo ich so Schweres erlebt hatte und an dem meine Gedanken immer noch weilten, während ich weiter und weiter fort in die Fremde ziehen mußte.

Den ältesten von meinen drei neuen Führern, einen etwa vierzigjährigen Mann, nannte ich auch Apa. Außer ihm waren es noch ein siebzehnjähriger Junge, der angenehm aussah, während der dritte etwas Gemeines sowohl im Aussehen als in seinem Wesen hatte und mir deshalb Mißtrauen und Furcht einflößte. Alle drei waren mit Flinte und Schwert bewaffnet und im ganzen kam ich gut mit ihnen aus, obgleich es mir auffiel, daß sie es sorgfältig vermieden, in der Nähe von andern Zelten unser Lager aufzuschlagen; doch versprachen sie mir, für weitere Begleiter zu sorgen, wenn sie selbst umkehren müßten. Am Morgen des vierten Tages, als unser Weg auf der Höhe dahinführte, erblickten wir plötzlich unten im Tal am Fuß des Berges ein Häuptlingszelt. Ich war gleich entschlossen, dahinzugehen und den Häuptling um Begleiter und Pferde zu bitten, denn mit den Yaks ging es sehr langsam voran und meine Führer verzögerten absichtlich unser Vorwärtskommen, damit sie sich nicht zu weit von ihrer Heimat entfernen mußten. Wenn meine Reise so langsam weiter ging, fürchtete ich, daß mir mein Geld *nicht* ausreichen würde, um mir die nötigen Transport- *und Lebensmittel* anzuschaffen. Als ich jedoch den Führern

meine Absicht mitteilte, machten sie Einwendungen und sagten, sie fürchteten sich, denn es sei ihr eigener Häuptling. So blieb mir nichts anderes übrig, als selbst die Sache in die Hand zu nehmen; ich zog mein Pferd den Berg hinunter und befahl den Männern, mir zu folgen, was sie, wenn auch ungern, taten. Als wir in die Nähe des Zeltes kamen, erschien der Verwalter des Häuptlings, um mit uns zu unterhandeln. Ich gab ihm eine schöne Khata für seinen Herrn und bat um eine Unterredung mit ihm. Er brachte mir aber mein Geschenk zurück und erklärte, weil ich eine Frau sei, könne mir sein hoher Herr keine Audienz gewähren, er selbst werde aber als Mittelsperson die Verhandlungen führen. Ich weigerte mich, die Khata wieder anzunehmen, zeigte unsere chinesischen Pässe und teilte ihm mit, daß wir beraubt worden seien und daß dies der erste Häuptling sei, den ich hätte finden können. Ich bat um Begleiter und Pferde nach Kegudo und sagte, ich würde dafür bezahlen. Nun ging der Mann ins Zelt, um seinem Herrn meine Wünsche vorzutragen, kam aber bald mit der Antwort zurück, ein anderer Häuptling in der Nähe werde meine Wünsche befriedigen, dieser hier könne es nicht. Ich erwiderte, meine jetzigen Führer seien nicht verantwortlich für meine Sicherheit und ich würde deshalb diesen Ort nicht verlassen, ehe ich eine Bedeckung mitbekäme, während der Dauer unseres Hierseins müsse aber der Häuptling für die Sicherheit meines Pferdes einstehen und mich mit Nahrungsmitteln versorgen. Diese Vorstellungen verfehlten ihre Wirkung bei dem Häuptling nicht, und wir wurden nun bald handelseinig. Ich mußte aber noch einen Tag warten, bis meine neuen Begleiter ihre Reisevorbereitungen getroffen hatten. Da die fünf Tage noch nicht um waren, behielt ich meine drei Führer bis zum folgenden Morgen, dann bezahlte ich sie

und gab ihnen Erlaubnis zur Heimkehr. Die Untergebenen des Häuptlings kamen oft zu mir und wollten mir gern meinen Revolver und mein Fernrohr abkaufen. Der Häuptling ließ sich nicht herab, selbst mit mir zu sprechen, ließ mich aber bitten, ihm mein Fernrohr zu leihen. Er hatte eine kindische Freude daran und hätte es mir sehr gern abgekauft. Da ich nicht hoffen konnte, viel dafür zu bekommen, ließ ich dem Häuptling sagen, ich würde es ihm als Geschenk zurückschicken, wenn mich seine Leute nach Kegudo gebracht hätten. Darauf sandte er noch verschiedene Boten, die fragen mußten, ob es mir mit meinem Versprechen wirklich ernst sei, worauf ich immer antwortete: „Wenn die Führer ohne das Fernrohr zurückkommen, so ist es ein Zeichen, daß sie vertragsbrüchig geworden sind."

Am Abend vor der Abreise wurden mir meine zwei neuen Führer vorgestellt und ich bemerkte gleich, daß der eine bösartig aussah. Ich hatte dem Häuptling ein Stück Silber als Bezahlung für die Männer gegeben; diese fürchteten aber, es möchte nicht massiv sein, deshalb schnitten sie es durch und jeder nahm sich eine Hälfte. Darauf verlangten sie von mir, ich solle während der Nacht reisen, ich erklärte aber rundweg, daß ich nie in der Dunkelheit unterwegs sein würde. Der Häuptling hatte mir Butter und Käse geschenkt, und nun machten wir uns am folgenden Morgen auf den Weg; mein Gepäck hatten die Führer mit auf ihre Pferde genommen, damit wir nicht noch ein besonderes Packpferd mitnehmen mußten. Ich hoffte, daß ich mit des Häuptlings Leuten besser fahren würde als mit denen, die ich selbst gedingt hatte; aber wie sehr hatte ich mich getäuscht! Anstatt beschützt zu werden, kam ich in die größte Gefahr; denn meine Begleiter waren ganz schlechte Kerls und nur durch das Versprechen, das ich dem Häuptling wegen meines Fern-

rohrs gegeben hatte, vermochte ich etwas bei ihnen auszurichten. Ich bin überzeugt, daß es in unsern Zuchthäusern keine schlimmeren Menschen gibt als diese beiden, die mich gern getötet und beraubt hätten, es aber allerdings bei dem Betrügen bewenden lassen mußten. Ich durfte nicht wagen, die Männer auch nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren, und wenn sie in ein Zelt gingen, beobachtete ich den Eingang, bis sie wieder herauskamen. Der eine, der meine Vorräte auf seinem Pferd hatte, stahl mir die Hälfte meines Mehles und meiner Butter; daraus ersah ich, wie gemein und niederträchtig er war, und ich war fortan auf meiner Hut. Der andere, neben dessen Zelt ich die erste Nacht zubrachte, behandelte mich gerade wie ein tibetisches Weib, und es empört sich noch alles in mir, wenn ich an sein Betragen zurückdenke. Als er bei Nacht in sein Zelt ging, wiederholte ich ihm, was ich schon vorher gesagt hatte, daß ich unbedingt meinen Revolver abfeuern würde, wenn mir während der Nacht irgend jemand nahe komme. Am nächsten Morgen kamen wir auf die große Karawanenstraße, die nach Kegudo führt; ich fühlte mich im höchsten Grade unbehaglich in der Gesellschaft dieser Spitzbuben; aber es war mir doch gelungen, sie davon zu überzeugen, daß ich mit Achtung behandelt werden müsse, auch merkten sie, daß ich mich mit meinem Revolver vor Zudringlichkeiten und Unverschämtheiten schützen würde. O wie dankbar war ich meinem Manne, daß er in seiner Fürsorge mir diese Waffe gelassen hatte, denn ohne sie hätte ich diese Menschen nicht in den Schranken halten können. Ich habe sonst nie weder Chinesen noch Tibeter getroffen, die diesen Kerls an Lasterhaftigkeit gleichkamen, und es ist mir oft noch ganz unbegreiflich, wie ich es durchgesetzt, und es konnte, daß und Nacht allein mit ihnen zu sein.

Sie versicherten mich, das Weib stehe so tief, daß sie sich schämen müßten, mit einer Frau zu reisen; wenn wir mit andern Leuten zusammenträfen, dürfe ich meinen Mund nicht auftun, denn man dürfe nicht merken, daß ich nicht wie sie dem edlen Geschlecht angehöre, sonst würden sie keinen Schritt weiter mit mir gehen. Die Führer waren allerdings so rücksichtsvoll, daß sie mir mein Fernrohr abnehmen wollten, weil es so schwer zu tragen sei, ich zog aber vor, es in meiner Bluse aufzubewahren. Solange ich es noch in den Händen hatte, besaß ich eine gewisse Macht über die Schurken, denn wenn sie ohne dasselbe zum Häuptling zurückkehrten, waren sie ihrer Köpfe nicht sicher. Als sie indessen merkten, daß ich ihren groben Betrügereien auf die Spur kam, machten sie feinere Pläne, um mich in ihre Gewalt zu bekommen; aber ich stand unter dem Schutze meines himmlischen Vaters, und er ließ es nicht zu, daß mir ein Leid geschah.

Einmal, es war um die Mittagszeit, klagte einer der Männer über heftige Leibschmerzen, die sich so verschlimmerten, daß er scheinbar kaum mehr weiter konnte. Sie fragten mich, ob ich Arznei habe; ich bejahte es, da ich Morphium besaß, was ihm jedenfalls geholfen hätte, wenn er überhaupt Schmerzen hatte. Darauf fragte er, ob die Arznei chinesisch oder englisch sei, und auf meine Antwort, sie sei englisch, meinte er, dann könne er sie nicht nehmen, sie sei wohl ganz recht für Engländer und Chinesen, aber ein Tibeter würde daran sterben. Da in der Nähe einige Zelte sichtbar waren, schlug er vor, die Nacht in der Nähe derselben zuzubringen, er wolle dann dort einen Lama bitten, ihm Arznei zu geben und für seine Genesung zu beten.. So gingen wir denn auf die Zelte zu, und da wir erschöpft und ruhebedürftig waren, sagte ich mehreremale, wir wollten hier übernachten, der Kranke könne dann den

Mamba (Arzt) um Rat fragen. Bald wurde mir indes klar, daß meine Begleiter anderes im Sinn hatten, denn nachdem sie eine Zeitlang mit einander verhandelt und reichlich geschnupft hatten, machten sie sich wieder auf den Weg, und versuchten mir einzureden, daß diese Zeltbewohner sehr schlimme Räuber seien, und daß es gefährlich wäre, in ihrer Nähe zu bleiben. Ich wagte nicht, Streit mit ihnen anzufangen; hätte ich es getan, so hätten sie ohne Zweifel den Leuten gesagt, ich sei böse und müsse umgebracht werden. Die Klugheit gebot mir, zu schweigen, um sie nicht zu reizen. So ging's denn weiter, an verlassenen Lagerplätzen vorbei, wo eine Menge Holz für späteren Gebrauch angehäuft war, bis wir an einen ungeheuren Sumpf kamen; stundenlang ritten wir nun durch diesen Sumpf, in dem unsere Pferde kaum einen Weg finden konnten und den gewiß nie zuvor ein menschliches Wesen betreten hatte. Endlich kamen wir an ein Flüßchen; wir ritten demselben entlang bis an eine Stelle, wo die Pferde übersetzen konnten, und nachdem wir auf dem andern Ufer wieder ein Stück rückwärts gegangen waren, stiegen wir ab, um uns zu lagern. Nun waren wir von dem schwarzen, schmutzigen Fluß und einem sich meilenweit erstreckenden Sumpf eingeschlossen.

Es fiel mir auf, daß die Männer das Feuer sorgfältig versteckten, damit man es aus der Ferne nicht bemerke; da es schon lange dunkel war, begaben wir uns gleich nach dem Abendessen zur Ruhe und meine Begleiter versicherten mich immer wieder, dieser Lagerplatz sei äußerst sicher, wir könnten hier ganz ruhig schlafen und brauchten uns nicht vor Räubern zu fürchten. Die Männer legten sich neben dem Feuer nieder, ihre Gewehre neben sich, während ich in einiger Entfernung von ihnen auf dem trockensten Platz, den ich finden konnte, meine wasserdi

Decke ausbreitete. Die ganze Nacht hatte ich den Revolver in der Hand und betete um Kraft, wach zu bleiben, damit mir keine Bewegung der zwei Schurken entgehen könne; denn obgleich mir diese scheinbar so freundlich versichert hatten, daß ich ohne Furcht schlafen könne, riefen sie sechsmal in der Nacht leise meinen Namen, worauf ich immer sogleich antwortete, damit sie merkten, daß ich vollständig wach sei. Was sie eigentlich mit mir im Sinn hatten, konnte ich nicht herausbringen, aber daß sie mich, fern von allen menschlichen Behausungen, in diesen Sumpf geführt hatten, daß sie mich ruhig schlafen hießen und mich doch immer anriefen, war mir ein sicherer Beweis, daß sie Böses im Schilde führten und daß ich leicht meine letzte Ruhestätte hier in diesem verlassenen Winkel hätte finden können. Was aber auch ihr Plan gewesen sein mag, sie durften ihn nicht ausführen. Als es Morgen wurde, war die Krankheit des Mannes verschwunden, aber mit ihr auch jede Spur von scheinbarer Freundlichkeit; wahrscheinlich ärgerten sich die Führer, daß ich so auf meiner Hut gewesen war. Wir sattelten die Pferde — ich mußte das meinige immer selbst satteln — und noch ehe die Sonne hinter den Bergen zum Vorschein kam, waren wir auf dem Rückweg nach der Hauptstraße, auf der wir nun schnell dahin trabten, bis wir an eine Stelle kamen, wo sich der Weg teilte. Hier hielten meine Begleiter an und sagten, sie wüßten nicht, welches die Straße nach Kegudo sei; ich redete ihnen zu, die Leute in den Zelten, die in der Nähe waren, um Auskunft zu bitten, während ich sie hier erwarten wolle. Bald kamen sie wieder zu mir und fragten mich, ob ich wisse, was Pocken seien, sie hätten gehört, daß in Kegudo eine Epidemie sei und nun würden sie nicht dorthin gehen. Ich wußte ganz gut, was das für mich bedeutete, denn die Tibeter fürchten diese Krankheit

so sehr wie wir die Cholera oder das gelbe Fieber. Ich sagte ihnen aber, ich fürchte mich nicht, und wenn sie nicht mit mir gingen, würde ich ihnen das Fernrohr für den Häuptling nicht geben. Da meinten sie, sie wollten lieber in ihrer Heimat durch die Hand des Häuptlings sterben, als in der Fremde an den Pocken. Ich suchte sie noch zu überreden, mich wenigstens bis in die Nähe von Kegudo zu bringen, dann könnte ich die Reise vollends allein machen, aber es half alles nichts, sie wollten keinen Schritt mehr weiter.

Da mich der lange Ritt, das fortwährende Aufpassen und das beinahe hoffnungslose Bemühen, die Ränke dieser Spitzbuben zu vereiteln, ganz elend gemacht hatten, schlug ich vor, wir wollten in der Nähe der Zelte ausruhen und frühstücken. Ich hatte nicht den Mut, die Männer aus meinem Dienst zu entlassen, denn das hätte sie vollends zu meinen bittersten Feinden gemacht; auch wäre es nicht ratsam für mich gewesen, allein nach den Zelten zu gehen, weil sie mich wahrscheinlich schon bei deren Bewohnern verleumdet hatten. Ich war in einer ganz verzweifelten Lage und doch mußte ich alles aufbieten, um die Führer nicht merken zu lassen, daß ich gar keinen Rat und Ausweg mehr wußte. Als nun alle meine Versuche, sie zur Weiterreise nach Kegudo zu bewegen, fehlgeschlagen waren, willigte ich schließlich ein, meinen Weg auf der Karawanenstraße fortzusetzen, bis wir mit einem Chinesen zusammenträfen. Man trifft oft chinesische Kaufleute in der Nähe der Städte und ich hoffte, daß sich ein solcher meiner annehmen würde, eine Hoffnung, die auch wirklich in Erfüllung ging. Nach langem Feilschen und einem Streit zwischen den beiden Führern, bei dem ich noch den Friedensstifter machen mußte, gab ich ihnen zehn Unzen Silber und das Versprechen, daß sie das Fernrohr haben sollten, sobald wir einen Chinesen fänden. Eigentlich war es sehr un-

klug, das Geld vorher auszubezahlen, aber sie wollten sich nicht von der Stelle rühren, bis sie es hatten, und ich besaß doch wenigstens durch das Fernrohr noch eine gewisse Gewalt über sie. Im ersten Zelt, an das wir kamen, fragten sie nach den chinesischen Kaufleuten und schlugen dann einen kleinen Fußweg ein, auf dem wir, wie sie sagten, innerhalb zwei Tagen zu Chinesen gelangen würden. Meine ganze Natur sträubte sich dagegen, noch länger in Gesellschaft dieser schlechten Menschen zu reisen, aber es half nichts, ich mußte noch Geduld haben. Wir schlugen unser Lager an einem reizenden Plätzchen auf, in einem kleinen Tal zwischen den Bergen, wo auf den frischen Grasplätzen viele Zelte standen, die Herden friedlich weideten, und ein munterer Bach plätscherte, an dessen Ufer wir unser Feuer anzündeten. Meine Begleiter brachten den Abend in einem schwarzen Zelt zu. Sie brachten mir eine Nachricht, bei der ich ganz starr vor Entsetzen wurde; sie sagten, wir kämen jetzt in die Nähe eines Klosters, in dem man die Ausländer tödlich hasse, und wenn man entdeckte, daß ich eine Fremde sei, würden wir alle ums Leben kommen. So mußte nun alles, was meine Nationalität verraten konnte, vernichtet werden. Ich werde nie den Kampf vergessen, den es mich kostete, die Bibel meines Mannes, die er jahrelang benützt hatte, und sein Tagebuch herzugeben, und beides im Schlamm versenken zu lassen. Aber ich mußte mich fügen, wenn ich nicht noch weiteres Unglück auf mich laden wollte. Am nächsten Tag ging's weiter und als es am Abend dunkel wurde, taten die Männer ganz geheimnisvoll und führten mich in die Berge, weit ab von den Zelten im Tal, wo wir doch scheinbar hätten so ruhig bleiben können. Wir fanden nur ein bischen Wasser, das reichte, um etwas Tee zu machen, und legten uns dann zur Ruhe. Plötzlich hörten wir ganz in unserer

Nähe eine Stimme, schnell standen die Männer auf, zogen ihre Schafspelze an, machten ihre Flinten schußfertig und stellten sich bereit, um ihre Pferde zu verteidigen, während ich Gott um Schutz anrief. Das Rufen dauerte fort, aber es verklang allmählich in der Ferne und die Männer dachten, entweder suche man nach uns, oder es habe sich vielleicht jemand verirrt. So fingen sie auch an zu rufen und von den Stimmen geleitet, erschien ein Mann an unserem Feuer und fing ein Gespräch mit den beiden Führern an. Ich hörte ihn fragen, wer ich sei, und auch die Antwort, ich sei ein Chinese, der in das Kloster zu seinen Freunden wolle; schlauerweise fügten dann meine Begleiter hinzu, ich verstünde die tibetische Sprache gar nicht, es habe deshalb keinen Wert, mich anzureden.

Darauf entfernte sich der Fremde, um aber bald mit drei weiteren Männern zurückzukehren. Ich merkte gut, daß etwas nicht in Ordnung war, und brachte denn auch heraus, daß man uns infolge unserer verdächtigen Handlungen für Räuber hielt, und daß die Leute von dem Häuptling geschickt waren, um der Sache auf den Grund zu kommen. Sie nahmen dann auch eine unserer Flinten mit als Pfand, daß wir während der Nacht niemand angreifen würden. Ich war entsetzlich müde, wagte aber nicht, zu schlafen, und freute mich nur, daß wir doch hoffentlich am nächsten Morgen das Kloster Tashi-Gomba erreichen würden, wo ich meine Führer entlassen konnte. Hoffentlich wird kein anderer Reisender mehr in ihre Hände fallen.

Bei Tagesanbruch brachte ein junger Lama die Flinte zurück. Da mir vollständiges Schweigen auferlegt war, hielt er mich für einen Chinesen. Mein Gesicht war von meinem Hut und Pelzkragen beinahe bedeckt, und sah keineswegs mehr weiß aus, und meine Kleider, besonders mein großer Strohhut, glichen denen, die die chinesischen Kaufleute tragen.

Die Gegend, durch die wir nun reisten, war prächtig; auf den grasbewachsenen Hügeln standen immergrüne Bäume, die ich wie alte Freunde begrüßte; ich hatte ja monatelang keinen Baum mehr gesehen. In meinem Herzen lebte die Hoffnung wieder auf; in wenig Stunden durfte ich mich nun doch von den schlechtesten Menschen trennen, mit denen ich je in Berührung gekommen war. Ich hätte mich jetzt auch nicht mehr gefürchtet, allein in die Zelte zu gehen, die mir so einladend aus den Tälern entgegenwinkten, denn in Gegenden, wo chinesische Händler verkehren, sind die Tibeter gewöhnlich entgegenkommend und freundlich. Bald zeigte sich denn auch ein kleines Kloster*), dessen Gebäude teils am Abhang eines Hügels und teils im Tal bei dem Fluß standen; es gehörten nicht sehr viele Häuser dazu, aber sie waren gut gebaut und sahen hübsch aus. Viele hundert Zelte verschiedener Art waren um das Kloster her errichtet, und ich merkte, daß ein Jahrmarkt gehalten wurde, auf den auch die vielen geputzten Leute zogen, die wir unterwegs getroffen hatten. Ein Ort, wo Jahrmarkt ist, paßt nicht zum Aufenthalt für einen Fremden, denn man kann nie wissen, ob sich der zechende Pöbel nicht feindselig zeigt. Meine Begleiter gingen zu einem chinesischen Kaufmann, der bei einem Lama wohnte, da ich aber als Frau das Kloster nicht betreten durfte, kam der Chinese zu mir heraus. Die Führer sagten zu ihm, ich sei eine Chinesin aus Sining, und dann machten sie sich samt dem Fernrohr so schnell als möglich aus dem Staub. Nun mußte ich versuchen, mir unter diesen gänzlich fremden Menschen Freunde zu gewinnen, aber ich atmete trotzdem erleichtert auf, weil ich wenigstens meine beiden bösen Begleitern los war.

*) Allem nach das ersehnte Tashi-Gomba — im Englischen *wechseln* Tashi-Gomba und Rashi-Gomba.

23. Chinesische Freunde.

Am Eingang der Backsteinmauer, die das Haus umgab, stand eine Gruppe Lamas und unter diesen war ein etwa 50jähriger Chinese mit pockennarbigem Gesicht. Er trug die gewöhnliche chinesische Kleidung und den runden schwarzen Hut mit rotem Knopf. Seine ersten Worte konnten mein Schicksal besiegeln, denn ihm gehorchte die neugierige, müßige Menge, die mich schnell umdrängte und einschloß, und der flüchtige Blick, den ich auf ihn warf, verriet mir nicht, ob ich fürchten oder hoffen sollte. Was denkt er wohl von mir? Wird er unfreundlich sein und dadurch das eingewurzelte Vorurteil des unruhigen bewaffneten Pöbels noch vermehren? Oder wird er meine traurige Lage erkennen und mir helfen?

Ich redete ihn als lao-yeh an, ein respektvoller Titel, den man alten oder angesehenen Männern gibt, und sprach die in Sining gebräuchliche Mundart, was mit der Angabe meiner Führer, daß ich eine Chinesin aus dieser Stadt sei, übereinstimmte. Aber schon seine erste Frage: „Warum bist du ganz allein hier?“ ließ mir keinen Zweifel, daß mich sein scharfer Blick als Europäerin erkannt hatte. Doch ich war, wie er, fremd unter Fremden; das war ein Band zwischen uns, und als einige Tibeter sagten, ich sei keine Chinesin, sondern eine Peling, schenkte er ihnen keine Aufmerksamkeit. So schloß ich ihm denn mein Herz auf, erzählte ihm von dem Schicksal unserer Karawane, dem Tod meines kleinen Sohnes, dem Überfall der Räuber und von dem Verschwinden meines Mannes, und daß ich deshalb hätte ganz allein weiter reisen müssen. Meine Erzählung rührte ihn; der Tod eines Sohnes erweckt immer Teilnahme bei den Chinesen, und er sagte: „Du hast viel bitteres gegessen; aber sei nur ruhig, bei den Chinesen bist du gut auf-

gehoben; die Tibeter sind böse, aber wir sind gleich dir Reisende."

Einige Lamas brachten mir eine Kanne mit Tee, der mir sehr willkommen war, und ich unterhielt mich mit dem Kaufmann in dem den Tibetern unverständlichen Chinesisch. Darauf teilte er den Leuten etwas von meiner Geschichte mit, verschwieg aber klugerweise, daß ich keine Chinesin sei, obgleich sie das an meinen Füßen hätten sehen können.

Ich war sehr betroffen und enttäuscht, als ich hörte, daß es augenblicklich keinen chinesischen Beamten in Kegudo gab; der Vertreter des Amban hatte den Ort in diesem Sommer verlassen, und sein Nachfolger wurde erst im nächsten Jahr erwartet. So hatte ich also von dort keine Hilfe zu erwarten; doch war wenigstens das Gerücht von einer Pockenepidemie in Kegudo erlogen, und der Kaufmann bot mir an, unter seinem Schutz dorthin zu reisen, wenn ich mich noch fünf Tage gedulden wollte. Inzwischen war mir von den Lamas in der Nähe des Torwegs ein behagliches Zelt errichtet worden, damit ich bis zu meiner Abreise ein Unterkommen hätte. Obgleich ich sah, daß sie es gut und freundlich mit mir meinten, war es mir klar, daß ich, die alleinstehende Frau, dort nicht sicher war. So teilte ich denn meine Bedenken Kia Tschong-kuei-teh, dem Chinesen, mit, und sagte ihm, ich würde lieber in der Nähe von Frauen sein, oder auch nach Kegudo vorausreisen, als fünf Tage auf dem Jahrmarkt zubringen, wo der Pöbel täglich aufgeregter werden würde. Der Chinese sah ein, daß ich mit meinen Befürchtungen Recht hatte, aber da jetzt am Anfang des Jahrmarkts wenig Aussicht war, Begleiter für mich zu bekommen, brachte er mich gegen Abend in die Nähe eines schwarzen Zeltes mit *buddhistischen* Nonnen, bei denen ich Unterkunft fand.

Durch die freundliche Fürsorge des Chinesen und der Lamas, und die Achtung, mit der sie mir begegneten, war nun mit einemmal die schreckliche Angst gewichen, die ich bei den tibetischen Führern durchgemacht hatte, und ich fühlte mich ruhig und sicher. Am Abend kam ein Lama, um mein Pferd in sein Haus abzuholen, damit ich mich nicht darum zu sorgen brauchte.

Die friedliche ländliche Umgebung, in der ich mich jetzt befand, erquickte mein müdes Herz; die schwarzen Kühe und die blöckenden Schafherden kamen von der Weide zurück, die Pferde wieherten vergnügt, die Frauen holten Wasser aus dem klaren Bergstrom, während man in einiger Entfernung sah, wie die Besucher des Jahrmarktes ihre Waren neben den weißen und blauen Zelten aufstapelten und wie sie ihre Packpferde, Maultiere und Yaks festbanden, um sie während der Nacht in der Nähe zu haben.

Früh am folgenden Morgen kam ein Bote, um mir mitzuteilen, daß ich gleich nach Kegudo weiterreisen könne. Kia Tschong-kuei-teh hatte von dem Abt des Klosters Tashi Gomba einen Paß bekommen, den dieser unterzeichnet und mit seinem Siegel versehen hatte. In dem Paß stand, daß ich eine Chinesin aus Sining sei, die von den Beamten in Nagtschuka herkomme, und daß man mir Ula*) nach Kegudo geben müsse.

Bald darauf erschien auch ein Lama mit meinem Pferd; er sattelte es, legte mein Gepäck darauf und führte mich dann zu dem Chinesen. Dieser sagte mir, daß ein Lama mich bis zu dem nächsten Häuptling im Kegudo-Distrikt begleiten und daß dieser mir dann Führer bis zur Stadt mitgeben werde; dort solle ich nach seinem Haus fragen und mich darin aufhalten, bis er komme. Der Chinese

*) Ula bedeutet ein auf Befehl der Regierung gestelltes Schutzgeleite.

wechselte mir auch ein Stück Silber in indische Rupien, ohne daß ich irgendwelchen Verlust dabei hatte. Dieser Mann, der mir doch völlig fremd war, behandelte mich auf eine so freundliche und rücksichtsvolle Art, wie es nur irgend ein Europäer hätte tun können, und ohne den geringsten Lohn für seine Bemühungen zu erwarten.

Da der alte Lama, der mich begleiten sollte, reisefertig war, verabschiedete ich mich von den Leuten, die sich mir so freundlich erwiesen hatten, und wir machten uns auf den Weg. Er führte einer hohen, ganz aus weißen Steinen erbauten Mauer entlang, die alle den geheimnisvollen Spruch: Om mani padme hum trugen. Später folgten wir dem Lauf des klaren Flusses, überschritten ihn und lagerten uns dann in der Nähe eines Zeltes. Ich ließ mich unter dem Schutz eines großen Steines nieder, der mich vor der Kälte deckte, während ich mich von der warmen Sonne bescheinen ließ, und so saß ich stundenlang, überdachte die Vergangenheit und machte Pläne für die Zukunft; da beinahe alle Eingeborenen auf dem Jahrmarkt waren, hatte ich keine müßigen Zuschauer um mich her und genoß das Ausruhen nach den Anstrengungen der letzten Zeit.

Der alte Lama machte mir Tee, er brachte mir sogar seine Decke und ließ sich dann in meiner Nähe nieder, um mich während der Nacht beschützen zu können. Es ist wohl möglich, daß diese Rücksicht und Höflichkeit meinem Paß galt, denn wenn ein Reisender Ula hat, so wird von den Leuten erwartet, daß sie ihn beschützen und seine Habseligkeiten vor Dieben bewahren.

Obgleich Kegudo nur zwei Tagereisen von Taschi-Gomba entfernt sein soll, brauchten wir drei Tage, was mir aber gar nicht unlieb war. An dem ersten waren wir von morgens bis abends unterwegs. Am Nachmittag

hielten wir unsere Mahlzeit mit zwei Reisenden, die mein Lama kannte; es war ein reicher Kaufmann und eine hübsche muntere Nonne, die sehr fromm tat und eifrig Gebete murmelte, aber dabei jede Gelegenheit ergriff, um sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Die beiden waren auf dem Weg zu dem Jahrmarkt; sie waren sehr gut gekleidet, hatten silberne Tsamba-Schüsseln und silberbeschlagene Messer und standen scheint's auf vertrautem Fuß miteinander.

Am Abend lernte ich noch eine andere merkwürdige Frau kennen. Nachdem wir uns durch dichtes Gebüsch hindurchgearbeitet hatten, kamen wir an eine Anzahl Zelte, aus denen auf unser Rufen eine Frau heraustrat. Sie schien etwa fünfzig Jahre alt zu sein, und hatte ein außerordentlich angenehmes Gesicht; im Haar trug sie Bernstein- und Silberschmuck, und ihre Hände waren mit Juwelen bedeckt. Ihr Mann, ein Beamter der Regierung, war abwesend, und so lag die Herrschaft in ihren Händen. Sie prüfte meinen Paß unter vielem freundlichen Hin- und Herreden und forderte uns dann auf, einen Lagerplatz zu wählen. Inzwischen war sie in ihr Zelt gegangen und brachte nun einen merkwürdigen, reichverzierten Messingtopf mit Milchtee, den sie uns zur Erfrischung anbot. Der alte Lama übergab mich ihrer Obhut und bat sie besonders, zu sorgen, daß mir die Hunde nichts zu leid täten. Wir machten es uns nun so bequem als möglich für die Nacht, wurden aber immer wieder aufgeschreckt, weil fortwährend Hunde und Menschen herumliefen; wir erfuhren später, daß Leute in der Nähe lagerten, die man für Räuber hielt, und daß der Häuptling Männer ausgeschickt hatte, um nachzuforschen.

Am Morgen kehrte mein Führer nach Taschi Gomba zurück und ich bekam eine neue Bedeckung; sie bestand aus einem Mann mit seinem Sohn, die mich dann andern Leuten übergaben. Die nächste Nacht war eine der unbehaglichsten,

die ich in Tibet verlebt habe. Es regnete und schneite; die Eingeborenen gingen in ihre Zelte und ließen mich, nachdem sie mir eine schwere, wollene Decke gegeben hatten, allein im Freien. Die großen, wilden Hunde, deren es über ein Dutzend waren, hatten bald gemerkt, daß ich ein Fremdling war, und kamen nun immer wieder während der Nacht, bellten mich an, kratzten an meiner Decke und sprangen auf mich los. Ich deckte mich so gut als möglich zu und nahm einen Blasebalg in die eine Hand, um zuzuschlagen, wenn einer meinem Kopf zu nahe käme. Es war mir, wie wenn ich zu Tode gehetzt würde, und ich rief laut um Hilfe, aber obgleich die Leute die Hunde hörten und ganz gut wußten, warum ich rief, schenkten sie mir kein Gehör, sondern lachten und schwatzten fort. Sie hätten sich nichts darum bekümmert, wenn mich die Hunde gebissen und zerrissen hätten; aber ich blieb unversehrt. Am Morgen machte sich ein Mann mit einem Yak mit mir auf den Weg nach Kegudo, und nachdem wir etwa drei Stunden geritten waren, erblickte ich bebaute Felder, die mir wie Boten des Friedens und der Sicherheit vorkamen, denn monatelang hatte ich nichts derartiges gesehen.

Nun war die Stadt Kegudo nicht mehr weit und wir sahen bald die hellen Mauern des Klosters, das auf einem steilen Hügel stand. An dem Fuß desselben lag der übrige Stadtteil, dessen Häuser aus Lehmziegeln erbaut waren und flache Dächer hatten. Das Ganze machte den Eindruck eines Bienenstocks, denn man sah die Eingeborenen fortwährend den Abhang, der zum Fluß führte, auf- und absteigen. In dem grünen Tal weideten Yakherden, und es war ein fortwährendes Kommen und Gehen von Reisenden, gerade wie in unserem alten Donkyr. Wir gingen über eine kleine Brücke und dann durch eine Straße mit offenen Höfen und Kaufläden.

Mein Begleiter wußte nicht, wo das Haus von Kia Tschong-kuei-teh war; so blieb er mitten auf der Straße stehen, und nun waren wir schnell von einem Haufen tibetischer Männer, Weiber und Kinder umgeben; auch einige Chinesen standen dabei. Ich fand niemand, der mich zu der Wohnung des Kaufmanns führen konnte, so zeigte ich denn meinen Paß von dem Taschi Lama und bat um ein Zimmer, in dem ich mich ein paar Tage aufhalten könnte. Mein Führer unterstützte meine Bitte, denn er hatte es sehr eilig wieder fortzukommen und hatte noch mein Gepäck auf seinem Yak, das er doch nicht so ohne weiteres auf die Straße werfen konnte. Der Abt von Taschi Gomba schien eine sehr geachtete Persönlichkeit zu sein, und so bemühten sich mehrere Eingeborene, jemand aufzutreiben, der mich aufnehmen würde. Es gelang ihnen denn auch, mir bei einem alten Mann ein Zimmer zu verschaffen; ich versprach ihm zwei Rupien für die Benützung desselben. Eine bunte Menge folgte mir, als ich mich nach dem Haus auf den Weg machte. Es hatte einen Hof in der Mitte, um den das Gebäude aufgeführt war. Dieses war auf einer Seite zweistockig, auf den drei übrigen aber nur einstockig. Man wies mir ein Eckzimmer an. An den Wänden hingen Ochsenviertel und geschlachtete Schafe, auf dem Boden lag ein Haufen Wolle und eine Anzahl Tierköpfe. Ein Fenster war nicht vorhanden, auch keine Möbel, aber als die Stube gekehrt und mein Teppich auf dem Boden ausgebreitet war, hatte ich doch das beruhigende Gefühl, daß ich mich hier ein paar Tage ausruhen könne. Wie manchmal müssen die bösen Pläne der Menschen zum Guten ausschlagen. Als mich die Führer betrügerischer Weise nicht nach Kegudo, sondern nach Taschi Gomba brachten, konnte ich mir nicht denken, daß mir noch etwas Gutes daraus erwachsen werde, aber wie dankbar war ich,

als ich zwei Stunden lang in den Straßen von Kegudo stand, daß ich von jenen schlechten Menschen nicht hieher gebracht worden war, denn ich hätte dann nicht den Paß in Händen gehabt, dem ich es allein verdankte, daß mir eine Tür aufgetan wurde.

Unter der Volksmenge, die mich umdrängte, waren zwei wunderschöne Tibeterinnen, mit weißer Haut, roten Wangen und schönen Gesichtszügen. Sie trugen Tuchkleider und reichen Schmuck. Sie hatten ein angenehmes Wesen, und wurden von den chinesischen Kaufleuten sehr bewundert, die entgegen dem in China herrschenden Brauch auf sehr vertrautem Fuß mit ihnen standen. Ein Teil des Hauses, in dem ich wohnte, gehörte einer dieser Frauen, die ziemlich gut chinesisch sprach und mit dem letzten chinesischen Beamten sehr befreundet gewesen war.

Die Stadt Kegudo (auch Iyekundo oder Gjerkundo), 3600 Meter ü. M., hat etwa tausend Einwohner und ist ein bedeutender Handelsplatz, weil hier mehrere Hauptstraßen zusammen kommen und dann wieder nach verschiedenen Richtungen auseinander gehen. Die chinesischen Kaufleute, die hier wohnen, handeln mit Mehl, Tee, Tabak, Porzellan, Baumwolltuch, Faden, Knöpfen und rotem Leder, und tauschen dafür Pelze, Goldstaub, Moschus, Geweihe und Wolle ein. Der Handel ist einträglich, aber doch leben die Chinesen nicht gern da wegen der kalten Witterung, und auch wegen der Unsicherheit, unter der alle Fremden bei den wankelmütigen und gewalttätigen Tibetern zu leiden haben.

Der Reisende Rockhill kam in große Schwierigkeiten in dieser Stadt, denn der Häuptling hatte den Einwohnern verboten, ihm Nahrungsmittel zu verkaufen, bis er selbst von einer Zusammenkunft mit einem andern Häuptling zurückkomme, mit dem er sich über Maßregeln gegen den *unwillkommenen* Fremden besprechen wollte.

Der Häuptling hatte den Leuten eingeredet, daß der Fremdling das Geld, das er für Speise bezahle, durch geheime Künste wieder an sich bringe. Die Chinesen aber, die Rockhill freundlich gesinnt waren, redeten ihm zu, vor der Rückkehr des Häuptlings nach Ta-tsien-lu weiter zu reisen, denn sonst würde er sicherlich gezwungen werden, in das Tsaidam zurückzukehren.

Mein Aufenthalt in Kegudo war weit angenehmer; die Chinesen sahen mich als Landsmännin an und wetteiferten, es mir so behaglich als möglich zu machen; einer von ihnen schickte mir durch seinen Diener eine große Schüssel mit Makkaroni, Fleisch und Gemüse.

Am Morgen nach meiner Ankunft trat ein Mann in mein Zimmer, dessen Gesicht gleich den Mongolen verriet. Zu meinem Erstaunen redete er mich in dem Sining-Chinesisch an, und als ich ihm in derselben Mundart antwortete, wandte er sich triumphierend zu den Umstehenden und sagte: „Sie ist wirklich aus Sining, denn sie spricht Sining-Worte." Darauf sagte er, er sei bei meiner Ankunft nicht dagewesen und habe die Nachricht, daß eine Chinesin aus Sining da sei, gar nicht glauben können und komme deshalb selbst, um sich zu überzeugen. Dieser Mann, der aus der Nähe von Donkyr stammte, war als Dolmetscher mit dem chinesischen Beamten nach Kegudo gekommen und hatte dann eine Tibeterin geheiratet, die er so gern hatte, daß er sich nicht von ihr trennen wollte, sondern wartete, bis er sie und die kleinen Kinder mit in seine alte Heimat nehmen konnte. Er galt als eine Art von Beamter des Amban von Sining und nahm nun die Rolle meines Beschützers und Freundes an. Er nannte mich seinen Gast und seine Verwandte und erwies mir dadurch einen großen Dienst, den ich nicht genug schätzen konnte.

Wir hatten eine Menge von gemeinschaftlichen Be-

kannten, denn seine Heimat war ein kleines Kloster ganz in der Nähe unserer Wohnung in Donkyr. Von mir bekam er die ersten zuverlässigen Nachrichten über den mohammedanischen Aufstand, über die Verwüstungen der Rebellen und über die wunderbaren fremden Kanonen und Torpedos, die einen so großen Erfolg gehabt hatten.

So lang kein eigentlicher chinesischer Beamter auf dem Platz war, regierte der Abt des Klosters. Ich hätte diesen sehr gern gesprochen, aber da strenge Gesetze den Frauen nur einmal im Jahr bei einem Gottesdienst den Zutritt zum Kloster gestatten, blieb mein Wunsch unerfüllt. So gingen denn die Verhandlungen durch meinen mongolischen Freund. Ich erzählte ihm von dem Überfall der Räuber und von dem geheimnisvollen Verschwinden meines Mannes. Er war auch überzeugt, daß er ermordet worden war, da die Eingeborenen von Gedshi in einem schlechten Ruf stünden und als grausam und verräterisch bekannt wären. Ich bat nun, daß die Sache untersucht werde, bekam aber zur Antwort, daß während der Abwesenheit des chinesischen Beamten nichts zu machen sei, daß man aber darüber nach Sining berichten wolle, und daß der Amban dann wohl selbst die Sache in die Hand nehmen werde. Ich schickte dem Abt meine zwei chinesischen Pässe und den, den mir der Tashi Lama ausgefertigt hatte, um ihn dadurch von meinem Anspruch auf Schutzgeleite zu überzeugen, und bat ihn, mir zu helfen, daß ich sicher in meine Heimat Donkyr zurückkomme. Er ließ mir jedoch sagen, er habe nicht die Macht, mir diesen Wunsch zu erfüllen, denn da die Gegend sehr von Räubern heimgesucht sei, wäre eine große Truppe zu meiner Bedeckung nötig, und überdies seien die Wege im Winter nicht begehbar.

Da sich die Oberhoheit des Ambans in Sining nur *noch zwei* Tagereisen weiter als Kegudo in der Richtung

nach Ta-tsien-lu erstreckt, wollte der Häuptling die Verantwortung für meine Sicherheit in den Provinzen Derge und Horba, die unter einer andern Regierung stehen, nicht auf sich nehmen. Ich mußte deshalb sehr diplomatisch zu Werke gehen, um ihn zu bewegen oder eigentlich zu zwingen, daß er mir zur Weiterreise verhalf. Ich sagte ihm ganz bestimmt, wenn er mir nicht einen guten Paß und einen Befehl für Ula ausstelle, würde ich in Kegudo bleiben, bis der chinesische Beamte komme. Da der Verdruß, den er durch die Ermordung des Franzosen gehabt hatte, noch frisch in seinem Gedächtnis war, und da das Schicksal meines Mannes unaufgeklärt blieb, wollte mich der Abt um keinen Preis dabehalten, und bemühte sich nun, mir mit Hilfe meines mongolischen Freundes die Reise nach China zu ermöglichen. Der Häuptling schickte mir Gerstenmehl und Butter, Stroh für mein Pferd, auch Fleisch, das ich aber verschenkte, weil sein Geruch wenig einladend war. Er bezahlte sogar die Miete für mein Zimmer, weil ich für einen Gast der Regierung galt. Ein Paß wurde auch beschafft und lautete in wörtlicher Übersetzung: „Dieser fremden Dame, die nach Ta-tsien-lu reist, muß auf hohen Befehl der Häuptling eines jeden Ortes, durch den sie kommt, dafür sorgen, daß sie ein Schutzgeleite bekommt. Die Dame hat ein Pferd. Sie kam nach Kegudo am ersten des neunten Monds und verläßt es am zehnten des zehnten Monds." Die Siegel der Häuptlinge sollten dem Dokument angehängt werden, um ihm noch größere Bedeutung zu geben, und der Häuptling in Kegudo versicherte mich, ich komme gewiß glücklich an mein Reiseziel, da mir niemand das Schutzgeleite verweigern dürfe. Nachdem er mir noch einen Teil meines ungemünzten Silbers in Rupien eingewechselt hatte, die ich als Reisegeld brauchte, ließ er mir Frieden auf die Reise wünschen, und nun ritt

ich mit meiner Schutzbedeckung und einem Dolmetscher aus der Stadt hinaus über den Fluß und durch eine schöne Ebene, bis wir auf die Hauptstraße kamen, die von Kegudo nach Ta-tsien-lu führt. Meine Erlebnisse während dieser vierwöchentlichen Reise waren manchmal so aufregender Art, daß ich glaubte, ich würde die chinesische Grenze nie erreichen, sondern mein Grab in der tibetischen Wildnis finden.

---

24. Meine Reise mit Ula.

Auf der Straße, der wir nach Ta-tsien-lu folgten, gibt es an drei Stellen chinesische Militärposten, die aus je einer kleinen Soldatentruppe mit einem Offizier bestehen. Die chinesischen Beamten müssen aber in diesem Distrikt die größte Vorsicht in der Behandlung der Eingeborenen walten lassen, da diese auf die Chinesen herunterseben, weil sie ihnen weniger Mut und Ausdauer zutrauen als sich selbst.

Da ich und meine Begleiter gute Pferde hatten, ritten wir schnell ein fruchtbares Tal entlang, in dem die Eingeborenen, Männer und Weiber, auf den Feldern ernteten, die Herden hüteten und Brennmaterial sammelten. An diesem Tage sah ich zum erstenmal eine Tibeterin, die lesen konnte. Ich mußte mir auf der Durchreise vom Häuptling ein Siegel an meinen Paß machen lassen; als wir ihn aber an seinem Wohnort aufsuchten, waren seine Leute eben im Begriff, seine Zelte und seine sonstige Habe an einen andern Ort zu bringen. Der Häuptling war schon fort, aber seine Frau trafen wir noch an; sie war ein rotbackiges, hübsches junges Weib und trug reichen

Schmuck im Haar und an den Armen. Sie saß auf einem schwarzen Pferd und hatte einige Männer als Begleiter bei sich. Mein Dolmetscher stellte mich ihr vor und übergab meinen Paß. Sie las ihn und machte einige Bemerkungen darüber; dann steckte sie ihn zu sich, nickte uns einen Abschiedsgruß zu und ritt davon. Ich bekam am Abend den Paß mit dem Siegel des Häuptlings versehen wieder zurück. Die Nacht brachten wir in einer elenden, schmutzigen kleinen Hütte nicht weit von einem Kloster zu. Wir mußten längere Zeit warten, bis wir Brennmaterial und Tee bekamen, denn die Weiber waren alle fort, um Tshoma (eine eßbare Wurzel) auszugraben, und die Männer hielten es für unter ihrer Würde, Wasser herzutragen.

Der Häuptling schickte mir Tsamba und Butter zum Geschenk, worüber sich mein Dolmetscher sehr freute, denn er sagte, es bedeute Gutes, wenn man am ersten Reisetag volle Schüsseln habe. Die Weiber kamen erst spät am Nachmittag zurück; sie waren groß, hatten eine dunkle Gesichtsfarbe und waren in Felle gekleidet. Sie hatten ein freundliches, zutrauliches Wesen, aber ohne die lästige Neugier, die den Chinesen eigen ist. In der Nacht schliefen fünf von ihnen gerade vor meiner Zimmertür, weil eine Person, die mit Ula reist, gut beschützt werden muß. Mein Dolmetscher versicherte mich, es sei eine Ehre für mich, daß ich so viele Wächterinnen habe. Ich hörte ihre munteren Stimmen noch lange, nachdem ich mich zu Bette begeben hatte, und mußte schließlich um Ruhe bitten, sonst wäre ich durch ihren Eifer, mich zu beschützen, ganz um den Schlaf gekommen.

Am nächsten Morgen dauerte es lange, bis unsere Ula-Pferde zur Stelle waren; aber endlich konnten wir aufbrechen. Ein freundlicher Lama, der auch mit Ula reiste, weil er eilige Briefe von einem Buddha bei sich

trug, schloß sich uns an und versprach mir seine Dienste als Dolmetscher. In dem Tal, durch das wir jetzt ritten, bezeichnet ein Obo die genaue Grenze zwischen dem Sining- und dem Setschuen-Gebiet, und an dieser Stelle kommt es oft vor, daß Karawanen von Bergräubern angefallen werden. Am Nachmittag des zweiten Tages kamen wir nach Kansa, einem kleinen Weiler, der nur aus einigen Lehmhäusern besteht. Hier mußte ein junges Mädchen Ula für mich sein; sie nahm denn auch mein ganzes Gepäck auf den Rücken und schleppte es bis zu einem großen Haus, das in einiger Entfernung am Fluß lag, wo sie es einer andern Frau übergab. Der Lama kam schneller voran als ich, hinterließ aber an jeder Haltestelle den Befehl, Ula für mich bereitzuhalten, damit ich nicht unnötig aufgehalten werde.

Unser Weg führte jetzt dem Dri-tschu (oder Di-tschu) entlang, dessen ruhige, große Wasser in den Jangtse und durch diesen bei Schanghai in den Stillen Ozean fließen, dessen Fluten die Küste meines Heimatlandes bespülen. Ob mich gleich noch viele Hundert Stunden von demselben trennten, hatte ich doch das frohe Gefühl, nun bald in Sicherheit und unter zivilisierten Menschen zu sein.

Manchmal lag unser schmaler Pfad viele Hundert Fuß über dem Fluß und war an den schattigen Stellen mit Eis bedeckt, so daß Asche gestreut war, um das Ausgleiten zu verhüten. Oft wanderten wir auch durch Schluchten von wunderbarer Schönheit, wo Bäume, Farren und Schlingpflanzen natürliche Lauben bildeten. Gerade nach einer solch schönen Partie kamen wir in eine Gegend, wo im vergangenen Jahre durch ein Erdbeben ein großes Kloster und verschiedene Weiler vollständig verschüttet worden waren. Der Fluß hatte an dieser Stelle ein neues Bett bekommen, denn der Bergabhang war ganz unvermutet

mit lautem donnerähnlichem Gekrach in das schöne, stille Gewässer gestürzt. Viele Hundert Menschen hatten bei dieser Katastrophe, von der die Eingeborenen nur mit gedämpfter Stimme sprachen, das Leben verloren. Durch die allgemeine Verwüstung war die Karawanenstraße viele Stunden weit zerstört; da aber in dem tibetischen Staatshaushalt kein Posten zur Erhaltung der Straßen vorgesehen ist, blieb es den Reisenden überlassen, allmählich einen schmalen Fußweg zwischen den entwurzelten Bäumen und den Felstrümmern zu bahnen, der schließlich beinahe senkrecht bergan führte, so daß man nur mit den größten Schwierigkeiten hinaufgelangen konnte.

So wurde meine Reise unerwarteterweise sehr erschwert. Mit Einbruch der Dunkelheit kam ich in ein Dorf, wo ich übernacht bleiben wollte, aber die Eingeborenen weigerten sich, mich da zu behalten und gaben mir zwei Kinder als Begleitung mit; diese sollten mich zu einigen Häusern führen, die, wie man mir sagte, ganz in der Nähe am Fluß seien. Der Mond schien gerade wie in Donkyr und als ich daran dachte, von welch zärtlicher Fürsorge ich früher immer umgeben war, empfand ich es doppelt schmerzlich, daß mir nun hier nicht einmal ein Obdach gewährt wurde. Unterwegs sagte mir eines der Kinder, die Häuser lägen erst hinter dem Berg; der war aber noch so weit entfernt, daß ich keinen andern Rat wußte, als auf gut Glück wieder ins Dorf zurückzukehren. Die Kinder brachten mich in das Haus, wo der Mann wohnte, der mich von Kansa her begleitet hatte. Offenbar waren die Leute hier besonders feindselig gegen Fremde gesinnt, denn der Mann sagte mir, ich solle mich nur ganz still verhalten; es gelang ihm dann, mir in einem Strohschuppen Unterkunft zu verschaffen. Man brachte mir sogar ein Feuer, das in einer flachen Tonschüssel brannte, und

etwas Tee; ein alter Mann kam mit einer Filzdecke und legte sich neben mir schlafen. Am folgenden Tage war ich viele Stunden unterwegs, bis ich an ein Haus kam; die Straße war teilweise zerstört und so gefährlich, daß ich die ganze Zeit zu Fuß gehen mußte. Es wurde mir jetzt erst klar, welcher Gefahr mich die Eingeborenen preisgaben, als sie mich in der Dunkelheit diesen Weg schicken wollten. Ich hätte jedenfalls die ganze Nacht gebraucht, um über den Berg zu kommen, wenn ich es überhaupt hätte vollbringen können. Das erste Haus, an das wir kamen, lag auf einem steilen Felsen und gehörte einem Fährmann. Ich war jetzt in einer Gegend, in der es Brücken und Boote gab, deren Anblick mir sehr willkommen war, da durch sie das Weiterkommen nun doch etwas erleichtert wurde. Die Fähre war ein Fischerboot, das aus einem schwachen, mit Yakhäuten überzogenen Gestell bestand und die Form einer Wanne hatte. Mein Begleiter verhandelte schon mit dem Fährmann über die Bezahlung, als ich herbeikam; aber als der letztere meinen Paß sah, weigerte er sich, mich überzufahren, weil es auf dem andern Ufer keine Häuser und daher auch kein Ula für mich gab; er selbst wollte die Verantwortung für meine Sicherheit nicht auf sich nehmen, und so schickte er mich in sein Haus auf dem Felsen, bis er Erkundigungen betreffs meiner Weiterbeförderung eingezogen hatte. Ich blieb zwei Tage da und hatte mein Nachtlager auf der Veranda, wo mir ein Vöglein mit rotem Brüstchen Gesellschaft leistete, das ganz zutraulich um mich herumhüpfte. Das war aber mein einziger Freund; denn die Frauen, die sehr fleißig waren, blieben in ihren Stuben und kamen nur hie und da, um mir Tee zu bringen, der übrigens gut war.

Nach dieser kurzen Ruhezeit ging's wieder weiter; diesmal wurde mein Ula in dem Haus eines reichen

Bauern erneuert, wo ich von den anwesenden Lamas und den Frauen, nachdem sie meinen Paß gelesen hatten, mit großer Hochachtung behandelt wurde. Man gab mir Tee und Tsamba, und eine der Frauen geleitete mich zu dem Häuptling. Wir folgten dem Lauf des Dri-tschu bis zu dem Dorf, in dem der Ponbo wohnte, der allein dazu berechtigt war, mir auch für die andere Seite des Flusses Ula auszustellen. Er ließ sich eben ein neues Haus bauen, und eine große Schar von Arbeitern trug singend den Sand zu den Mauern und zu dem Dach herbei. Ich bezahlte hier eine Kleinigkeit für die Erlaubnis, über den Fluß zu setzen, und begab mich dann am nächsten Morgen in Gesellschaft einer alten Nonne an die Fähre, auf der eben einige alte Lamas übergesetzt wurden; sie hatten bei ihrem Gepäck prachtvolle Kissen und Decken, wie wir sie auch in Kumbum schon gesehen hatten. Ich fuhr mit einem Priester über; um aber ins Boot zu gelangen, mußten wir unsere Schuhe ausziehen und bis an die Kniee im Wasser waten. Während der Überfahrt verlangte man, daß ich meinen Hut abnehme, wahrscheinlich aus irgend einem abergläubischen Grund. Die Fahrgäste gaben als Bezahlung Butter, Tschurma und Tee, und die Familie des Fährmanns stritt sich darüber, während ich dasaß und auf mein Ula wartete, das diesmal in der ganz unerwarteten Gestalt eines Esels erschien, der in diesem Teil von Tibet häufig gebraucht wird.

Meine Reise ging nun im Norden des Dri-tschu in der Richtung nach Ta-tsien-lu weiter und die Tage verliefen zunächst ziemlich gleichmäßig. Die Nomaden und die Dorfbewohner waren äußerst freundschaftlich gegen mich; ich durfte zwar ihre Wohnräume nie betreten, aber sie gaben mir immer ein Eckchen auf der Veranda oder in einer Kammer, wo Stroh aufbewahrt wurde, und machten

ihre scheinbare Ungastlichkeit dadurch gut, daß sie mir Tee in Hülle und Fülle brachten und auch Kohlen in einer flachen Schüssel, um ihn warm zu halten. Dies alles hatte ich meinem Paß zu verdanken. Das Ula ist zwar angenehm für den Geldbeutel und gewährt auch eine gewisse Sicherheit, aber eine schwere Geduldsprobe ist es doch, wenn man auf diese Weise reisen muß. Die Tibeter haben nämlich gar keinen Begriff von der Zeit und wollen sich immer nur morgens auf den Weg machen. Wenn ich nun um die Mittagszeit in ein Haus kam, fanden die Leute immer alle möglichen Ausreden, um mich zu nötigen, übernacht dazubleiben. Oft wechselte mein Ula drei- bis viermal an einem Tage und ich wurde alle paar Stunden wieder andern Leuten übergeben. Ich bot oft alle meine Überredungskunst auf, um die Leute aus ihrer unerschütterlichen Ruhe aufzuscheuchen, mit der sie immer versicherten, daß bis zum folgenden Morgen kein Ula zu haben sei. So mußte ich oft den größten Teil des Tages mit Warten zubringen. Meine Nahrung bestand nur aus Butter, Tsamba und Tee; ich fühlte, wie meine Kräfte schwanden und daß größere Eile dringend notwendig war, wenn ich überhaupt Tat-sien-lu noch lebend erreichen wollte.

Die Provinz Derge, durch die ich jetzt reiste, ist die reichste und fruchtbarste des östlichen Tibet; hier sind die Eingeborenen geschickte Metallarbeiter, und die Siegel, Glocken, Teekannen und anderen Geräte, die sie verfertigen, erzielen hohe Preise. Für Chinesen ist es beinahe unmöglich, in dieser Provinz zu leben, da die Eingeborenen einen ausgesprochenen Widerwillen gegen sie haben, und so fällt es auch der chinesischen Regierung schwer, in diesem Teil des Landes den Frieden aufrecht zu erhalten.

Meine Ula-Leute waren jetzt gewöhnlich Frauen, aber es kam auch vor, daß ich von einer ganzen Schar von

Kindern, Knaben und Mädchen, begleitet wurde, die mich sehr gut beschützten und denen, wenn sie wieder in ihre Heimat umkehrten, jedenfalls ein neues Licht über die Fremde aufgegangen war. Da die zum Aufenthalt für Reisende bestimmten amtlichen Gebäude oft ganz leer standen, brachten mich meine Begleiter gewöhnlich in ein bewohntes Haus, und ich hatte dann meine Freude an den Frauen und Kindern, was meinem einsamen Herzen wohltat. Es kam aber auch vor, daß meine Führer sich schwierig zeigten, und dann waren die Leute, bei denen ich mich aufhalten mußte, in der Regel auch nicht übermäßig freundlich. So hatte ich einmal zwei Burschen, von denen der eine ein Lama war, als Begleiter; diesen war ihr Amt so zuwider, daß sie mich bei allen Reisenden, die wir auf der Straße trafen, verleumdeten. Das konnte ich mir nicht gefallen lassen, und ich erlaubte den Burschen deshalb nicht mehr, sich unterwegs aufzuhalten. Sie waren darüber sehr böse, wagten aber doch nicht, sich meinem Befehl zu widersetzen. In der folgenden Nacht hatte ich ein nettes Zimmer und konnte sogar wieder einmal in einem Bett schlafen. Die Frauen, bei denen ich war, baten um die Knöpfe an meinem Kleid und gaben mir Butter dafür. Ich mußte den Burschen, der so ungern mit mir reiste, noch den ganzen nächsten Tag als Begleiter mitnehmen, da sich alle Leute weigerten, die Verantwortung des Ula auf sich zu nehmen. Wir nahmen uns nicht einmal Zeit, unterwegs Tee zu machen, sondern wanderten weiter und weiter, durch Täler und Schluchten, an Klöstern und Dörfern vorbei, bis wir Gosa Gomba, ein großes Kloster, erreichten. Hier führte mich der Bursche in ein Haus, das dem Gimbi, d. h. dem Mann, der das Ula an einem Ort zu besorgen hatte, gehört, und dieser zeigte meine Pässe dem Häuptling, der seinen Wohnsitz auch an dies[illegible]atte. Ich blieb zwei Tage da, war aber

froh, als ich weiter konnte, denn ich hatte die größte Mühe, mich der Lamas zu erwehren, die sich haufenweise die Treppe herauf drängten, und deren Neugier und Unverschämtheit wohl bald in Gewalttätigkeiten ausgeartet wäre, wenn mich nicht der Gimbi und ein paar alte Nonnen in Schutz genommen hätten.

Ich verließ Gosa Gomba an einem wunderschönen Morgen; die Sonnenstrahlen glänzten auf dem bereiften Gras, auf den vergoldeten Türmen und den bemalten Wänden des Klosters und auf den Gebetsmühlen, die es umgaben. Mein Begleiter führte mich bis zu einem großen Bauernhaus, das hoch auf einem Berg stand; ich bot dort meine ganze Überredungskunst auf, um noch am selben Tag weiter zu kommen, aber es war umsonst. Da erfuhr ich ganz zufällig im Gespräch mit einigen Frauen, daß mich der Gimbi anstatt auf der großen Karawanenstraße auf einem Fußweg weitergeschickt hatte, auf dem ich noch Monate bis zur chinesischen Grenze gebraucht hätte. Was sollte ich anfangen? Meine Kräfte nahmen immer mehr ab und konnten eine solch lange Reise nicht mehr aushalten; so blieb mir nun nichts anderes übrig, als am folgenden Morgen wieder zu dem Gimbi zurückzukehren. Er war nicht zu Hause, und während ich auf ihn wartete, unterhielt ein junger Lama die mich umgebende Menge mit schlechten, unanständigen Späßen, die auf die Fremden und besonders auf mich gemünzt waren. Wie froh war ich, als der Gimbi endlich erschien. Er war höchlich überrascht, daß ich wieder da war, hörte mich aber geduldig an und befahl, daß man mir Tee und meinem Pferde Stroh bringe. Ich teilte ihm die Gründe meiner Rückkehr mit und zeigte ihm auf der Landkarte die große Karawanenstraße, auf der ich meine Reise weiter fortsetzen wolle. Darauf behauptete er hartnäckig, daß er mir für die große Straße kein Ula geben

liches Zureden noch energisches Auftreten richtete irgend etwas aus; ich mußte einsehen, daß mein Paß hier keinen Wert mehr hatte. Doch wußte ich wenigstens, daß die chinesischen Schmiede mir weiter helfen würden, und ich beschloß nun, ganz auf das Ula und das amtliche Geleite zu verzichten, hoffte aber, dafür schneller an mein Ziel zu kommen. So ging ich denn in das Haus, in dem die Chinesen ihr Quartier aufgeschlagen hatten, und sie räumten mir auch willig ein Eckchen auf ihrer Veranda ein. Das Gebäude stand an einem Flüßchen, das verschiedene Gebetsmühlen trieb. Sie befanden sich in kleinen Holzhäuschen, die dem Ufer entlang standen. Ein beinahe senkrechter Pfad führt von hier aus zu dem hochgelegenen Kloster Dsoktschen Gomba, in dem mehr als 2000 Lamas wohnen. Die Wirtin schlief auf der Veranda, ebenso ihr Sohn, ein junger Lama. Er bat seine Mutter, Lieder zu singen, deren sanfte geheimnisvolle Weisen uns bis tief in die Nacht hinein erfreuten.

Die Chinesen gaben sich alle Mühe, es mir so behaglich als möglich zu machen, und ich sah es als einen Beweis von Gottes Fürsorge für sein einsames Kind an, daß an dem Tag, an dem mein Paß für ungültig erklärt wurde, sich zwei Chinesen erboten, mich bis nach Ta-tsien-lu zu begleiten. Auf diese Weise wurde meine Reise um etwa vier Wochen kürzer, und war auch weniger gefährlich, da die Chinesen, denen ich mich unbedingt anvertrauen konnte, die Gegend ganz genau kannten.

Das Wetter war jetzt sehr kalt, und doch mußten wir mehrere Nächte im Freien schlafen. Einmal erfror ich mir die Füße, so daß ich beinahe ein Jahr an den Folgen zu leiden hatte. Die Chinesen trugen ihren ganzen Handwerkszeug, ihre Betten und sonstigen Habseligkeiten auf dem Rücken, und die beiden, die mir als Begleiter bestimmt waren, *hatten mein* Gepäck aufgeladen. Wir reisten mit einer Ge-

sellschaft von Händlern über einen hohen Gebirgspaß, der durch Räuber unsicher gemacht wird, denn erst in Rongbatsa sollte ich mich von den andern trennen. Dort angekommen, ließen sich meine Chinesen den Wein allzugut schmecken und ich war in großer Angst, weil sie und auch die Tibeter, in deren Haus wir übernachteten, ganz betrunken waren. Vor dem Gelage hatten sich die Chinesen ihr Geld in einem Tuch um den Hals gebunden, um es nicht zu verlieren; als sie vollständig berauscht waren, führte sie die Wirtin zu ihren Schlafstätten, und ich war nun von meiner Furcht befreit.

Auf unserer Weiterreise überschritten wir den Dsatschu und trafen tausende mit Tee, Fellen und sonstigen Handelsartikeln beladene Yaks, die für Ta-tsien-lu bestimmt waren. Die Männer waren gut gekleidet und ihre Pferde hatten schönes, glänzendes Geschirr und bunte Satteldecken. Wir begegneten auch oft Prozessionen von Lamas, einmal sogar einem lebenden Buddha, der an seinem gelben Atlasgewand und gelben Hut kenntlich war und mit großem Gefolge reiste. Die Gegend war voll von Dörfern und kleinen Klöstern, und man sah den Fleiß der Leute an den bebauten Feldern, die mit einem höchst einfachen Pflug bearbeitet wurden. An einem großen Kloster, Kanzego, das einen prächtigen chinesischen Tempel besitzt, zogen wir schnell vorbei, denn da war der Reisende Rockhill durch die leicht erregbaren Lamas in Gefahr geraten. Überhaupt war in dieser Gegend das Verhältnis zwischen Tibetern und Chinesen sehr gespannt und viele Chinesen hatten das Land verlassen müssen. Mir waren die Eingeborenen dieser Gegend sehr interessant, und ich fand sie eigentlich anziehend. Es war hier ein schönerer Menschenschlag, die Leute kleideten sich besser als in andern Teilen des Landes und trugen eine Menge Silber und Goldschmuck. Die Männer hatten das

Haar in einen Zopf geflochten, der mit glänzenden Ringen verziert um den Kopf gelegt war. Ihre Flinten und die Scheiden ihrer Schwerter waren mit Silber, Korallen und grünen Steinen verziert. Die Frauen trugen oft eine große Silberplatte entweder auf der Stirne oder am Hinterkopf, und Männer und Weiber hatten silberne Büchsen für Nadeln, Feuerstein und Stahl und auch zuweilen eine gestickte Tasche für ihre Tsambaschüssel am Gürtel hängen. Gegen die Chinesen herrscht eine große Feindschaft, und erst seit den letzten Jahren werden sie einigermaßen im Lande geduldet. Die chinesischen Beamten haben sehr wenig Einfluß und werden ihrer Feigheit halber von den Tibetern verachtet; diese halten, wenn sie von einem solchen Beamten sprechen, den kleinen Finger in die Höhe, was das Zeichen höchster Verachtung bedeutet, und sagen, der chinesische Beamte in Dawo wage nicht einmal aus seiner eigenen Tür herauszutreten, weil er sich vor einem Hund fürchte.

Die erste bedeutendere Stadt, in die wir kamen, war Tschango (Dango); sie ist an einem steilen Abhang erbaut und drüben auf dem Berg liegt ein Kloster, in dem etwa 2000 Lamas leben. Diese stehen in dem allerschlechtesten Ruf, deshalb umgingen meine Führer den Ort, um den streitsüchtigen Priestern nicht in die Hände zu fallen. In einem kleinen Kloster machten wir Halt, um etwas Tee zu kaufen; die Teeblätter sind nämlich von den Eingeborenen so begehrt, daß Reisende häufig damit ihre Einkäufe bezahlen; man bekommt mehr für ein bischen Tee, als wenn man den zehnfachen Wert in Silber gäbe.

Bald nachdem wir Tschango verlassen hatten, sahen wir auf der Straße mehrere betrunkene Tibeter, die Geld von einigen armen Reisenden erpreßten, denen sie ihren wertvollen Hund weggenommen hatten. Die Räuber gehörten zu einer Soldatentruppe, die die Steuern in Tschango

der etwas anständiger war, machte mir ein Zeichen, daß ich zu meinem andern Begleiter hin reiten solle; ich versuchte es, aber gleich sprang einer der Soldaten wieder aufs Pferd, folgte mir und ritt ganz dicht an mich heran. Dann zog er das Schwert, schwang die nackte Klinge über meinem Kopf und befahl mir, abzusteigen und ihm mein Pferd zu geben. Sein Gesicht war ganz nahe bei mir, und ich sah an seinen gläsernen Augen, daß er seiner Sinne kaum mehr mächtig war. In meiner Herzensangst rief ich laut: O Gott, o Gott, und sagte dann auf tibetisch: mari, mari, d. h. nein, nein. Ein eigentümlicher Ausdruck kam in das Gesicht des Räubers; er steckte sein Schwert ein, wandte sein Pferd, und ritt zu seinen Kameraden zurück, mit denen er dann nach wenigen Augenblicken davonsprengte.

So war nun mein Leben gerettet, und ich hatte nicht einmal etwas von meinen Sachen verloren, denn meine Bettdecken waren unter dem Sattel und ich hatte sie mir dadurch erhalten, daß ich nicht abgestiegen war. Auch mein tibetischer Anzug und mein Kochtopf waren noch da, nur die Teeblätter waren gestohlen.

Ich war voll Dankbarkeit, daß mir der himmlische Vater mein Leben bewahrt hatte, und daß mir auch meine Sachen, die ich so notwendig brauchte, nicht geraubt worden waren.

---

25. Endlich in Sicherheit.

Als die Soldaten samt ihren Pferden verschwunden waren, kam eine neue Verlegenheit für mich. Meine Führer wollten nämlich den Räubern nachsetzen und versuchen, *etwas* von ihrem gestohlenen Gut wieder herauszubekommen,

was aber natürlich bei dem betrunkenen, unzurechnungsfähigen Zustand der Soldaten nur zu einem neuen Unglück geführt hätte. Das sahen denn die Chinesen auch ein, aber nun wollten sie wenigstens nach Tschango zurück, um die Schuldigen bei einem Richter zu verklagen. Sie wußten aber die Namen der Räuber nicht, sahen auch, daß sie nicht mehr genug Geld hatten, und so vermochte ich sie dazu, mich ihrem Vertrag gemäß bis nach Ta-tsien-lu zu begleiten; ich versprach aber, während der Reise für ihren Unterhalt zu sorgen.

Ein Tibeter, dessen Haus ganz in der Nähe war, der sich aber während des Spektakels mit den Betrunkenen wohlweislich ferngehalten hatte, kam jetzt herbei und lud uns ein, in sein Haus zu kommen. Wir nahmen sein Anerbieten gern an, da wir eine nochmalige Begegnung mit den Soldaten vermeiden wollten und auch sehr ruhebedürftig waren.

Die Gegend, durch die wir jetzt kamen, war wunderschön; wir wanderten dem Fluß entlang und hatten zu beiden Seiten hohe, mit prächtigen Wäldern bestandene Berge. Nach einer weiteren Tagereise gelangten wir nach Dawo, wo ein großes Kloster, Nintschong-Gomba, mit etwa 1000 Lamas ist. Ich wollte mich dort nicht aufhalten, weil ich fürchtete, in Ungelegenheiten zu kommen, deshalb ritt ich mit dem einen Chinesen bis zu einem außerhalb der Stadt gelegenen Bauernhaus, während der andere zurückblieb, um Tee zu kaufen. Er brachte uns dann sogar etwas Brot mit, das für mich ein wahrer Leckerbissen war, da ich monatelang keines mehr gekostet hatte. In den Dörfern trafen wir jetzt immer viele Chinesen, die sich hier in Kleidung und Sitten und selbst in der Religion kaum von den Tibetern unterschieden, denn sie murmelten das geheimnisvolle sechssilbige Gebet gerade so andächtig wie die Eingeborenen.

Auch die Reisenden, die uns auf der Landstraße begegneten, waren zum größten Teil Chinesen; unter diesen waren eine Masse Bettler, die besser getan hätten, in ihrem eigenen Land zu bleiben; doch waren es wohl zum Teil Verbannte, die eines Verbrechens wegen ihre Heimat verlassen mußten. All diese Bürger des Himmlischen Reiches waren mir ein Beweis dafür, daß wir nun nicht mehr allzuweit von Ta-tsien-lu entfernt sein konnten, und obgleich meine Kraft immer mehr schwand, wurde meine Stimmung freudiger durch die Hoffnung, daß ich doch das langersehnte Ziel erreichen würde. Es waren jetzt nur noch zwei Tagereisen, aber als wir des Morgens aufbrechen wollten, zeigte es sich, daß mein Pferd nicht mehr imstande war, mich zu tragen, denn es war so elend, daß es sich nur noch ganz langsam weiterschleppen konnte. So blieb mir nun nichts anderes übrig, als den Weg vollends zu Fuß zu machen. Nachdem ich ein Stück weit gegangen war, wurden meine Füße wund, denn ich besaß nur ein Paar tibetische Schuhe, die als Sohle ein Stück ungegerbtes Leder hatten. Auf dem Boden lag dicker Schnee, aber wir hielten doch an, um etwas Tee für das Pferd zu kochen. Die Eingeborenen geben nämlich den Pferden oft Tee, Teeblätter, Gerstenmehl und auch zuweilen rohes Fleisch, damit die Tiere wieder Kraft bekommen zur Weiterreise.

Während wir auf einigen Steinen saßen und warteten, bis das Pferd seine Mahlzeit beendet hatte, die es aus unserem Topf verzehrte, fühlten wir einen Erdstoß. Wir waren in den letzten Tagen an vielen durch Erdbeben zerstörten Häusern vorbeigekommen, und so beschlich mich plötzlich die Furcht, daß mir vielleicht ein Bergsturz mein Grab bereiten würde, ehe ich die große Grenzstadt erreichte, in der ich Ruhe und Sicherheit zu finden hoffte.

Ich mußte an diesem Tag trotz meiner schwachen

um noch einmal um Unterkunft zu bitten. Mein Führer sagte, ich solle nur einfach in die Hütte gehen, denn ich sei so gut gekleidet, daß ich mehr ausrichten würde als er, der arme Lastträger. So suchte ich mir denn einen Weg durch eine Lücke in der Umzäunung und kam dann an den nur drei Fuß hohen Eingang der Hütte. Ich bückte mich, ging hinein und rief: Ta-ko, d. h. älterer Bruder. Ein ärmlich gekleideter, schmutziger Chinese erhob sich. Ich sagte ihm, wir würden hier übernachten, weil unser Pferd unmöglich mehr weiter könne. Er wollte uns zuerst wieder fortschicken, weil er keinen Platz für uns habe. Als ich ihm sagte, welchen Weg ich an diesem Tag schon gemacht hätte, wie müde ich sei, und daß ich mit meinen wunden Füßen kaum einen Schritt mehr gehen könne, erlaubte er, daß wir uns an dem großen Feuer, das in der hinteren Ecke brannte, niederließen. Ich habe gewöhnlich die Erfahrung gemacht, daß die Chinesen freundlich sind und bereit, solchen die in Not waren beizustehen. Die Hütte hatte nur wenige Fuß im Geviert; neben dem Eingang war ein Schweinestall, in dem sich ein großes Schwein herumwälzte. Die Feuerstätte war ein Loch in der Erde, und es gab kaum genug Raum, daß wir uns auf den Boden kauern konnten. Ein halbes Dutzend teetrinkender Tibeter beobachteten uns verstohlen, während wir unsere durchnäßten Füße zu trocknen versuchten und die beiden chinesischen Holzhändler uns über die in Ta-tsien-lu lebenden Fremden berichteten. Es wundert mich gar nicht, daß in China Boxer-Aufstände angezettelt werden, um die dort lebenden Fremden zu verjagen, wenn man hört, welche Abscheulichkeiten ihnen von den Chinesen zugetraut werden.

Wir hatten vor unserer Abreise von Donkyr gehört, daß einige Mitglieder der von Fräulein Annie Taylor gegründeten tibetischen Mission sich in Ta-tsien-lu unter der Leitung

von Herrn Polhill Turner niedergelassen hatten, und ich fragte nun die Chinesen, ob es sich so verhalte. Sie sagten mir, es gebe mehrere Familien von Fremden; vor dem Nordtor und vor dem Südtor sei ein Haus, in dem nur Männer lebten, und innerhalb der Stadt eines mit lauter Frauen. Das waren natürlich katholische Niederlassungen, aber ich erfuhr nun auch, daß vor kurzem noch eine neue Familie angekommen sei, bei der es auch Kinder gebe. Das, vermutete ich, mußten Herr und Frau Turner sein. Die Männer erzählten mir dann auch noch, was die Leute über die Fremden sagten, wie diese ihre Diener auf die Straße schickten, um Kinder zu kaufen, die dann in das Haus der Fremden gebracht werden und dort für immer verschwinden; auch traute man den Fremden zu, daß sie durch den bösen Blick die chinesischen Messingmünzen in Rupien verwandelten, die den Kopf einer Frau aufgeprägt hatten. Niemand, fügten die Männer hinzu, dürfe das Haus der Fremden betreten und sehen, was darin vorgehe. Meiner Ansicht nach sollten Missionare, wenn sie an einen neuen Ort kommen, ihr Haus für die Eingeborenen möglichst offen halten, damit der geheimnisvolle Zauber, mit dem die Eingeborenen die Fremden so gern umgeben, schwindet.

Meine zwei Führer erzählten dann ihrerseits, was sie durch mich von den Fremden gehört und was für einen Eindruck sie von mir, der einzigen Fremden, die sie kannten, bekommen hatten. Sie erklärten den andern auch, warum die Missionare ins Land kämen, und daß diese ihr Geld nicht durch Zauber erlangten, sondern daß es ihnen von Freunden aus ihrer Heimat geschickt werde.

Trotzdem hatten meine zwei Begleiter große Angst, das Haus eines Fremden zu betreten, und die eben erzählten Gerüchte über die Fremden in Ta-tsien-lu trugen nicht da-

bei, dieselbe zu vermindern. Doch war ihr Vertrauen zu mir unbedingt, und sie wären mit mir überall hingegangen. Ich sagte ihnen auch, wenn man ihnen in Zukunft etwas Schlechtes über Missionare sage, so sollten sie denken, daß alle Missionare mindestens so gut seien wie ich.

Als wir uns getrocknet und Tee getrunken hatten, richteten wir uns ein zur Nachtruhe. In dem engen Raum bei dem Feuer war ich mit sechs Männern; die Tibeter blieben im Hof. Meine zwei Begleiter kauerten dicht neben mir, und die andern waren auch nicht weit weg, doch hatte ich keine Spur von Angst vor ihnen. So groß ist der Unterschied zwischen Tibetern und Chinesen, daß ich mich unter diesen vollständig sicher fühlen konnte. Die Holzhändler, obwohl rauhe, ungebildete Leute, waren freundlich und teilnehmend, und eine gemeinsame Gefahr machte uns noch vertrauter.

Wir fühlten nämlich immer von Zeit zu Zeit Erdstöße, die manchmal so stark waren, daß das Dach zitterte. Die Holzhändler erzählten immer neue Geschichten von Bergstürzen und Erdbeben, die in der Gegend vorgekommen waren, und schilderten mit glühenden Worten die Schönheit der zerstörten Heimstätten und die große Frömmigkeit der Lamas, die mit verschüttet worden waren. Diese Erzählungen machten mich natürlich ängstlich und ich war sehr froh, als ich nach dieser schlaflosen Nacht endlich die ersten Streifen der Dämmerung erblickte.

Die Sonne stand schon hoch, als wir uns wieder auf den Weg machten, und der Schnee, der mehrere Zoll tief lag, schmolz schnell von ihrer Hitze. Die Straße war buchstäblich in einen Bach verwandelt, der an manchen Stellen fast fußtief war, aber ich patschte mutig darin weiter, denn ich wußte ja, daß ich nach einem Marsch von *etwa* 32 Kilometer ein chinesisches Wirtshaus oder eine

Missionsstation, und damit den längst ersehnten Ruhehafen erreichen würde. Die Straße führte allmählich abwärts, doch ging es stellenweise auch wieder steil bergan, was mich so erschöpfte, daß ich manchmal die Hoffnung aufgab, an diesem Tag noch nach Ta-tsien-lu zu kommen. An dem steinigen Weg, auf dem wir uns weiter schleppten, wuchsen Stechpalmen und Rhododendron, die mir als Vorboten des Sommers ein höchst erfreulicher Anblick waren. Wir kamen durch prächtige Täler, und die chinesischen Häuser, die so verschieden von den tibetischen Bauernhäusern waren, sahen hübsch und einladend aus, doch konnte ich, meiner großen Ermüdung und meiner wunden Füße wegen, die Schönheit der Landschaft nicht mehr genießen. Meine Führer drängten vorwärts und sahen es nicht gern, daß ich mich immer wieder auf einen Stein an der Straße setzte, um auszuruhen, aber ich konnte nicht anders, denn meine Kraft war vollständig erschöpft; aber das Ziel, an dem mir Sicherheit, Friede und Ruhe winkte, mußte erreicht werden.

Als wir endlich an das Südtor von Ta-tsien-lu gelangt waren, überredeten mich meine Begleiter, mein armes, müdes Pferd zu besteigen, damit ich feierlich in die Stadt einziehe. Vor dem Tor hielten wir an dem katholischen Missionshaus, um dort zu erfahren, wo Herr Turner wohne. Es war komisch, wie mein Chinese sich, nachdem er an die Tür geklopft hatte, schleunigst zurückzog. Er fürchtete sich schrecklich vor den Fremden und glaubte wohl, daß irgend etwas auf ihn losspringen werde. Ein Chinese beantwortete unsere Fragen, und sagte uns, daß Herr Turner über dem Fluß wohne. Wir erregten gar keine Aufmerksamkeit, als wir uns den Weg durch die engen, vollen Straßen suchten, da ich wohl von jedermann für eine Tibeterin gehalten wurde. Nachdem wir über die Brücke gegangen waren, lief ein junger Chinese herbei und

sagte zu mir, ich solle mein Messer und meine Eßstäbe, die ich an meinem Gürtel trug, verstecken, sonst würden sie mir gestohlen. Er führte uns durch einen engen, dunklen Gang, der unter einem Haus hinführte, und in dem mir ein Lama zurief, ich müsse absteigen, was ich denn auch tat. Unser Führer war Koch in dem China-Inland-Missionshaus; er rannte uns voraus und verkündete dort, es sei ein Mann gekommen, wußte aber nicht, ob ich ein Tibeter oder ein Europäer sei. Auf diese Nachricht hin standen schon die zwei Missionare Amundsen und Moyes im Hof, als ich eintrat. Wie reinlich sie aussahen in ihrer chinesischen Tracht, und wie weiß ihre Gesichter waren! Ich wußte gut, daß ich gar nicht rein war, aber trotz meiner Lumpen stand ich da und wartete, ob sie mich anreden würden. Doch nein, ich mußte zuerst sprechen. So sagte ich denn auf englisch: „Wohnt Herr Turner hier?" und Herr Moyes bejahte es. Es war das erste englische Wort, das ich seit dem unvergeßlichen Morgen, an dem mein Mann verschwand, hörte, und ich konnte kaum meiner Bewegung Herr werden. Nach einer Pause sagte ich: „Ich bin Frau Doktor Rijnhart." Nun forderte mich Herr Amundsen auf, die Treppe hinauf in Frau Turners Wohnung zu kommen. Die beiden Herrn waren zuerst ganz sprachlos gewesen vor Erstaunen, daß jemand, der so ganz tibetisch aussah, wie eine Engländerin sprach. Nun wurde ich Frau Turner vorgestellt, die zu mir sagte: „Sind Sie ganz allein?" und dann: „Wann haben Sie zuletzt etwas gegessen?" und dann: „Kommen Sie in die Kinderstube, ich will Tee für Sie bringen lassen." Ich sah auf die reinen Matten und dann auf meine Schuhe, die bei jedem Schritt schmutzige Spuren zurückließen, und sagte, ich sei zu schmutzig, um ins Zimmer zu gehen. Ich wurde *doch hineingeführt*, aber mein Herz blutete, als ich einen

kleinen Jungen sah, der gerade so alt war wie das geliebte Kind, um das ich trauerte. Ich bekam Tee in einer hübschen Tasse und Kuchen, und Frau Turner sagte, ich sollte ausruhen bis zum Abendessen. Aber so wie ich war, konnte ich unmöglich mit gebildeten Leuten an einem Tisch essen. So bat ich denn um ein Bad und um frische Wäsche, und alle Familienglieder steuerten zu meiner Ausstattung bei.

Gerade zwei Monate nach dem Verschwinden meines Mannes war ich in Ta-tsien-lu angelangt. Ich konnte es kaum fassen, daß ich die lange, gefährliche Reise über Berge und Flüsse, und all die Gefahren, die mir von feindseligen Menschen gedroht hatten, überlebt hatte und mich nun wieder in einem behaglichen Heim unter lieben Freunden befand. Und als ich nun von Schmutz und Ungeziefer befreit in einem reinen Bett ausruhte, da war mein Herz voll Dankes und ich konnte mit dem Psalmisten sprechen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen, der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit."

Da ich in Kegudo keinen chinesischen Beamten getroffen hatte, machte ich nun hier den Versuch, durch die Behörden etwas über das Schicksal meines Mannes zu erfahren. Ich schrieb einen Bericht über den Vorgang und schickte ihn an den britischen Konsul in Tschung-king, mit der Bitte, ihn weiter an den holländischen und den englischen Gesandten in Peking zu senden, damit sie ihn dem Tsungli-Yamen übergeben könnten. Ein halbes Jahr blieb ich in Ta-tsien-lu in der Hoffnung, einen zuverlässigen Bericht zu bekommen, aber ich wartete vergeblich. Ich besaß keinen Pfennig Geld mehr, aber gute Freunde in Amerika halfen mir reichlich aus, so daß ich nach Schanghai und von da nach Tient-sin reisen konnte. Hier besuchte ich den holländischen Gesandten, der mir versprach,

alles zu tun, um die chinesische Regierung zu bewegen, Nachforschungen anzustellen; er versicherte mich außerdem, daß der britische Gesandte sich auch in der Sache bemühe. Ich hätte gern das Endergebnis noch in China abgewartet, aber da meine Gegenwart nicht notwendig war und meine Gesundheit sehr gelitten hatte, gab ich den dringenden Bitten meiner Freunde nach und kehrte nach Amerika zurück.

Der holländische Gesandte erhielt einen vom 2. Mai 1900 datierten Bericht von dem Tsungli-Yamen, der aber nur ganz unbestimmte Nachrichten enthielt; es hieß darin unter anderem: „Ich, der Beamte, schickte zwei sachverständige Männer von meinem Gerichtshof mit dem Priester Ishinima nach ‚To-chia' und gab ihnen eine militärische Schutzbedeckung mit. Ihr Bericht lautet: ‚Die ältesten Einwohner von ‚To-chia' gingen mit dem Priester Ishinima von Haus zu Haus, aber weder Mann noch Weib, weder alt noch jung hatten etwas von einem Mord, der an einem holländischen Missionar verübt worden war, gehört.'" Darauf schickte der Beamte, der der Sache nicht ganz traute, noch einmal einen Offizier und einen Gerichtsbeamten, die die Sache ein zweites Mal untersuchen mußten aber auch nicht mehr erfuhren. So blieben dies die einzigen Nachrichten, und ich werde aller Wahrscheinlichkeit nach nie mehr etwas Bestimmtes über das Schicksal meines Mannes hören.

Dem Leser wird der in dem Bericht erwähnte Name Ishinima bekannt klingen. Sobald unser ehemaliger Lehrer in Kumbum (S. 19 ff.) hörte, daß unserer Karawane im Innern ein Unglück zugestoßen und daß mein Mann getötet worden sei, bot er dem Beamten in Sining seine Dienste an und unternahm die weite Reise ins Innere, um sichere Nachrichten über das Schicksal seines Freundes einzuziehen. Der gute Ishinima! er hatte trotz all seiner Fehler doch ein treues Herz. Sein Traum, einmal mit dem fremden

Lehrer nach Amerika zu gehen, wird sich nun nie erfüllen; aber es ist mir ein Trost, daß er den Namen Jesu und die Lehren der Bibel kennen gelernt hat und außer zu seinem Götzen auch noch zu dem „Herrscher des Himmels" betet. Ich behalte ihn in dankbarer Erinnerung und bete für ihn, und ich weiß, daß auch seine Gedanken noch manchmal zu mir wandern werden in das ferne Wunderland, das über dem tiefen blauen Meere liegt.

Es ist natürlich, daß wir die Opfer, die wir gebracht haben, gegen den Erfolg abwägen, und es ist, seit ich nach Amerika zurückgekehrt bin, oft die Frage aufgeworfen worden: „War denn diese Sache so vieler Opfer wert und sind diese durch den Erfolg gerechtfertigt worden?"

So fragen Leute, die der Mission kritisch gegenüberstehen und die es sehr mißbilligen, wenn ein Leben um des Evangeliums und um eines armen, unwissenden Volkes willen dahingegeben wird, die aber dem Soldaten, der sein Leben in der Schlacht opfert, lauten Beifall zollen, wenn auch der Krieg nur um der Vergrößerung des Gebiets oder um des nationalen Ansehens willen geführt wird. Diesen Leuten antworte ich, daß Christus auch seine Soldaten hat, die willig ihr Leben für sein Werk, das größte auf Erden, hingeben, und die den Erfolg gern dem überlassen, der zu seiner Zeit sein Heer dem endlichen Siege entgegenführen wird.

Auch liebe christliche Freunde haben die Weisheit unseres Unternehmens in Frage gestellt. Warum nicht warten, bis Tibet von den Mächten erschlossen ist und die Missionare unter dem Schutz der Regierung vorgehen können? Das ist wohl sehr gut gemeint, aber nicht folgerichtig, denn Christus hat seine Jünger nicht warten, sondern hinausgehen heißen. Wir sollen uns nicht die Verhältnisse wählen, sondern uns ihnen anpassen. Die ersten Apostel

haben. Aber wie ergeht es ihm jetzt? Die ganze buddhistische Priesterschaft ist entrüstet; der Oberpriester hat sogar sämtliche Verwandte des Getauften, obgleich keiner derselben irgendwie dem Christentum geneigt ist, in den Bann getan, d. h. sie von allen Versammlungen und Segnungen seiner Religion ausgeschlossen, dazu auch eine Art Hirtenbrief erlassen, worin er über die Gleichgültigkeit seiner Gemeinde klagt und vor dem Übertritt zum Christentum warnt. Dem jungen Manne selbst aber sucht man das Leben so schwer als möglich zu machen. Wahrlich, da tut Geduld und Glaube der Heiligen not. Die Brüdermissionare aber verzagen nicht. „Wohl ist der Boden dort an den Toren von Tibet hart und steinig, aber der treuen Säemannsarbeit wird schließlich der Segen nicht fehlen, und wenn des Herrn Stunde schlägt, kann auch der härteste Boden sich wandeln.“ So heißt's im letzten Jahresbericht.

Anderen Missionsleuten aber geht das zu langsam. Sie möchten schneller vorankommen. Gerade die verschlossenen Türen haben einen Reiz für sie. So wissen wir von einem Holländer, von mehreren Schweden, von einigen Amerikanern und Engländern und namentlich von einem englischen Fräulein, die alle nicht nur ihre Blicke auf Tibet gerichtet, sondern auch ernstliche Anstrengungen gemacht haben, demselben das Evangelium zu bringen.

Hören wir zuerst etwas von jener Engländerin, Fräulein Annie Taylor (S. 273), der ersten Europäerin, die bis ins Innere des verschlossenen Landes vorgedrungen ist. Nachdem sie schon in früher Jugend sich dem Heiland ergeben, hörte sie einmal einen Sohn des berühmten Missionars Dr. Moffat einen Vortrag über Afrika halten und fühlte sich so zu den armen Heiden hingezogen, daß sie fast gewünscht hätte, kein Mädchen, sondern ein Knabe zu sein,

nur um einmal auch in die Mission zu können. Von da an las sie alle Missionsschriften, die ihr zur Hand kamen, und als sie dann hörte, daß auch junge Mädchen ausgesandt würden, daß namentlich die China-Inland-Mission eine ganze Reihe von Missionarinnen habe, stellte sie sich dieser Gesellschaft zur Verfügung und wurde 1884 wirklich nach China gesandt, lernte die schwere Sprache und ließ sich dann als erste Missionarin, ja überhaupt als erste Europäerin in der Stadt Tao-tschou tief im Innern an der Grenze von Tibet nieder, besuchte von hier aus 1887 das große Lama-Kloster in Kumbum, wo 50 Jahre vorher die katholischen Priester Gabet und Huc eine Zeitlang gelebt und Tibetisch gelernt hatten, und bekam nun ein immer wachsendes Verlangen, den armen Tibetern nachzugehen und womöglich in die Hauptstadt des Landes, ins geheimnisvolle Lhasa, vorzudringen. Ob das nur Unternehmungslust oder ein wirklicher Ruf von oben war, wer will das entscheiden?! Sie selbst jedenfalls und ihre Freunde zweifeln nicht daran, daß es vom Herrn war.

Es dauerte nicht lange, so hatte Fräulein Taylor sich überzeugt, daß es leichter sei, von Indien als von China aus die Reise nach Lhasa zu unternehmen. So begab sie sich 1888 nach Dardschiling im Himalaja und von hier in das nächste tibetische Dorf, wo sie die Sprache lernte. Dann ging's weiter auf Kambadschong, eine tibetische Festung, zu. Unterwegs wurde sie wieder und wieder gefragt, was man im Fall ihres Todes mit ihrem Leichnam machen solle. Sie erwiderte, es eile ihr noch nicht mit dem Sterben. Den Tibetern aber schien es damit zu eilen, sie aus der Welt zu [illegible] Gebetsräder wurden gegen sie in Bewe[illegible] eine Häuptlingsfrau, bei der sie eing[illegible]

ein vergiftetes Gericht von Reis und Eiern vor. Zum Glück schöpfte Fräulein Taylor Verdacht und aß nur wenig davon, wurde aber doch krank. Nun verlangte der Häuptling, sie solle sich nach Dardschiling, d. h. auf englisches Gebiet zurückziehen. Sie aber ließ sich nicht vertreiben, sondern blieb ein ganzes Jahr in dem Grenzlande Sikkim

Reise auf Yaks im Himalaja.

(das jetzt auch den Engländern gehört, damals aber noch unabhängig war). Zehn Monate lang bekam sie kein einziges europäisches Gesicht zu sehen. Um so vertrauter wurde sie mit den Eingebornen und mit ihrer Sprache. Auch gewann sie hier einen jungen Tibeter fürs Christentum, der seither ihr treuer Diener und beständiger Begleiter geblieben ist. Dieser junge Mann, Pontso mit Namen,

stammt aus Lhasa. Auf einer Reise an die indische Grenze hatte er sich eine Fußverletzung zugezogen, und einige Eingeborne hatten ihn an die fremde europäische Dame gewiesen: die sei freundlich gegen jedermann und könne auch heilen. So überwand er die Scheu vor der Fremden, die sich nun treulich seiner annahm, so daß er geheilt und zugleich dem Herrn Jesus zugeführt wurde — ein herrliches Angeld für Gottes weiteren Segen.

Aus der Reise nach Lhasa aber wurde nichts. Man ließ Fräulein Taylor einfach nicht ins Land herein. Was blieb ihr da anders übrig, als wieder nach China zurückzukehren und es noch einmal von dort aus zu versuchen?! Jetzt konnte sie doch wenigstens die Sprache und hatte einen zuverlässigen tibetischen Gehilfen bei sich. Also zurück nach Schanghai, von da ins Innere, in die Provinz Kansu und wieder in die Stadt Tao-tschou, wo sie ja schon bekannt war! Aufs neue wurden nun tibetische Klöster besucht und allerlei Bekanntschaften gemacht und auf weitere Winke gewartet. So verging ein Jahr. Da bot sich auf einmal eine Reisegelegenheit dar. Ein chinesischer Mohammedaner namens Noga hatte eine Frau aus Tibet, die mit Fräulein Taylor bekannt geworden war und jetzt nach dreijähriger Trennung versprochenermaßen ihre Mutter in Lhasa besuchen sollte. Noga war bereit, sie zu begleiten, hatte aber kein Geld zur Reise. Da hörte er von Fräulein Taylors Plänen und bot sich ihr als Führer und Beschützer an, falls sie die Kosten der Reise tragen wolle. So kam es am 2. September 1892 endlich zum Aufbruch. Und nun ging es über die hohen Berge durch Schnee und Eis, an Räuberbanden vorbei unter beständiger Lebensgefahr, und was das schlimmste war, Noga entpuppte sich als ein ganz gemeiner Betrüger und Verräter, der seine Herrin gründlich ausplünderte, ja sie aufs schnödeste be-

leidigte, sie zu schlagen und endlich sogar zu ermorden versuchte. Hätte sie nicht den treuen Pontso bei sich gehabt und hätten nicht einige Lamas und andere Tibeter sich hilfreich ihrer angenommen, sie wäre verloren gewesen. Jetzt mußte sie froh sein, den Unmenschen los zu werden und allein mit ihrem Pontso und noch einem Tibeter ohne Geld und ohne die nötigen Reisebequemlichkeiten weiterzuziehen. Einmal verirrte sie sich und wußte drei Tage lang nicht, ob sie aus dem Berglabyrinth, in das sie geraten war, je wieder herauskommen würde. Später aber zeigte es sich, daß sie nur dadurch einem neuen Mordversuch Nogas entronnen war. Dieser abscheuliche Mensch verbreitete jetzt die Nachricht, Fräulein Taylor habe Gold und Edelsteine bei sich — bloß um die Habgier der Leute zu reizen und das Fräulein in Gefahr zu bringen; und in Lhasa angekommen, machte er Anzeige, daß eine Europäerin dahin unterwegs sei. Die Folge war, daß ein strenger Befehl ausging, der Fremden solle zwar kein Leid geschehen, aber unter keinen Umständen dürfe sie in die Hauptstadt hereingelassen werden. So kam es, daß Fräulein Taylor, als sie nur noch drei Tagereisen von Lhasa entfernt war, von tibetischen Soldaten verhaftet und vor einen Beamten geführt wurde, der ihr erklärte, er könne sie zwar nicht gewaltsam an der Weiterreise hindern, setze sie aber ihren Willen doch durch, so koste ihn das seinen Kopf! Das war genug, Fräulein Taylor kehrte um. Aber die Rückreise war erst recht schrecklich. Zwar gaben ihr die Beamten einige Nahrungsmittel, ein altes Reisezelt und zwei Pferde, aber bald waren die Vorräte erschöpft und das Zelt gegen Nahrungsmittel versetzt. Dazu schwärmten immer wieder Räuber um sie her. Auch war es jetzt so kalt, daß einer ihrer Begleiter vor Frost starb, die Gegend so hoch, daß man keine Speise mehr

gar kochen konnte, weil das Waſſer ſchon bei geringer Hitze zu ſieden anfing. Einmal mußte ſie zwanzig Nächte hintereinander unter freiem Himmel bei beſtändigem Schneefall zubringen. Die Pferde hatten nichts mehr zu freſſen und verſchlangen ſelbſt wollene Kleidungsſtücke, wenn dieſelben in ihren Bereich kamen. Alles, was ſie erhielten, war ein wenig Tee, Butter und Käſe untereinander gerührt — ſoviel eben die Reiſenden ſich ſelbſt am Mund abſparen konnten. Tibet iſt nämlich ein großes Butterland. Sogar 10—15 Fuß hohe Buddhabildſäulen werden dort aus Butter gemacht!

Beſonders merkwürdig war die Reiſe durch das Gebiet der Golocks. Das iſt ein räuberiſcher Stamm, der von einer Frau namens Watſchu Bumo regiert wird und weder der chineſiſchen noch der tibetaniſchen Obrigkeit untertan iſt. 500—2000 Mann ziehen da je auf einen Raubzug aus und ſind ihres Erfolges auch gegen den ſtärkſten Feind ſo gewiß, daß ihre Weiber und Kinder mitlaufen, um den Spaß mitanzuſehen. Dabei ſind ſie die reichſten Leute in ganz Tibet! Jene Watſchu Bumo nun fand großes Wohlgefallen an Fräulein Taylor und gab ihr ſogar eine Leibwache mit bis an die chineſiſche Grenze, die endlich am 12. April 1893 bei Ta-tſien-lu erreicht wurde. Die ganze Reiſe hatte ſieben Monate gedauert!

Was ſoll aber dabei für die Miſſion herauskommen? Nun, Fräulein Taylor iſt jetzt, von ihrem Pontſo begleitet, nach England zurückgekehrt, hat dort ihren Reiſebericht veröffentlicht und ſo erfolgreich für Tibet geworben, daß ein eigener Ausſchuß für die neue „Tibet-Miſſion“ im engſten Anſchluß an die China-Inland-Miſſion gebildet worden iſt (Adreſſe: Mr. William Sharp, 13, Walbrook,

London, E. C.) und bereits 6—8 Männer und Frauen sich bereit erklärt haben, mit Fräulein Taylor nach Dardschiling und Sikkim zu gehen, dort die Sprache zu lernen und dann mit Gottes Hilfe in Tibet einzudringen. Jetzt sind sie wohl schon unterwegs. Fräulein Taylor hat gefunden, daß die Tibeter sehr hoch von den Engländern halten, daß sie auch ganz gern von Fremden Belehrung und ärztliche Hilfe annehmen, daß ferner manche Lamas und andere Buddhisten recht aufgeklärt und zugänglich sind, daß also alle Aussicht auf eine gesegnete Missionswirksamkeit da ist, wenn nur einmal jenes Verbot aufgehoben wird, daß Europäer sich nicht in Tibet niederlassen dürfen. Gott helfe dazu!

Fräulein Taylor ist aber nicht die einzige, die das lang verschlossene Land im Sturm erobern oder, wenn das nicht geht, wenigstens belagern möchte. Ein Herr Simpson in New-York, der schon seit Jahren Missionare nach China geschickt hat, ist im letzten Sommer selbst dorthin gereist, und zwar in der Absicht, in Peking eine Anstalt oder Schule zu gründen, in welcher Missionsleute Tibetisch lernen können. Näheres darüber ist noch nicht bekannt geworden. Von einem Holländer aber, der es auch auf Tibet abgesehen hat, erzählt der „Neukirchener Missions- und Heidenbote" folgendes: Petrus Rijnhart war vor sechs Jahren als Soldat in Hoorn (Holland) für den Herrn gewonnen worden und hatte gleich angefangen, auch seine Kameraden zur Bekehrung aufzufordern, so daß sein geistlicher Vater, der Prediger A. Mooy, der seither die Leitung der Missions- und anderer Anstalten in Ermeloo übernommen hat, einen tüchtigen Gehilfen an ihm hatte. Später ging er nach Nordamerika, schloß sich dort der Heilsarmee an, trat aber wieder aus, fuhr jedoch fort,

Seelen für den Herrn Jesus zu werben. Den Tag über arbeitete er in einer Fabrik, wo er hohen Lohn bekam, und des Abends widmete er sich der inneren Mission. Über seinen weiteren Lebensgang berichtet er selbst: „Nachdem ich ungefähr 1½ Jahre so tätig gewesen, wurde mein Blick auf das Innere Asiens und namentlich auf Tibet gelenkt, wohin ja noch nie ein evangelischer Missionar seinen Fuß gesetzt hat. Ich bat den Herrn, mich dorthin zu senden, und bot mich nun dem amerikanischen Zweig der China-Inland-Mission an, wurde aber abgewiesen, weil der liebe Sekretär, ein wahrhaft geheiligter Mann, meinte, ich sei zu impulsiv (zu stürmisch) oder mit andern Worten zu Petrus-ähnlich. Natürlich schlug mich diese Abweisung nieder, obschon ich über das Petrus-ähnlich lächeln mußte, zumal da ich ja selbst Petrus heiße. Nun, ich wandte mich an meinen Vater im Himmel, und durch viele deutlich erkennbare Zeichen erhielt ich die Weisung, zuerst als Reiseprediger ganz Amerika bis an die Küste des Stillen Ozeans zu durchwandern, dann auf einem Schiff Anstellung zu suchen und so nach China zu gelangen. Der Segen des Herrn war mit mir. In Kirchen und Kapellen oder auf den Straßen verkündigte ich das seligmachende Evangelium. Viele kamen zum Glauben und viele wurden aufgeweckt, auch der Heidenmission zu gedenken. Auf diese Weise legte ich 400 Wegstunden zurück bis nach Nord-Kansas. Von dort fuhr ich mit der Eisenbahn nach Kalifornien, wo ich zwar nicht die gesuchte Stelle auf einem Schiff fand, wohl aber das nötige Geld erhielt, um als Passagier nach China zu reisen. Wo ich auch war, nie habe ich einen einzigen Menschen um Unterstützung gebeten, sondern immer nur meinen Vater im Himmel. In Schanghai angekommen, wurde ich vor [illegible] Vorsteher der China-Inland-Mission freund-

lich aufgenommen. Das war am 4. August 1890. Der Herr hatte mich überaus freundlich geleitet. Ich lernte dann die Sprache, fing an, den Chinesen zu predigen, und ging dann nach Lantschou in der Provinz Kansu, um hier Vorbereitungen zu treffen zum Eindringen in Tibet. Schon habe ich ein Dorf Lusar besucht, wo ein Kloster mit über 3000 buddhistischen Mönchen ist. Hier hoffe ich Tibetisch zu lernen, und dann wird der Herr weiter helfen."

Soweit der Holländer. Und nun kommen wir an die Schweden, die vor etwa anderthalb Jahren sich ebenfalls aufgemacht haben, um in Tibet einzudringen. Es sind 6 Fräulein oder Frauen und 3 Männer, lauter Leute nicht aus Schweden selbst, sondern aus den zahlreichen schwedischen Gemeinden in Nordamerika und für die Mission begeistert durch den Erweckungsprediger Franson. Dieser unruhige, beständig hin- und herreisende Mann hat namentlich unter den amerikanischen Schweden und Norwegern ein prasselndes Missionsfeuer angezündet und eine sog. Allianz-Mission ins Leben gerufen, die in zwei Jahren schon über 100 Männer und Frauen nach Japan, Afrika und vornehmlich nach China gesandt hat! Ihr Bestreben ist, dahin zu gehen, wo Christi Name noch ganz unbekannt ist. Daher auch der Gedanke an das verschlossene Tibet. Meist ziehen 10 oder 12 unter einem Führer aus, an diesen werden dann die nötigen Gelder aus Amerika geschickt. Dieselben kommen in folgender Weise zusammen: mehrere Missionare werden ganz unterhalten von je einem wohlhabenden Missionsfreund, andere von je einer Gemeinde, wieder andere von je zwei oder mehr Gemeinden zusammen.

Doch nun zu jenen neun, die — um nach Tibet zu — sich zunächst nach Indien und zwar nach

Annie Taylor und der Tibet...

Darbschiling begeben haben. Von hier sind sie dann nach Ghum vorgedrungen, haben sich dort mit Sprachstudien und anderen Vorbereitungen beschäftigt, und dann sind die drei Brüder Shoberg, Frederickson und Gustaffon am 4. November 1892 auf eine Reise an die Grenze des eigentlichen Tibet gegangen. Dazu ausgerüstet hatten sie sich mit einem Zelt, mit Eßvorräten, Kochgeschirr, wollenen Decken, sowie mit Traktaten und Bibelteilen. Zuerst kamen sie auf die schottische Missionsstation Kalimpong, dann auf die katholische Station Pedong, dann nach Rhenock, nach Gnatong nnd endlich an den Dschalep-Paß, von wo sie wie durch ein Schlüsselloch ziemlich weit in das Land ihrer Sehnsucht hineingucken konnten. Nichts als Berge; gerade vor ihnen — ein paar hundert Fuß unter ihren Füßen — ein reizender kleiner Alpensee, jenseits desselben ein majestätischer Schneegipfel. Zwei von ihnen stiegen hinab an den See und tranken zum erstenmal — tibetisches Wasser. Dann knieten sie nieder und hielten ihre erste Andacht auf — tibetischem Boden. Es war furchtbar kalt und windig, die Herzen aber schlugen warm. Weiter vorzudringen war für diesmal nicht möglich. Der Rückweg wurde über Guntok gemacht und war ziemlich gefährlich. Einmal hatten sie 20 Stunden lang nichts zu essen und zu trinken und in 28 Stunden nur 3 Ruhestunden. In Guntok wohnt ein englischer Beamter, ein sog. politischer Agent. Dieser lud die Brüder zum Essen ein, und schon hofften sie, er werde ihnen gestatten, sich dort niederzulassen. Er aber mußte ihnen sagen, die englisch-indische Regierung habe dem König von Sikkim in einem Vertrag das Versprechen gegeben, daß sie nicht dulden werde, daß Europäer dort wohnen [illegible] riet er ihnen, eine Bittschrift zu schreiben, wa[illegible] geschah. Am 18. November waren sie [illegible]

Ghum. Das ist einstweilen alles, was wir über dieses Unternehmen erfahren haben.

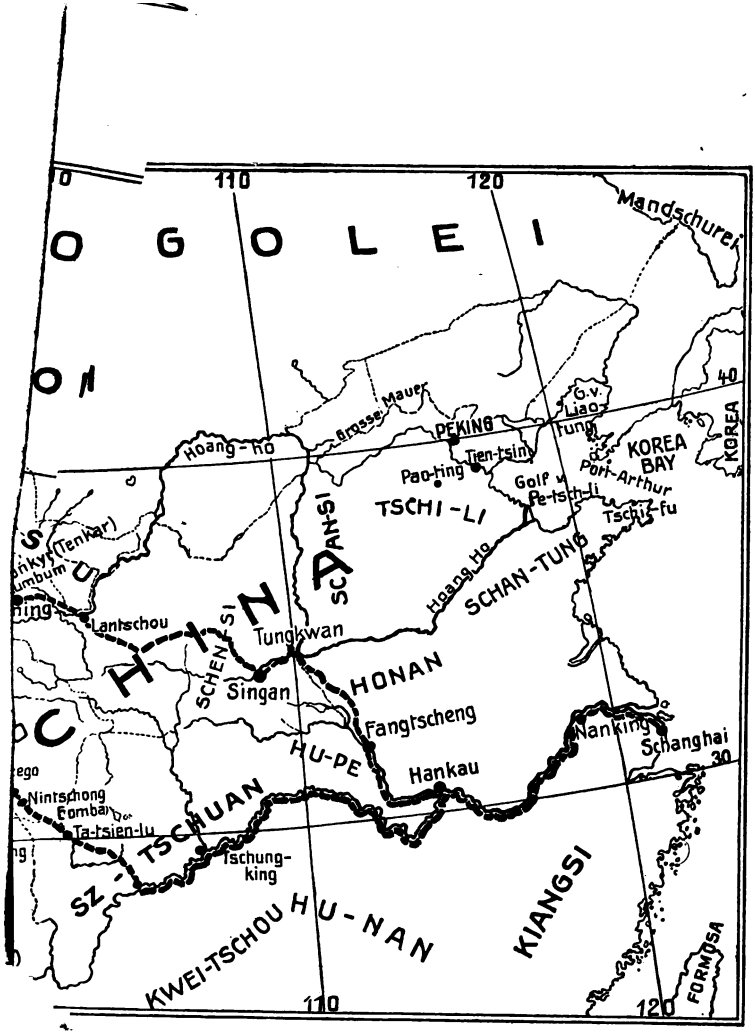
Soweit das Calwer Missionsblatt vom Jahr 1894. Was seither geschehen ist, läßt sich dahin zusammenfassen, daß Tibet noch immer von einzelnen Gruppen evangelischer Missionare und Missionarinnen, teils von China, teils von Indien aus, belagert wird. Das Neueste aber ist, daß nach einem Vertrag, den die russische Regierung mit der chinesischen abgeschlossen hat, keine andere Religion in Tibet ausgebreitet werden darf, als neben dem bereits herrschenden Lamaismus die der russisch-orthodoxen Kirche! Was diese Abmachung für praktische Folgen haben wird, muß natürlich abgewartet werden. Soviel aber ist gewiß, daß alle Mächte der Welt nicht im stande sein werden, das Evangelium von Tibet fern zu halten.

Inhalt.

		Seite
1.	Bis zur tibetischen Grenze	3
2.	Bei den Lamas	12
3.	Ein mohammedanischer Aufstand	29
4.	Bei den Verwundeten	41
5.	Unsere Missionstätigkeit	54
6.	Das Kloster Kumbum	60
7.	Ein buddhistischer Heiliger	75
8.	Unser Umzug nach Donkyr	83
9.	Hoher Besuch	97
10.	Unter den Tanguten des Kuku-nor	107
11.	Nach der Hauptstadt von Tibet	120
12.	Der Abschied von Donkyr	131
13.	In dem Tsaidam	139
14.	Unbevölkerte Gegenden	149
15.	Dunkle Tage	156
16.	Jenseits des Tangla	162
17.	Nagtschuka	168
18.	Auf der Karawanenstraße	175
19.	Von Räubern überfallen	182

Seite

20. Unſere letzte gemeinſchaftliche Wanderung 189
21. Allein und verlaſſen 197
22. Schlimme Führer 207
23. Chineſiſche Freunde 221
24. Meine Reiſe mit Ula 232
25. Endlich in Sicherheit 246
Anhang 261



Reise nach Tibet.

Seite

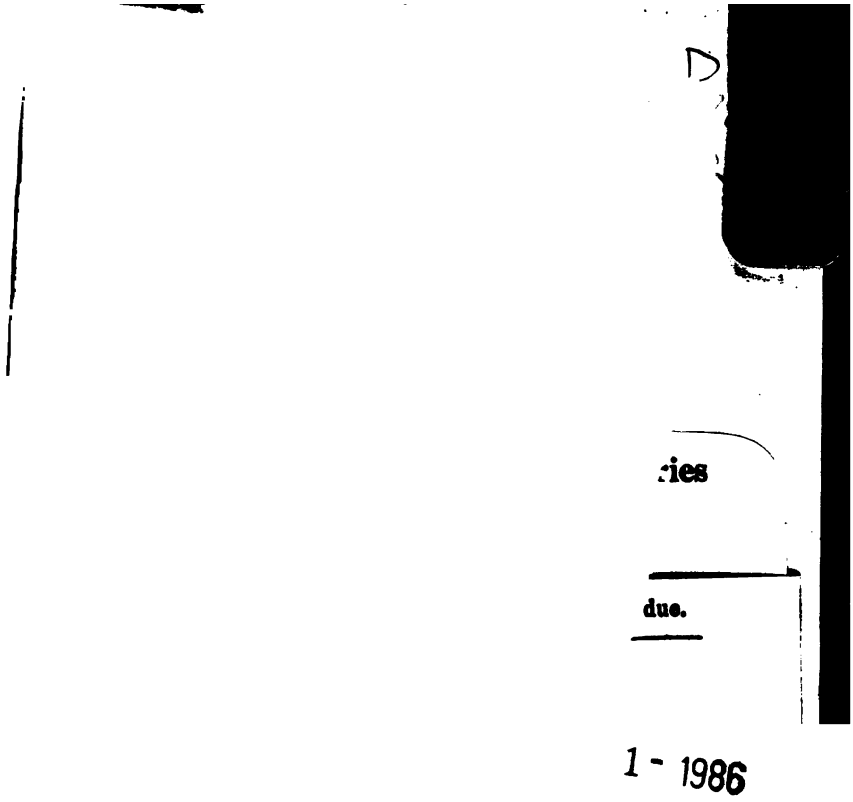
20. Unſere letzte gemeinſchaftliche Wanderung 189
21. Allein und verlaſſen 197
22. Schlimme Führer 207
23. Chineſiſche Freunde 221
24. Meine Reiſe mit Ula 232
25. Endlich in Sicherheit 246
Anhang 261

Rijnharts Reise nach Li

Ga).

Seite

20. Unſere letzte gemeinſchaftliche Wanderung 189
21. Allein und verlaſſen 197
22. Schlimme Führer 207
23. Chineſiſche Freunde 221
24. Meine Reiſe mit Ula 232
25. Endlich in Sicherheit 246
Anhang 261


D
ies
due.
1 - 1986

DS 785 .R5
Wanderungen in Tibet,
Stanford University Libraries
3 6105 041 523 288

D
7
R

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

MAR 1 - 1986